Prisonnier Halm

Prisonnier Halm

Die Geschichte einer Gefangenschaft

von

Karl Wilke

13.–22. Tausend

Koehler 1789 1806 Amelang 1925

Verlegt bei Koehler & Amelang / Leipzig

Druck: Bibliographisches Institut A. G. in Leipzig
Printed in Germany

Den toten Kameraden

Einen Tag Ruhe

Das Regiment lag – es war beim Rückzug am Ende des Weltkrieges – für kurze Zeit in Ruhe an der Somme, dicht vor dem Städtchen Ham bei St. Quentin, nachdem es bei Roye schwere Tage durchgemacht, sich dann kampflos vom Gegner abgelöst, einen Tag die Nachhut gestellt und in der letzten Nacht durchmarschiert war bis zu dieser Stellung. Die Nachhut war gestern abend anderen übergeben worden, und man genoß das Gefühl des Geborgenseins in ihrem Schutz, um so mehr auch, da das mörderische Artilleriefeuer fürs erste schwieg, weil der Franzose seine Geschütze nachziehen mußte.

Beiderseits der Brücke lag die dritte Kompanie, rechts der Stab mit den beiden ersten Zügen und links, für sich allein, der dritte Zug, dem nach diesen verlustreichen Wochen nur noch eine einzige Gruppe geblieben war – acht Mann, vier Maschinengewehrschützen und vier Infanteristen, wozu aber noch beinahe ebensoviel Vorgesetzte kamen. Das waren: der Zugführer, Vizefeldwebel Wagner, dann der Führer der Gruppe, Sergeant Meinecke, weiter: Sergeant Koselski, der dem Zug als Überzähliger angehörte, dann noch der Gefreite Halm, dem das Maschinengewehr unterstand; und bei den Schützen selbst waren außerdem noch zwei Gefreite – die Tragikomödie der letzten Kriegsmonate: viel Chargen und wenig Mann.

Das halbe Dutzend „Landser" des dritten Zuges, das da übrig blieb, wurde indessen kaum von dieser vorgesetzten Übermacht behelligt. Der Feldwebel, ein ruhiger, besonnener Mann, ließ seine Kommandogewalt nur vorn bei wichtigen Entschei-

dungen merken, der runde, gemütliche Koselski verzichtete gern auf jede Verantwortung – nach vier Frontjahren, „immer im Schlamassel und nie verwundet", fühlte er sich in der Rolle des Überzähligen wie ein Pensionär, froh, wenn ihn niemand mit Dienst behelligte, und Sergeant Meinecke schloß sich ihm mit ähnlichen Gefühlen, die sie „Heimatgefühle" nannten, an. Da er nichts vom Maschinengewehr verstand, dieses aber den eigentlichen Kern der Gruppe bildete, schob er neidlos die Führung ganz auf den Gefreiten Halm ab. Der wieder entledigte sich ihrer in durchaus kameradschaftlichem Geiste, da er selbst aus der Korporalschaft hervorgegangen war; die „Schnäpser" in der Gruppe aber – einer davon war der Richtschütze Britschin – hatten natürlich sowieso nichts zu melden. –

Vizefeldwebel Wagner und die beiden Sergeanten saßen in einem geschützten Winkel der Brücke beim Mauscheln. Wagner gab. „Vergangene Nacht hat's da oben doch noch einen getroffen", erzählte er, die Karten mischend. – „Was war mit dem?" fragte Meinecke mit seinem leisen Lächeln, das er meist auf dem Gesicht hatte. – „Bauchschuß. Heute früh war ich bei ihm. Ich hörte so was rufen und da ging ich dem nach. Er sagte, er hätte die ganze Nacht gerufen." – „Habe ich doch auch gehört," meinte Koselski, die Buchenlaubzigarre in den linken Mundwinkel schiebend, wobei er seine Karten überflog – „aber bei dem Sturm und dem Wetter – ich dachte, da ruft einer nach seiner Kompanie. Kam denn die Granate noch so dicht hier in die Nähe?" – „Keine fuffzig Meter weg. – Meinecke, Sie geben – – ja, der arme Kerl glaubte, er hätte nur einen geringen Streifschuß. Ein nettes Loch war im Bauch. Er wird wohl nicht mit dem Leben davonkommen. Dabei hat er schon sicher seine Fünfundvierzig auf dem Buckel." – „Da wird seine Frau die Freude kriegen", warf Meinecke gedankenlos hin. – „Na, ich weiß ja nicht – die Freude," verwies ihn Wagner,

„wenn ich denke, daß unsereinem jetzt zuletzt noch so etwas zu-
stoßen könnte – meine arme Frau möchte ich nicht sehen." –
„Meine Herren, meine Herren, is das 'ne Zeit," seufzte Koselski,
„und immer noch kein Ende. Wenn wir wenigstens erst mal
in Ruhe kämen." – „Ist das hier heute keine Ruh?" fragte ihn
Meinecke spöttisch. – „Na, Mensch – ein Tag, nich? Dann ist
der Franzmann doch nachgerückt und gleich wieder dicke Luft."
– „Also Leute, entweder wir unterhalten uns oder wir spielen,"
rief Wagner da, „wie ist es denn nun? Bin ich wieder dran?"

In diesem Augenblick gingen auf der Böschung oben zwei
Sanitäter mit der Bahre vorüber. Feldwebel Wagner warf
die Karten hin. „Wollen ein bißchen mit zufassen", schlug er
vor. „Na, warum denn?" regte sich Meinecke auf, der gerade
ein gutes Spiel in der Hand hatte, „lassen Sie doch die Leute
mitgehen, Herr Feldwebel."

Aber Wagner war schon hinaufgeklettert. Oben rief er Halm
und den Schützen Krantz heran, ein paar andere kamen aus
Neugier mit.

Man folgte den Sanitätern eine Strecke querfeldein. Der
Verwundete war tot. Er lag auf dem Rücken, das linke Bein
etwas angezogen, eine Hand unterm Kopf, die andere auf der
Wunde am Bauch. Die Augen in dem grauen Gesicht waren
weit aufgerissen mit einem Ausdruck, der zu sagen schien:
„Kommt nun wohl bald einer? Ich krieg's hier mit der
Angst –"

Nicht weit von dem Gefallenen entblößte ein Granattrichter
weiche, gelbe Erde. Daraus war der Tod auf ihn zugesprungen,
nicht sofort mit zermalmendem Schlage, nur eben seinen Leib
etwas derb streifend, wie bei einem Steinwurf; aber der Feld-
graue, der sich hier oben ein Bündel Stroh zum Schlafen
holen wollte – das Bündel lag noch daneben –, war doch
schwach geworden, hatte sich hingelegt und nach dem Sani-

täter gerufen. Er blieb in dem Glauben, es hätte ihn nur gestreift, und starb darüber hinweg.

Feldwebel Wagner beugte sich herab, öffnete ihm die Waffenrockknöpfe und suchte nach der Erkennungsmarke. Sie fand sich nicht, da fingerte er in den Brusttaschen herum und brachte eine Liebesgaben-Brieftasche zum Vorschein, schwarz, gepreßtes Wachstuch, obenauf eine Widmung, deren Golddruck zum Teil abgeschabt war: „Dem edlen Mitstreiter."

Dem Gefreiten Halm, der wie die anderen schweigend und interessiert den Vorgang verfolgte, kam beim Anblick der Brieftasche plötzlich die Erinnerung an Lazarettage. Dort wurden diese Dinger sehr freigebig verteilt. Er entsann sich auch, daß auf der Rückseite die verheißungsvollen Worte vom „Dank des Vaterlandes" standen und er suchte danach mit einer Wendung des Kopfes; aber da hinten war das Gold schon ganz abgebröckelt und die Schrift verwaschen wie alle Kriegsbegeisterung heute mitsamt ihren Versprechungen.

Wagner ersah aus den Briefen, daß der Gefallene aus Waldenburg in Schlesien war und zur vierten Kompanie gehörte. Eben als er die Tasche zuklappen wollte, schob sich ein kleines Bild heraus. Halm griff schnell danach und betrachtete es interessiert. Zwei bildhübsche kleine Mädchen standen da in Photographierparade nebeneinander, und auf der Rückseite las man die erschütternde Bitte des Vaters: „Kameraden, wenn ich falle, legt mir das Bild mit ins Grab."

Die Photographie ging von Hand zu Hand, wie die Worte von Mund zu Mund. Den Feldgrauen war der Tod vertraut, wo er im rasenden Wirbel der Geschosse unter ihnen Ernte hielt; wenn er ihnen aber allein und so eindringlich gegenüberstand, wurden sie immer wieder ergriffen. Und hier kam noch dies dazu, der Sensenmann hatte seinen Schatten vorausgesandt, und sein Opfer wußte von da ab, daß es gezeichnet war.

Der Feldwebel drückte dem Toten die Augen zu, nahm ihm noch die Uhr und sonstige Dinge ab und begab sich zum Führer der vierten Kompanie, Meldung zu erstatten.

Halm schlenderte langsam zu seiner Gruppe zurück. Das Erlebnis mit dem Toten hatte ihn nachdenklich gemacht. Weniger die Tatsache, daß der Mann auf so tragische Weise gerade am Ruhetag, sozusagen weit vom Schuß, gefallen war – das Gefühl für so etwas hatte sich abgestumpft, besonders in den letzten Wochen, klang doch das Gejammer der Verwundeten von Roye noch jetzt in den Ohren nach – aber dieses seltsame Drum und Dran, dieses: „Kameraden, wenn ich falle" – war das nur zufällig hingeschrieben oder können manche Menschen ihren Tod so bestimmt vorausahnen? Zeichnet der unheimliche Gesell mit der Sense seine Opfer tatsächlich vorher, wie der Waldhüter die Bäume, die gefällt werden sollen? Müßte man nicht forschen, ob auch in den eigenen Nervendrähten dieses verworrene, unheilverkündende Tönen anhub, das man Ahnungen nennt? Und ebenfalls auf das bewußte Bild in der Brusttasche schreiben: „Kameraden, wenn ich falle" ... denn man möchte es doch auch gern bei sich behalten, es soll auf keinen Fall zurückgeschickt werden. Aber nur daran zu denken – nein – die Hand würde in abergläubischer Furcht zurückzucken, würde sich weigern, die Worte zu schreiben, es konnte ja sein, daß es damit besiegelt war ...

Der Gefreite war mitten auf dem Felde stehen geblieben. Die Hände tief in den Hosentaschen, starrte er in die Ferne auf den Horizont, bis ihn plötzlich Gelächter und Gebrüll vom Lagerplatz her aufschreckte.

Die Gruppe hatte sich inzwischen, verlockt durch den sonnigen Tag, ihrer verlausten und verdreckten „Klotten" entledigt und tobte im Wasser herum.

Halm kletterte auf den Damm und betrachtete das Bild.

Sieben, acht oder neun nackte Körper, bleich vom Maulwurfsdasein in den Unterständen, ausgemergelt von Hunger und Überanstrengung, balgten sich in der trüben Flut herum, ausgelassen wie junge Hunde, die plötzlich in Freiheit gesetzt werden. Koselski packte Meinecke eben beim Kopf und tauchte ihn unter, wofür der ihm die Beine wegzog, so daß sie für einen Augenblick beide unter Wasser verschwanden. Erst eine ganze Strecke weiter kam Koselski wieder zum Vorschein, schnaufte wie ein Seehund und lachte über Meinecke, der sich aus Furcht vor Rache ans Ufer geflüchtet hatte.

Ob wohl einer von denen da unten auch schon vom Tod gezeichnet ist? spann Halm seine grüblerischen Gedanken weiter, daß er sich auch mit diesen Ahnungen trägt, vielleicht sogar mit dem Wissen, daß er nicht wieder nach Haus kommt? Wie der Tote da oben es wußte? Oder wie jener Bekannte vom letzten Urlaub, der unter furchtbarem Schluchzen von seiner Frau Abschied nahm, um zur Front zurückzukehren, und eine Woche darauf zerfetzt wurde? – Britschin vielleicht, der da noch so lebensfroh seine Armmuskeln spielen läßt – er tut sich was darauf zugute, daß er der beste Turner in der Kompanie ist! – oder sein Landsmann Loseris – sie sind aus einem Dorfe, vielleicht muß einer von den beiden die Nachricht überbringen, Näheres erzählen – oder der kleine schmächtige Berliner Reusch, bei dem man sämtliche Rippen erkennen kann, oder Koselski, Meinecke, die beiden Alten, Martin der Elsässer – – – oder du selbst, Halm? Man wußte von dem Innenleben der anderen nichts. Man sprach nicht über solche Dinge. Neulich nur wäre beinahe die Rede darauf gekommen. Da saßen sie im tiefen Stollen bei Roye um das Hindenburglicht. Und plötzlich blickten sie auf und sich ins Gesicht. „Du siehst aus wie ein Toter", hatte Krantz zu Halm gesagt. Der lachte etwas ärgerlich – rühr' nicht dran! „Du ebenfalls", gab er dann

zurück. „Na, wer weiß", hatte Krantz gemeint und schien noch etwas auf der Zunge zu haben, doch da riß Reusch einen Witz und es war vorüber. –

Krantz war an der Böschung zurückgeblieben. Er buddelte mit seinem Spaten emsig in dem weichen Erdreich herum. Man war das gewohnt an ihm. Überall, wohin sie auch kamen, war Krantz als erster darauf bedacht, sich Deckung zu verschaffen.

Halm setzte sich zu ihm. „Quälst du dich schon wieder, Krantz?" Der hielt mit Graben ein und sah den Gefreiten groß an. „Was heißt quälen – sicher ist man doch nirgends. Ich lege mich nicht auf die flache Erde. Dem Toten da hinten ist es auch hier passiert." „Der Schuß kam aus einem Ferngeschütz", erwiderte Halm ruhig. – „Wennschon, das kann doch jeden Augenblick wieder herfunken." – „Glaube ich kaum." – „Glaube ich kaum," höhnte ihm Krantz erregt nach, „da ist die Brücke und die meint der Schangel. Du als Gewehrführer solltest doch ein Auge für so was haben."

Halm mußte ihm schweigend recht geben. Er hatte an den Umstand, der wenig geeignet war, den Aufenthalt hier angenehm zu machen, noch nicht gedacht. „Ich grabe das Loch jedenfalls so groß, daß wir alle hineinpassen", fügte Krantz hinzu. „Meinetwegen – aber ich lege mich nicht mit rein. Ich kampiere die Nacht wieder unter dem Busch, bin froh, daß ich mal in der frischen Luft sein kann." – „Wir drei müssen doch zusammenliegen", behauptete Krantz. „Wer will das?" fuhr Halm auf. – „Die Vorschrift." – „Hat hier gar nichts zu melden – so weit hinter der ersten Linie."

Vom Wasser rief Reusch herüber: „Krantz, buddelst du schon wieder? – Komm her, Mensch, es ist wunderbar warm im Wasser." – „Das sieht man an dir," rief Krantz unwillig zurück, „du bibberst ja mit allen Knochen. Mich laßt nur zufrieden!

Kümmert euch um euch selber!" Und er wühlte sich verbissen weiter in die Böschung hinein.

Der Richtschütze Britschin war inzwischen ans Ufer geklettert und machte sich am Maschinengewehr zu schaffen. „Du solltest mir man lieber beim Maschinengewehrreinigen mit helfen, das wäre gescheiter", rief er Krantz zu. „Nicht einer faßt mit zu", beschwerte er sich bei Halm.

Halm kletterte hinab und half ihm die blanken Teile reinigen, die auf einer Zeltbahn ausgebreitet lagen. Britschin hockte, nackt, wie er aus dem Wasser gestiegen war, auf dem Rasen und ließ sich, während er bedächtig sein M.G. einfettete, die Sonne auf den Rücken brennen. „Hast du eigentlich schon mal Ahnungen gehabt, Britschin?" fragte Halm nach einer Weile unvermittelt. Ein verständnisloses Achselzucken war die Antwort. „Ahnungen, weißt du – ich kann mir gar nicht denken, was das ist. Meine Mutter glaubt ja daran. Sie träumt immer alles im voraus. Aber ich – Gott, manchmal ist einem ja so komisch, doch dann denke ich immer: ist ja alles Quatsch und du erfährst vorher doch nicht, was dir blüht, und das ist man auch gut so." – „Richtige Ahnungen kenne ich auch nicht", meinte Halm. „Oft träume ich wohl, so gegen Morgen, was mir im Laufe des Tages passiert. Aber niemals wichtige Sachen – meist nur, wenn ein Brief kommt, auch wohl von wem er kommt. Weißt du, mir geht das immer noch durch den Kopf, weil der Tote doch auf das Bild geschrieben hatte: ‚Wenn ich falle, legt mir dieses Bild mit ins Grab.' Ob der seinen Tod wohl tatsächlich geahnt hat?" – „I wo," entschied Britschin mit Bestimmtheit, „das hat er nur zufällig dahinter geschrieben."

In diesem Augenblick klang vom Wasser der erschreckte Ruf: „Fliegerdeckung!" herüber. Im Nu war die badende Gesellschaft unter der Brücke verschwunden.

Droben am Himmel, in beinahe unwirklicher Höhe zog das feindliche Geschwader dahin – fünf, sechs dünne schwarze Striche im Blau. Die Flakschrapnells heulten vergeblich zu ihnen hinauf – in halber Höhe verpufften sie zu schneeweißen Wölkchen.

Halm hatte Deckung unter dem Holunderbusch gesucht, wo auch sein Gepäck lag. Dabei fiel ihm ein, daß er Erika schreiben wollte. Er suchte aus dem Tornister das schöne neue Briefpapier hervor, das sie ihm noch vor kurzem ins Feld geschickt hatte, setzte sich bequem zurecht und schrieb von den Erlebnissen der letzten Tage – das wenigstens, was sie davon zu wissen brauchte, ohne sich zu ängstigen. Dann fuhr er fort: „– hoch über uns kreisen die feindlichen Vögel. Sie haben scharfe Augen und suchen uns, um uns zu vernichten. Sollten sie mich aber hier entdecken, werden sie wohlwollend weggucken – einer, der Liebesbriefe schreibt, ist tabu, auch wenn es sich bei dieser Liebsten um seine angetraute Gattin handelt. Darf ich's Dir immer wieder sagen – ‚dat Du min Leevsten büst?' Ich sorge mich so um Dich, weil ich solange keine Post von Dir bekommen habe und Du letztes Mal wieder von Fieber und Grippe schriebst. Das macht uns ja hier den Arm so lahm, daß die Liebsten daheim hungern und krank und elend sind. Es ist der heimtückischste aller Kriege, in dem nicht nur die Kämpfer durch Übermacht von Menschen und Übermaß von Mitteln erdrückt werden, sondern auch ihr Mut gelähmt wird durch diese Hinterlist, daß man ihre Frauen und Kinder aushungert. Wann nimmt's ein Ende? Wir gehen noch bis St. Quentin zurück, um von da wohl wieder zu offensiven; doch einmal wird bei diesem Pendelkrieg irgendwie Schluß sein, hüben oder drüben – – –"

Und wie zum eigenen Troste setzte er noch hinzu: „Jedenfalls weiß ich mit Bestimmtheit, daß wir uns wiedersehen wer-

den. Wie freue ich mich auf den Tag. Erika, Liebste, dann wird noch einmal Hochzeit gefeiert. Behalte mich lieb — — —"

„Mit Bestimmtheit" ging es ihm schmerzlich durch den Sinn, während er die Adresse schrieb und den Umschlag schloß — es ist doch nur ein leerer Trost. Was wissen wir? — Eines Tages — doch nur nicht immer daran denken, dieses Grübeln allein kann einen ja verrückt machen! Dazu ist nun ein Ruhetag gut, daß man mal zum Nachdenken und auf wer weiß was für Grillen kommt. Dann schon lieber Tag für Tag im Schlamassel, bis alles ein Ende hat, so oder so ...

Doch je mehr er sich der Gedanken erwehrte, um so mehr arbeitete es in den aufgewühlten Nerven herum. Er schloß die Augen und versuchte, wie er es als Kind oft spielerisch geübt, in die Zukunft zu schauen. War es hell und klar davor, kam Gutes und Frohes, war es dunkel und drohend, das Gegenteil. Man mußte aber dabei die Hand vor die Augen decken — es war unruhig, blutrot und schwarz, Kreise und Punkte tanzten wie rasend, Fische flitzten hin und her. In den Ohren brauste der Blutstrom ...

Er lachte auf, nahm die Hand von den Augen, erhob sich, reckte die Arme ins Licht und atmete tief und beglückt. „Dummes Zeug alles! Noch lebe ich ja!"

Und wie zur Abwehr der trübseligen Gedanken drängte sich ihm die Melodie des Alten Dessauer auf die Lippen: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage —". Er pfiff sie, sang sie zuletzt spöttisch übermütig, bis ihm einfiel, daß ihn Feldwebel Wagner schon mehrere Male gerufen hatte, ohne daß er es bewußt gehört. Er blickte in die Richtung. „Halm, Sie haben so 'ne schöne Stimme, können Sie das Lied: Heute ist heut?" Unter mehrfachem Räuspern hub der Feldwebel dann gleich selbst an zu singen: „Was die Welt morgen bringt, ob sie uns Sorgen bringt, Freud oder Leid — —

wissen Sie, ich krieg das nicht mehr so raus – –" „Frosch in der Kehle?" ulkte Koselski. „Koselski, früher sang ich den besten Tenor in Einbeck." – „Und heute? Im tiefen Keller sitz ich hier", ergänzte der Sergeant. „Heute?" sagte der Vize wehmütig, „da ist es nichts mehr mit dem Tenor. Na, hin ist hin." – „Das kommt vom Einbecker Bier, Herr Feldwebel", mutmaßte Meinecke. „Einbecker Bier – ach Herrschaften, wenn wir das erst mal wieder trinken werden, aber von der alten Sorte, nicht dieses Kriegsgesöff."

Der Gefreite war froh, daß sie ihn nicht weiter zum Singen drängten. Er hätte sich auch geweigert. Er ging zum Fluß hinab, wusch sich ab und nahm danach eine gründliche und umständliche Entlausung vor. Dann schaffte er in seinem Gepäck Ordnung. Der „Affe" hatte in der letzten Nacht wieder so infam gedrückt, er überlegte, ob nicht noch dieses oder jenes daraus verschwinden könnte. Viel enthielt er ja sowieso nicht mehr, eine Garnitur Wäsche, Handtuch nebst K.A.-Seife, eine einzige Bürste, die den verschiedensten Reinigungszwecken dienen mußte, dann die Extramütze, die ihm Erika erst kürzlich mitgeschickt hatte, weil sie glaubte, er müsse sie haben, wenn er demnächst zum Unteroffizier befördert würde – das Papier, ja und zuletzt die drei Bücher –.

Aber diese Bücher machen ihm Sorge. Er trennt sich ungern von ihnen, doch sie wiegen am schwersten und jetzt ist ja jedes Gramm weniger auf dem Rücken von Bedeutung.

Zwei Jahre früher war's noch eine richtige kleine Bibliothek gewesen, die der Tornister beherbergt hatte, aber die immer knapper werdende Kost machten Kreuz und Schultern schwach und den Geist müde. Da war der Schopenhauer als erster in ein galizisches Maisfeld geflogen, den Zarathustra wiegte der Bug auf seinen Wellen von Brest-Litowsk zur Weichsel hinab, zwei, drei weitere Bücher waren bei Pouilly

in die grüne Maas geflogen; jetzt waren nur noch drei geblieben, die sich der grüblerische Geist des Gefreiten gewissermaßen als eiserne Ration vorbehielt. Die kleine Literaturgeschichte konnte man noch am ersten entbehren, aber sie hatte das geringste Gewicht, die andern – ausgeschlossen! Da müßte man nicht Deutscher sein, selbst schon den Pegasus geritten und in langen Nächten dem Sinn des Lebens nachspekuliert haben. Er beschloß zuletzt, alle drei zu behalten. Schließlich, bis St. Quentin waren es nur noch gut zwanzig Kilometer und dann hörten die Märsche wohl erst mal auf. –

Britschin lag jetzt lang auf dem Rücken und döste in den Himmel. Neben ihm saß der kleine Reusch, splitternackt, nur ein schmutziges graues Tuch über den Schultern, und starrte gedankenvoll auf den Fluß. „Mensch, wann nimmt dieser Dreck ein Ende?" leierte er eben das tägliche Gebet der kriegsmüden Feldgrauen herunter. Halm setzte sich zu den beiden. Seine Augen blieben an dem leisen Hinundherwiegen der Baumkronen jenseits des Wassers hängen. „Wie friedlich das hier ist", sagte er versonnen. „Ja, das ist wie Sonntags morgens in der Heimat", sprach Britschin in die Luft und erzählte dann von allerlei Streichen, die sie am Sonntagmorgen ausgeheckt haben, zum Beispiel die Mädchen vom Kirchgang abgehalten und ihnen eine Moral beigebracht im Walde, die der des Pfarrers genau entgegengesetzt, aber für sie sehr amüsant war.

Während man noch plauderte, lief oben auf dem Damm ein Melder vorüber. „Was Besonderes?" rief man ihm zu. „Wo liegt euer Leutnant?" fragte jener zurück. „Jenseits der Brücke. Sag, was ist los?" Der Melder aber, getreu seiner Instruktion, nichts auszuplaudern, lief weiter, ohne eine Antwort zu geben. Aber er brachte sicher nichts Gutes. Er sah so ernst aus. Halm preßte die Lippen aufeinander und

blickte mit finsteren Augen aufs Wasser. Die dunklen Schatten zogen wieder herauf –.

Eine Stunde später brachte Feldwebel Wagner von der Paroleausgabe den Befehl mit: „Das Bataillon stellt die Nachhut. Dritte Kompanie um acht Uhr auf der Brücke antreten."

Halm benachrichtigte die Gruppe. „Nun hast du dich doch umsonst geplagt", sagte er zu Krantz. Der wurde wieder nervös. „Verdammt nochmal!" schrie er und warf den Spaten hin, „sollen wir denn schon wieder rein in den Mist? Man ist ja überhaupt kein Mensch mehr!"

Halm war bedrückt, weil wieder keine Post von Erika gekommen war. Still löffelte er das magere Dörrgemüse aus, mit dem die Essenholer eben anlangten. –

Auf Nachhut

Punkt acht steht die Kompanie auf der Brücke. Es ist nur noch ein kläglicher Rest jener hundertzwanzig Mann, die vor sechs Wochen bei Hangest ins Gefecht geworfen wurden. Damals ausgeruhte, kampfgeübte Leute, lange für eine Offensive gedrillt, die die letzte entscheidende werden sollte, Soldaten, die ihr Äußerstes hergegeben hätten, wenn damit auch endlich dem verhaßten Krieg das Genick abgedreht würde – heute, nach anderthalb Monaten Rückzug, ein Häuflein Kanonenfutter, wertlos für einen Vormarsch, verlaust, abgerissen, zermürbt vom täglichen Trommelfeuer und immerwährendem Zurückmüssen, hungrig und müde, so müde. Sie wollen bald abgelöst werden, weiter nichts, und nur die Hoffnung, daß hinter der Siegfriedstellung die Reserven stehen, wie man ihnen immer wieder sagt, hält sie noch aufrecht.

Der Kompanieführer erscheint – irgendein fremder, unbekannter Leutnant, der wer weiß wievielte schon in der

letzten Zeit. Er nimmt die Meldung des Feldwebels vom ersten Zug schweigend entgegen, mustert mit einem kurzen Blick die stillstehenden Leute, läßt einschwenken und abmarschieren.

Es geht wieder den Weg entlang, den sie in der vergangenen Nacht hergekommen sind. Dort geradeaus liegt das Waldstück, das da plötzlich drohend und dunkel vor ihnen aufgestiegen war. Jetzt im Abendlicht konnte man seinen Umfang klarer erkennen. Ein Morgen höchstens. Weiter hinten erstreckt sich ein langer, dunkler Höhenzug.

Schweigend marschiert die Kolonne. Nur das Klappern der Gegenstände an den Koppeln ist zu hören.

Die elende Beklemmung liegt wieder über dem Magen, wie immer, wenn es nach vorn geht. Halm ist obendrein noch bedrückt von dem Erlebnis, den Gesprächen und Grübeleien dieses Tages. Hinter den düsteren Konturen da vorn zieht der Feind heran – ein breiter, zermalmender Strom. Und diese kleine Schar soll ihn aufhalten, soll sich gegebenenfalls opfern, damit den Kameraden im Rücken Zeit bleibt, sich zu sammeln und zu verschanzen. Welchem Schicksal geht man entgegen – Tod oder Gefangenschaft?

Er warf einen Blick zur Seite auf seine Nachbarn. Krantz ächzte und stöhnte unter der Last seiner Munitionskästen, Britschin aber trug das schwere Maschinengewehr geschultert wie ein Spielzeug. Aufrecht schritt er dahin, den Blick frei geradeaus gerichtet, das Profil seiner Züge, das sich scharf vom Himmel abhob, erschien kühn wie bei einem jungen Wiking. Und um seinen Mund spielte ein Lächeln. Vielleicht dachte er an „Sonntags morgens in der Heimat –".

Da ließ sich Koselskis gemütlicher Baß vernehmen. „Jetzt müßten wir mal so'n paar fette Schieber aus der Heimat bei uns haben und dann vorn auf Patrouille schicken. Junge, was die wohl weimern würden!"

Man lachte erlöst auf bei dieser Vorstellung. Das Schweigen war gebrochen, drastische Witze fielen, liebevolle Wünsche für die Schieber, diese Feinde im Rücken, wurden laut. Man malte es sich in allen Einzelheiten aus, was geschehen würde, wenn man sie jetzt hier hätte. Sogar der Leutnant, der still an der Spitze ging, sah sich um und lächelte.

Nach kurzem Marsch ließ er halten. Links und rechts des Weges kamen Stimmen aus der Erde. „Seid ihr die Ablösung? – Seid ihr Nachhut?"

Der Leutnant erkundigte sich nach dem Führer. Ein Offizier sprang aus dem nächsten Erdloch und kam auf ihn zu. Ein gutes Dutzend Feldgrauer trat auf der Straße an, hing das Gepäck um und marschierte sofort ab. „An der Brücke warten!" rief ihnen der Offizier nach. „Jawoll, Herr Leutnant!" klang es munter zurück und: „Wiedersehen, Kameraden! Viel Pläsier auf Nachhut! – Alles Gute – Hummel!, Hummel!"

„Mors, Mors!" kam der Gegengruß weniger freudig.

Der Leutnant ließ die Zugführer kommen. „Die Kompanie verteilt sich folgendermaßen: der mittlere Zug bleibt hier an der Straße, die andern links und rechts davon, alle fünfhundert Meter ein Maschinengewehr. Die Infanteristen als Verbindungsleute nicht vergessen! – Die äußersten Gruppen stellen alle zwei Stunden Nahtpatrouille zum Nachbartruppenteil. Der dritte Zug erkundet außerdem das Vorgelände."

Vizefeldwebel Wagner schritt mit seinen Leuten die Entfernung nach links ab. Alle hundert Meter etwa war ein Erdloch, in dem ein paar Soldaten hockten. Wenn die Ablösung herankam, sprangen sie heraus, reckten die steifen Glieder und hauten sofort zur Chaussee ab.

Beim sechshundertsten Schritt machte Wagner halt. „Hier das Maschinengewehr rein!" befahl er. „Zwei Infanteristen

kommen noch weiter mit!" Man stritt sich, wer es sein soll, denn diese beiden kamen für die Nahtpatrouille in Betracht – keine angenehme Sache! Schließlich bestimmte Meinecke den Elsässer Martin und einen von den beiden mürrischen Alten, die mit zur Gruppe gehörten, stets zusammenhockten und sich nie um die andern kümmerten. Sie möchten auch jetzt zusammenbleiben, aber Meineckes Befehl duldete keinen Widerspruch.

Währenddessen hatte sich das große Erdloch, an dem sie standen, geleert. Halm geriet mit dem sympathischen jungen Unteroffizier ins Gespräch. „Wie weit mag der Franzmann wohl schon sein?" erkundigte er sich. „Das Waldstück da unten ist noch vollkommen frei", erklärte jener. „Wir haben vor einer Stunde noch eine Patrouille dahin unternommen, vor uns sind keine deutschen Truppen mehr." „Herrschaften, das ist ja heiter," wandte sich Halm an die andern, „da haben wir den ganzen Tag dicht hinter der ersten Linie gelegen und keine Ahnung davon gehabt. Gebadet und alles. Das hätte mal nett werden können, wenn der Franzmann angegriffen hätte." „Nun, das war wohl nicht zu befürchten," meinte der Unteroffizier, „wir liegen hier seit heute morgen erst, und so schnell folgt er diesmal nicht. Er wird wohl noch genug haben von Roye. Da hat unsere Artillerie doch noch tüchtig reingepfeffert, wie er so eilig nachkam." – „Verdammt ja!" rief Reusch, „die Artillerie stand dicht hinter uns, Geschütz an Geschütz und die Bedienung in Hemdsmauen. Und immer rin und abgezogen, was noch an Munition da war. Und der Franzmann kam schon so übermütig mit seinen Gulaschkanonen und aller Bagage in Gruppenkolonne auf der Chaussee an. Die sind gepurzelt – – " „Sagen Sie, Kamerad," fragte der Unteroffizier Halm unvermittelt und höflich, „darf ich wohl fragen, was Sie von Beruf sind? Ich meine, sind Sie vielleicht Lehrer?"

Halm lachte. „Nein, ich bin Buchbinder." Er wollte noch hin-
zufügen, daß er nicht nur Bücher bindet, sondern auch welche
schreibt, aber er unterläßt es. Was geht das jenen an.

„So – ich glaubte, Sie wären Kollege von mir," sagte der
andere und ging davon. „Gute Nacht, und kommt heil zurück."

Feldwebel Wagner hatte inzwischen die Einteilung beendet
und langte wieder bei der Gruppe an. Er hielt Meinecke vor,
daß er gerade den Elsässer Martin zur Nahtpatrouille be-
stimmt hatte, aber Meinecke lachte. „Herr Feldwebel, der läuft
nicht über, dazu ist er zu bequem." – „Na, na," machte Wag-
ner bedenklich, „Elsässer ist Elsässer." Er erläuterte dann die
Kriegslage. „Die Division ist schon bis auf den letzten Mann
durch. In einer Stunde wird die Brücke über den Fluß ge-
sprengt, dann sind wir hier von aller Welt abgeschnitten. Für
uns bleibt nur eine kleine Notbrücke, tausend Meter links.
Wir bleiben hier so lange, bis sich der Feind zeigt. Wo er jetzt
ist, weiß man noch nicht, aber seine Spitze wird wohl schon
sicher dort hinten in dem Höhenzug sein. – Koselski und
Meinecke, es soll eine Unteroffizierpatrouille gemacht werden.
Das kleine Waldstück vor uns." –

Die beiden Sergeanten machen sich schweigend fertig und
verschwinden in der Dunkelheit nach vorn.

Halm verständigte seine Gruppe, daß er die ersten Stunden
Wache übernehmen wolle. Es ist so still ringsum, denkt er –
gute Gelegenheit, sich nach Zuhause zu träumen. Und er
nimmt sich vor, mindestens die halbe Nacht durchzuhalten,
damit die anderen mehr Schlaf bekommen. Während sie es
sich im Erdloch bequem machen und sofort fest einschlafen,
starrt er am Lauf des Maschinengewehrs vorbei in die dunkle
Nacht hinaus.

Er versucht, das unheimliche Gefühl, das ihn noch immer
plagt, abzuschütteln. Andere Bilder her – lachende, helle!

Erika, Weihnachten und Lichterglanz, gutes, reichliches Essen und warme, weiche Federbetten—Federbetten, jawohl, und sie zur Seite – ach Herz, schweig stille! Nur daheim sein ist ja schon Glückes genug. Aber wann wird das wieder sein? Wird es überhaupt jemals wiederkommen? Was soll diese Unruhe den ganzen Tag? Liegt etwas in der Luft? Etwas, das dich, Halm, betrifft? Zieht dort hinterm Berge auch dein Schicksal mit heran? Die Kugel, die Granate, für dich bestimmt? O du schweigender Gott hinter den dunklen Wolken, mach's kurz, wenn es denn schon sein soll! Nur nicht erst noch lange zappeln.

Da ist die Melancholie schon wieder! Er reißt sich gewaltsam hoch: Augen auf, alter Freund! Wer naht da vorn? Ein Mensch? – Freund oder Feind? Das Herz klopft und der Finger greift an den Abzug – – nichts, ein Baumstumpf – der eine Ast ragt steil nach oben. So benimmt sich kein feindlicher Patrouillengänger. So trübe machen die Gedanken den Blick, daß man nicht mehr Mensch von Baum unterscheiden kann. Aber jetzt kommt etwas von rechts. – Das kann die eigene Patrouille sein – ein einzelner – Meinecke.

„Hallo, Halm!?" ruft er halblaut. – „Hier Halm!" – „Wo mögen die Sanitäter liegen? Koselski hat was abgekriegt." – „Ich glaube, an der Chaussee. Was ist mit Koselski?" – „Hat Gas geschluckt. Haben Sie die Granate nicht gehört? Mitten in den Wald." – „Nein, ich habe nichts gehört. Ist's schlimm mit ihm?" – „Weiß nicht. Er kotzt in einem fort – also an der Chaussee."

Nicht lange darauf wird Koselski vorbeigeführt. Er stöhnt entsetzlich. „Wiedersehen, Kameraden!" ruft er der Gruppe zu, „laßt's euch alle gut gehen. O, Herr, ist mir zumute!"

Vielleicht ist's nicht so schlimm mit ihm. Gaskrank hat schon mancher mit Erfolg gespielt. Möglich, daß er einen guten Abgang gesucht hat. Es ist ihm zu gönnen, er hat vier Jahre tapfer durchgehalten.

Also wieder einer weniger. Und so geht es Tag für Tag. Wann kommst du dran, Halm? – Wenn man seinen Tod vorausahnen kann, dann ist jedem Menschen der Weg vorgezeichnet. Dann werden auch die Kugeln, die Granaten gelenkt. Gelenkt? – Unsinn! Unmöglich! Und doch kann es nicht anders sein, wenn der Tod sich vorher anmeldet. Dann aber trägt kein einzelner Schuld an diesem Morden. Alle Verantwortlichen handeln unter einem Zwang. Dann ist dieser ganze Krieg ein Naturgeschehen wie Gewitter und Sturm. Alles Vergängliche ist ja nur ein Gleichnis. –

In diesem Moment erschütterte eine Detonation die Luft. Es kam von hinten aus der Stadt. Der Gefreite blickte sich erschrocken um. Eine himmelhohe Flamme züngelte aus der Häusermasse empor, da – dort noch eine. Das Feuer griff schnell um sich. Über der zackigen Silhouette der Dächer loderten die Flammen immer breiter und heller, schwelender Qualm legte sich unter den Himmel. Aus einem Getreidemagazin sprühten Milliarden Funken, Munition knatterte dazwischen – ein grandioses Feuerwerk!

Halm war aus dem Erdloch geklettert. Frei auf dem Felde stehend, blickte er bewundernd und erschüttert auf das Schauspiel der brennenden Stadt. Es sah aus, als sei der Himmel darüber tief gesunken und Gott nähergerückt. Die roten Wolken waren wie Falten seines Gewandes und er selbst mit düsterem Blick dahinter: Menschlein, hüte dich!

„Halm, Sie stehen da ja wie zur Parade!" rief ihn Feldwebel Wagner in diesem Augenblick an. „Bei dem hellen Schein sind Sie doch in voller Größe zu sehen!"

Der Gefreite kletterte in das Loch zurück und wandte seinen Blick wieder dem Feinde zu. Die Beleuchtung war jetzt gut. Man erkannte deutlich jeden Gegenstand, auch den vertrackten Baum mit dem schrägen Ast. Er merkte sich schnell die auf-

ragenden Gegenstände in seinem Blickfeld, damit ihn nachher in der Dunkelheit nichts wieder narren würde. Aber vorläufig hielt der Brand noch an. Immer neue Lichtströme fluteten herüber. Es wurde zwölf, eins dabei und ihn überkam bleierne Müdigkeit. Er überlegte eben, welchen von den Leuten er zur Ablösung wecken sollte, da trat Feldwebel Wagner von hinten an ihn heran. Er kam vom Leutnant.

„Halm, wir gehen hundert Meter zurück. Dort hinten bei dem großen Haus – sehen Sie es? – Da liegt ein kleiner Stollen. Nehmen Sie Ihre Leute dahin." „Sie schlafen alle so fest", sagte Halm zögernd. – „Ja, das hilft nichts. Besser jetzt gehen, als morgen am Tage. Von da aus haben wir nicht mehr weit bis zur Brücke."

Halm weckte die Gruppe. Sie war sofort hoch, packte ihre Siebensachen und taumelte schlafmüde hinter ihm her. Was der Feldwebel Stollen genannt hatte, entpuppte sich als ein einfaches, aber sehr geräumiges Erdloch mit Brettern drüber, die eine Schicht Erde bedeckte. Kein Schutz gegen Granaten, nur gegen Regen und Fliegersicht.

Britschin übernahm jetzt die Wache am M.G. So dumm wäre er aber nicht, erklärte er, daß er auch vier Stunden stände wie Halm. Nach anderthalb will er abgelöst werden, rechnet er aus.

Halm machte es sich unten bequem, legte die Zeltbahn auf den Boden und hüllte sich mit Mantel und Decke bis über den Kopf ein. Ah – schlafen! Er ist im Augenblick weg. Die behagliche Wärme macht die Läuse munter, aber er merkt es nicht, wie sie seine Epidermis zerbeißen.

Als er aufwachte, zeigte die Uhr neun. Rings um ihm her schnarchte noch alles. Nur Reusch saß gegenüber auf einer Stufe in der Sonne. Halm ist sofort hoch und bei ihm. Wie die Kriegslage ist, möchte er wissen. „Nix zu sehen," erklärt Reusch, „ich habe mir schon dein Glas geholt und die Augen

ausgeguckt, aber ich sehe keinen Franzmann." – „Schießt er auch nicht?" – „Nö – so 'n paar über uns weg in die Stadt rein, aber hier ist alles ruhig."

Der Kleine rutscht dann hinunter ins Loch und legt sich wieder schlafen. Halm übernimmt die Wache. Er setzt sich erst auf die Stufe, die Reusch eben gedrückt hat; aber da ihm das zu tief ist, wagt er sich weiter nach oben. Mit seinem guten Zeiß sucht er die Gegend vor sich ab, das Waldstück in der Mulde, danach den entfernteren Wald, Baum für Baum, aber es rührt sich nirgends etwas. Es ist wieder still, friedlich und sonnig, wie „Sonntags morgens in der Heimat".

Da ihm die Läuse zu frech werden, zieht er Rock und Hemd aus und macht sich mit Behagen an ihre Ausrottung. Bin ich denn nun wohl auch ein Werkzeug des Schicksals, spintisiert er wieder, indem ich solch ein Geschöpf Gottes töte? – Hirnverbrannte Idee! Wirklich, man sollte verrückt werden, wenn das Grübeln so weiter geht! Was ist denn solch ein Tier? Nichts! Dreck mit etwas Leben drin. Und doch, das bißchen Dreck lebt, das ist das Wunderbare! Mach ein Mensch das mal nach, nur solch eine Laus – unmöglich! Die bloße Maschine schon, aber das, was es selbsttätig wachsen, sehen und gehen macht – hierhin, dorthin – und denken macht, ja vor allem denken! Dieses Leben, das auch der Baum hat und der Grashalm – was ist es? Ist es ein Teil von Gott? Hat es überhaupt mit Gott selber zu tun? Ist es nicht eine materielle Substanz, wie Elektrizität? Dieses ist wohl am ersten anzunehmen, denn solch ein Wesen muß sein Leben selbst erhalten, indem es sich von der Materie nährt, also wiederum von verwandeltem Dreck. Tut es das nicht, stirbt es. Folglich hängt das Leben an sich auch mit der Erde zusammen – ist nicht Gott selbst. Immerhin rätselhaft genug. Mit einem einzigen Knack tötet man nun solch ein Wunderwerk. Das dürfte eigent-

lich nicht sein – aber dann dürfte es einen auch nicht ärgern.

Nein, nein, solch ein Tierchen – damit ist es doch wohl anders als mit dem Menschen. Der Mensch hat mehr als das bloße Leben, hat etwas, das ihn mit Gott verbindet, die Seele – Beweis: seltsame Gebetserhörungen, Offenbarungen –, darum ist das Leben des Menschen schicksalverknüpft, ist kein rein äußerliches Abhaspeln von Tagen, Stunden, Minuten, sondern ist Kurve: Aufstieg, Höhe, zur Erde. Es wird wie ein Geschoß gelenkt, wohin es soll, wie weit, wie hoch – Halm, wie steht's mit deiner Lebenskurve? Noch im Aufstieg? Im Zenit? Fühlst du, daß es abwärts geht? Daß bald der Aufprall kommt?

Piii u–u–pit! Pi–iiiiii––ptt!! –

Wie der Blitz rutscht der philosophierende Gefreite ins Loch hinab und sitzt erschrocken unten. „Donnerwetter!" sagt er. Die andern, die inzwischen zum Teil wach geworden sind, lachen.

„Was ist?" fragt Wagner.

„Donnerwetter!" ruft Halm wieder. „Beinah hätt's mich getroffen! Wo kamen die denn her?" – „Na, das ist aber auch ein unverantwortlicher Leichtsinn!" schimpft Wagner. „Sitzen Sie da oben splitternackt, lassen sich die Sonne auf den Pelz brennen und zeigen sich so jedem Beobachter!"

Halm hat sich während dieses Sermons fertiggemacht, schnallt um und ist wieder oben, ehe ein anderer hoch ist. Mit dem Glase vorm Auge sucht er die ganze Gegend ab. Aber er sieht nicht das geringste. „Die müssen da oben aus dem Walde gekommen sein," sagt er zu Feldwebel Wagner, der jetzt nachgeklettert kommt. „Sicher mit dem Zielfernrohr –" Wagner ist derselben Meinung, sehen kann er auch nichts, aber die Leute werden geweckt. Dabei stellt sich heraus, daß Martin, der Elsässer, fehlt. „Übergelaufen!" ruft Wagner erbleichend.

„Habe ich's nicht gleich gesagt? Jetzt kann's uns dreckig gehen."

Der eine der beiden Alten, der mit Martin Verbindungsmann war, sagt: „Als ich hierher ging, lag er im Loch und pennte fest. Geweckt habe ich ihn –". „Habt ihr überhaupt 'ne Patrouille gemacht?" fragte Meinecke spöttisch. „Nich eine," grinste der Alte, „der Elsässer wollte nich und ich allein – konnte mich wohl beherrschen." – „Da sieht man, wie man sich auf seine Leute verlassen kann!" polterte Wagner los. „Wenn ich nun nicht selbst eine Patrouille gemacht hätte, könnte ich dem Leutnant nachher nicht sagen, was da für 'ne Division nebenan liegt. Was mag nun bloß mit dem Elsässer sein? Vielleicht ist er verwundet –" – „Ist ja kaum ein Schuß gefallen die Nacht." – „Dann sind wir ihn los. Durch solch einen Überläufer kann die ganze Front ins Wanken kommen. Was der alles verrät –" –„ Glaub ich nicht, Herr Feldwebel", sagte Meinicke zweifelnd. „Glaub ich nicht," gab der Vize gereizt zurück, „gehen Sie hin und suchen Sie ihn. Sie haben ihn ja auf Patrouille geschickt." – „Ich suche ihn auch," sagte Meinecke ruhig, „wenn's dunkel wird – und ich bring' ihn auch wieder."

Die Leute blieben alarmbereit, doch Stunde um Stunde verging und kein Franzmann zeigte sich. Die Wache am Maschinengewehr wechselte jetzt alle halbe Stunde, auch der Feldwebel und Meinecke nahmen daran teil. Man war jetzt vorsichtiger. Der Stahlhelm wurde aufgestülpt und mit Dreck beschmiert, damit er nicht in der Sonne blänkerte.

Darüber wurde es Nachmittag. Die Sonne senkte sich schon langsam, aber sie verbreitete immer noch eine Hitze, daß der Stollen zu einem wahren Brutkasten wurde. Wer nicht Wache hatte, legte sich wieder lang und schlief. Da plötzlich liefen drei, vier Leute vorüber und riefen: „Wollt ihr nicht mit? Der Franzmann kreist uns ein!"

Der Posten alarmierte die Gruppe, ergriff sein Gepäck und kletterte schnell heraus. Die andern rannten schon dem nächsten Hause zu, das als Sammelort bekannt war. Wagner und Halm liefen als letzte hinterdrein. Dabei sahen sie sich von Zeit zu Zeit um, konnten aber immer noch nichts vom Feinde entdecken.

„Wenn das man nicht blinder Alarm war", rief der Gefreite dem Feldwebel zu. Aber der hielt ihn plötzlich am Arm fest und wies zur Seite. „Sehen Sie mal da! – Nehmen Sie Ihr Glas, Halm!"

Hallo, nun wird's aber Zeit! Mehrere Schwadronen feindlicher Kavallerie ritten gemächlich auf der nächsten Chaussee dahin, schon bald in gleicher Höhe. Sie taten, als bemerkten sie die deutsche Nachhut nicht, aber sie hatten doch auch Augen – es war klar, sie wollten ihr den Weg abschneiden. An dem Hause stand ein Offizier, der die Nachhut sammelte. Er war nervös und trieb zur Eile an. „Ich habe keine Lust, in Gefangenschaft zu geraten. Ist alles da?" – „Jawohl!" – „Also los. Folgen!" Da, im letzten Augenblick, kam noch ein Mann übers Feld gelaufen, schnaufend, atemlos – Martin der Elsässer! „Na, Meinecke," sagte Wagner spöttisch, „wer wollte ihn denn suchen?" – Meinecke wurde verlegen. „Hab' ich ganz drüber vergessen," murmelte er. „Wo haben Sie denn gesteckt?" fuhr er Martin an. „Geschlof'n hob' ich," rief der, keuchend unter der Last von Gepäck und Waffen – „was sonst?! An mich denkt ja kein Mensch – kommt keiner und weckt einen." – „Warscht wohl müde von den vielen Patrouillen vorige Nacht, Elsässer?" spöttelte Meinecke. Dem Elsässer blieb keine Zeit zum Antworten. In jagender Eile ging es durch ein paar Straßen – daß nur die Brücke erst erreicht wurde! Zuletzt bog der Offizier noch vom Wege ab, rannte durch einen Obstgarten, kletterte über die Trümmer eines

Hauses, das noch halb brannte, sprang von der Mauer herab — die andern alle hinter ihm drein und — da war schon der Fluß mit der Notbrücke.

Jenseits wartete die Kompanie. Der Leutnant winkte und rief. Eilig hastete jeder Mann über den schmalen Holzsteig. Als der letzte drüber war, heulten ein paar Granaten heran und krepierten hallend in dem Hause, das sie eben überklettert hatten.

Die Offiziere hatten schon davon gesprochen, hier die Verteidigung aufzunehmen, aber jetzt wurden die Leute unruhig. In ungeordneter Kolonne ging es die nächste Straße hinauf. Kaum waren sie fünfzig Meter weiter fort, schlugen die Granaten auf das diesseitige Ufer.

In Atome ...

Eine Gruppe Pioniere lag am Wege — das Sprengkommando. Hinter der eilig ihrer Front zuhastenden Nachhut flogen Brücken, Türme und hohe Bäume auf. Die Schienen einer Bahn waren unterminiert, beim Überschreiten noch glatt und intakt, bogen sie sich gleich darauf empor wie dünner Draht.

Die Sonne prallte glühend herab. Die Leute murrten, daß der Maschinengewehrwagen nicht zur Stelle war. „Der Kutscher liegt mit dem Hintern im Stroh," schimpfte Krantz, „— und wir müssen uns hier halb zu Tode schinden." Der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen auf den Waffenrock.

Am Himmel begleitete sie ein feindlicher Flieger, der Meldungen nach hinten funkte: die Einschläge der Granaten blieben mit in gleicher Höhe.

Ein paar Bäume am Weg. In ihrem spärlichen Schatten wurde gelagert. Einige Unentwegte kletterten hinauf, um das

Obst abzuschütteln, aber es schmeckte holzig und saftlos und wurde fortgeworfen, trotz des Hungers, der im Magen wühlte.

Die meisten schliefen sofort fest ein und waren kaum wach zu bekommen, als es nach einer Stunde Ruhe weiter ging. Inzwischen hatte die Hitze etwas nachgelassen, das Marschieren war weniger qualvoll jetzt, aber Müdigkeit und Hunger quälten immer mehr. Noch in der Dämmerung wurde die vorderste deutsche Linie überschritten. Ein Schild am Wege verkündete, daß sie „Simon-Stellung" hieß. Viele Feldgraue waren zu sehen, die eifrig schanzten. Die Nachhut mußte allerlei Fragen beantworten, wie weit der Franzmann schon war, ob sie Verlust gehabt hätten und so –.

Man schöpfte wieder Hoffnung. Es hieß, die Kompanie solle bei St. Quentin in Ruhe kommen. Die schweren Kämpfe um die Stadt würden also in erster Linie diese – anscheinend frischen — Truppen auszufechten haben.

Graben folgte dann auf Graben und alles war voll Leben und Bewegung. Inzwischen war es stockdunkel geworden, ein Dorf wurde durchquert, ein zweites folgte in kurzem Abstand – das vorläufige Ziel.

Aber nun war es auch zu Ende mit der Kraft der Leute. Krantz bekam einen Verzweiflungsanfall. Er hatte sich bis dahin mit schweigend verbissener Wut vorwärts geschleppt, doch nun versagten seine Nerven. Er war bis zum Äußersten geladen, schimpfte und stöhnte zum Erbarmen und plötzlich schluchzte er auf. „O du mein Gott, muß man sich denn bis zur letzten Minute noch schinden?!" Man war von dem sonst so ruhigen Krantz derartiges gar nicht gewohnt, nur, daß er sich in der letzten Zeit auffallend nervös gezeigt hatte. Halm wollte ihm einen Munitionskasten abnehmen, doch Krantz weigerte sich heftig, ihn herzugeben. „Dann wirf doch einfach das Patronenband raus," riet ihm der Gefreite, „ich sage nach-

her, es ist verschossen – fertig!" Jetzt ging Krantz ganz und gar hoch. „Wo das Vaterland so wenig Munition hat!" rief er vorwurfsvoll. „Das mache ich nicht mit –" und in seiner gereizten Stimmung überschüttete er den Gewehrführer mit beleidigenden Worten.

Krantz war von Beruf Glasbläser. Ein guter, innerlich sauberer Mensch mit einer für seine Kreise ungewöhnlich gebildeten Ausdrucksweise. Er hing sehr an seiner Mutter und erzählte viel von ihr. Er wollte ihr das Eiserne Kreuz hinschicken, das er nun bald zu bekommen hoffte. Seit den Kämpfen am Nordkanal, wo er durch seine Tapferkeit die ganze Kompanie vor der Vernichtung im eigenen Granatfeuer rettete, war er auch dafür vorgeschlagen.

Der dunkle Himmel war voll von Fliegern, Freund und Feind durch- und übereinander, beladen mit todbringender Fracht. Manche zogen hoch durch die Sterne, andere wieder brausten donnernd dicht über den Häuptern dahin und hatten Scheinwerfer unterm Leib, die wie wandelnde Sterne aussahen – ein seltsames, gespenstisches Schauspiel, das empfängliche Seelen romantisch begeistert machen konnte, wenn nicht die hier und da niederpfeifenden Bomben solche Aufwallungen gedämpft hätten.

Noch bevor der Tag dämmerte, erreichte die Kompanie ihre neue Stellung vor der Stadt. Helle Gräben zogen sich von der Chaussee nach links ins Gelände. Die Leute verteilten sich und sanken auf der Stelle zum Schlafen nieder.

In der letzten wachen Minute durchlebte Halm noch einmal die Ereignisse des Tages. Die Nerven zitterten ihm noch von der Überanstrengung, aber der unangenehme seelische Druck war verschwunden. Es waren wohl keine Ahnungen, dachte er vage, – der Tote mit dem Bilde hatte Schuld daran – –

Als er am nächsten Morgen erwachte, sengte die Sonne schon wieder heiß vom Himmel herab. Um ihn herum war es ungewöhnlich hell. Die Gräben zogen sich durch Kreide und leuchteten daher schneeweiß. Kleidung und Gepäck waren voller Flecken. Hoffentlich fiel es dem Major nicht ein, heute früh Appell anzusetzen, dann hatte man seine Arbeit, die „Klotten" sauber zu kriegen.

Er kletterte auf die Anhöhe und betrachtete das Bild der dahinterliegenden Stadt. Ein schönes Panorama. Die Kathedrale lag gigantisch über der Häusermasse und sah aus wie eine Glucke auf den Kücken. Und Ruinen allenthalben. Man möchte träumen und dichten. Doch bei dem leeren Magen und dito Kopf versickert ein Vers schon nach ein paar Zeilen in Gedankenöde –.

Zwei Tage blieben sie in der Mulde liegen, dann kamen sie in einen Graben, der sich auf halber Anhöhe hinzog. Der dritte Zug dicht an der Chaussee. Die vier Infanteristen fanden schnell einen alten englischen Stollen, den sie belegten; die Unteroffiziere entdeckten weiter einwärts einen deutschen Unterstand und nur die Maschinengewehrleute suchten noch länger nach einem geeigneten Platz, wo sie zugleich ihre Waffe zur Verteidigung aufstellen konnten. Der fand sich schließlich neben einer Seitenwehr. Ein Stollen war hier nicht, nur zwei Wellblechunterstände als Flieger- und Wetterdeckung. Der Raum unter dem einen bot Platz für die drei Hauptmacher am Maschinengewehr, Halm, Britschin und Krantz, die der Vorschrift nach immer zusammenliegen sollten. Aber Britschin erklärte heute, daß er lieber bei seinem Landsmann Loseris liegen wolle. Er möchte mit ihm gern in diesen Ruhetagen etwas von der Heimat plaudern.

Halm gab nach und legte sich mit Reusch in den kleineren Unterstand, der in die Seitenwehr hineinragte, nur zwei

Meter von dem anderen entfernt, aber durch die Grabenecke scharf von ihm getrennt.

An dem Tage begann auch der Dienst wieder. In die Talmulde vor ihnen war inzwischen schon reges Leben gekommen. Allenthalben stand, mit Grün nach oben verdeckt, Bagage. Da und dort schanzten sich auch Batterien ein, ein Beweis, daß die Frontlinie doch nicht mehr so entfernt war wie in den ersten Tagen.

Hinterm Berg wurde ein Bataillonsstollen gebaut. Die Arbeit ging sehr langsam vorwärts wegen des harten Bodens; außerdem sahen die Leute nicht ein, wozu sie sich noch so quälen sollten, da man doch wahrscheinlich noch ganz auf die Siegfriedstellung zurückgehen würde. Nicht weit von der Arbeitsstelle wurden zwei Geschütze angebaut. Die Infanteristen machten bedenkliche Gesichter.

„Jetzt werden wir hier wohl bald Saures kriegen, – wie lange wird es nun dauern, dann hat der Gegner raus, daß hier die Batterie steht", sagte Halm zu einem der Artilleristen. „Morgen schon," entgegnete der und lächelte vielsagend. „Bis heute abend müssen wir jedenfalls gute Deckung haben. Wo liegt ihr denn?" – „Dort oben vorm Berg." – „Na, da seid ihr ja weit vom Schuß." –

Krantz buddelte wieder von der ersten Stunde ab in dem Grabenrand herum. „Hier ist ein verschütteter englischer Stollen," sagte er an diesem Tag etwas verlegen zu Halm. „Wenn wir den nun ausgrüben und legten uns da rein – was meinst du?" Dabei zeigte er mit dem Spaten in die freigelegte Öffnung. Da unten war ein Raum sichtbar vom Umfang eines kleinen Zimmers, aber es führten keine Stufen hinab. Halm meinte: „Krantz, das hat doch keinen Zweck mit dem Stollen. Die Öffnung zeigt nach dem Feinde und eine Granate kann direkt hineinfahren. Wir liegen hier doch ganz

gut im Graben." Aber Krantz buddelte eigensinnig weiter, als wüßte er's besser, und legte, während der Gefreite noch dabei stand, ein dickes Stollenholz frei. –

Am nächsten Morgen brauchten sie nicht wieder zu dem Kreidestollen. Die Leitung hatte eingesehen, daß es die Mühe nicht lohnte. Natürlich freute sich die Gruppe, daß sie gestern nichts mehr getan hatte. Dafür wurde tausend Meter weiter vorn eine neue Hauptwiderstandslinie gezogen, nach allen Regeln der Erfahrung.

Auch hier standen zwei Geschütze in der Nähe – siebeneinhalber, schon sehr mitgenommen. Um zehn Uhr setzte vorn Trommelfeuer ein. Hinterm Berge stiegen plötzlich Leuchtraketen hell in den Himmel: Sperrfeuer! Bei der Batterie wurde es sofort lebendig. Die Artilleristen stürzten an ihre Geschütze. Ruck, zuck ging es, rein, raus – rein, raus, wie im Akkord. Die beiden Kanonen sollten zehn ersetzen, die nicht mehr da waren. Mit einem Male gab es einen dumpfen Knall, der Feuerstrahl fuhr bei der einen nach hinten heraus, die Bedienungsmannschaft flog in die Luft, überschlug sich und blieb in einer Wolke von Qualm liegen. Die Infanteristen blickten wie erstarrt hinüber. „Was war das?" – „Volltreffer!" – „Unsinn! Rohrkrepierer!" – „Auch nicht! Ich hab's genau gesehen: die Granate ist hinten raus geflogen." – „Dann war das Schloß kaput!" sagte ein Kenner. – „Richtig so. Alles geht allmählich zum Deubel. Hoffentlich der ganze Krieg auch bald!"

Sie liefen hinunter. Zwei Sanitäter waren sofort zur Stelle und verbanden die beiden Artilleristen, die am meisten abbekommen hatten. Die Verwundeten freuten sich, daß sie heimatreif waren. Ernstlich war es bei keinem, nur bei dem Geschütz, das vollkommen kriegsunfähig dastand.

Die Infanteristen unterhielten sich beim Schanzen noch lange über den Vorfall. Britschin redete besonders viel. Er

war heute auffallend freundlich zu Halm, was den verwunderte, denn sie waren nicht die besten Freunde. Britschin neidete ihm den Gewehrführerposten und stichelte gern. Heute nannte er Halm sogar beim Vornamen, was sonst nie geschah.

Er arbeitete oben auf dem Grabenrand, und wenn er mit Halm, der von unten die Erde heraufwerfen mußte, plauderte, sah er mit heiterer Ruhe, sich auf den Spaten stützend, auf ihn herab. Halm mußte überlegen, wie Britschins Vorname eigentlich war. Er entsann sich nicht und erkundigte sich halblaut bei Loseris. Der sagte: Arthur. Und er nannte ihn dann auch so.

Um zwei Uhr langten sie wieder bei ihrem Unterstand an. Krantz war an diesem Morgen zurückgeblieben. Er wollte den Graben einmal gründlich sauber machen, hatte er erklärt und dabei ein Gesicht gemacht, wie die Hausfrau, die den Dreck in der Wohnung nun nicht mehr länger mit ansehen kann. Britschin erzählte unterwegs lachend, daß Krantz sich sogar eine Harke gemacht habe, um den Schützengraben zu harken. „Was machst du heute nachmittag?" fragte er Halm dann im heiteren Plauderton. „Ich? – Ich werde wahrscheinlich einen dringenden Brief schreiben. Weißt du, dem Jesuiten, den ich im Brüsseler Lazarett kennen gelernt habe." – „Ach dem. Von dem du öfter noch Briefe kriegst?" – „Ja, ich bin ihm längst wieder einen schuldig. Wir schreiben uns immer über allerlei tiefere Dinge und dazu hatte ich keinen Mut die letzte Zeit." – „Heute aber?" – „Ja." – „Ich muß heute auch immer an so was denken." Und er fragte Halm nach seiner Meinung über Gott und die Welt.

Bevor Halm mit dem Brief begann, blickte Krantz in den Unterstand und sagte, er ginge eben mal zum Schuster. „Ja gut," erwiderte Halm und fing an zu schreiben – „... ich bin Gott sei Dank noch heil und gesund –" da stockte er schon

und geriet wieder ins Grübeln. Gott sei Dank noch gesund? Soll man Gott noch dankbar sein für dieses Jammerleben? Haben die nicht Grund zu danken, die davon erlöst sind? Redet nicht auch die Kirche vom Jammertal hienieden und preist das schönere Jenseits? – Wie ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, schrieb er sie auch schon hin und bat den Jesuiten, er solle ihm antworten, was er darüber dächte. – Haben wir Grund, Gott zu danken, wenn er uns am Leben läßt?

Während er sekundenlang wieder nachsann, hörte er ganz weit weg einen Abschuß. Unbewußt verfolgte er die Bahn der Granate, wie sie leise singend ansetzte, dann durch die Höhe heulte und zuletzt – er duckte sich schon instinktiv – mit Rascheln und Schurren dem Boden zustrebte, dann – eine fürchterliche Detonation und die Wellbleche schlugen über ihm und Reusch zusammen – – –

Wie ein Wiesel war Reusch hinausgeflitzt, Halm wartete noch etwas, weil er glaubte, daß noch eine Granate hinterher käme, zuletzt wand er sich aus dem Durcheinander von Wellblechen, Zeltbahnen, Decken und Gepäckstücken auch ans Licht. Bei dem Unterstand der drei anderen war Totenstille. Auch da ein wüstes Durcheinander. Es wurde ihm unheimlich, da sich dort nichts rührte. Er machte, noch halb betäubt, ein paar Schritte darauf zu, da stieß sein Fuß an einen Kopf – Britschin, der mit der Nase im Dreck lag – er dreht den Kopf zur Seite – zwei blaue Augen blicken ihn glasig an – – in atemloser Hast läuft er zum nächsten Stollen: „Sanitäter!"

Die Unteroffiziere saßen wieder gemächlich beim Mauscheln. „Der Sanitäter muß kommen!" ruft Halm noch im Laufen, „Britschin –" dann muß er sich setzen, weil ihm die Knie zittern. Britschin ist ja tot, denkt er jetzt, was soll der Sanitäter noch? Die Unteroffiziere behalten ihre Ruhe. „Was ist denn

los?" fragt Wagner verwundert. „Haben Sie denn die Granate nicht gehört?" ruft Halm. – „Wieso? War die bei euch? Ich denke, die war wer weiß wie weit weg", sagt Meinecke. Der Gefreite rafft sich auf. „Der Sanitätsunteroffizier muß kommen," drängt er energisch, „Britschin ist getroffen – wahrscheinlich tot." In diesem Augenblick erhebt sich jenseits der Gruppe Loseris. Er ist kreidebleich. „Du bist hier?" ruft Halm erfreut, „Gott sei Dank, ich glaubte schon, du lägest auch darunter." – „Ja –" sagt der lange Ostpreuße und kann kaum sprechen vor Erregung, „ich interessiere mich sonst nie fürs Kartenspiel, aber heute hatte ich mal Lust, zuzugucken. Ich bin vor zehn Minuten hier raufgegangen –".

„Und was ist mit Krantz?" fragte er, während sie sich gemeinsam zur Unglücksstelle begaben. „Krantz ist zum Glück beim Schuster," erwiderte Halm, „er hatte sich bei mir abgemeldet." – „Davon ist er längst zurück." – „Längst?" rief Halm verwundert, „das kann doch gar nicht möglich sein. In den paar Minuten –"– „Ja er scheint auf halbem Wege wieder umgekehrt zu sein. Es ist ihm wohl was eingefallen. Als ich wegging, buddelte er wieder an seinem englischen Stollen –".

Feldwebel Wagner legte schon mit Hilfe des Sanitäters Britschin frei. „Er ist tot", sagte er dumpf und drückte ihm die Augen zu. Das linke Bein war weggeschossen, das rechte zerschmettert. Die Hose daran war hochgezogen. „Er war beim Lausen, als ich wegging", erklärte Loseris. Dann bückte er sich und zog ein schwarzes, zerfetztes Etwas unter einer Decke hervor. – „Krantz seine Brieftasche. Die hatte er immer bei sich." – „Los, Krantz suchen!" kommandierte Wagner. Man wühlte alles um, aber er fand sich nicht. Einer leuchtete mit der Taschenlampe in den englischen Stollen, wo der Eingang jetzt so groß war, daß ein Mann bequem hindurch konnte. Dabei stellte man fest, daß die Granate auf den Stollenstempel auf-

geschlagen war, den Krantz freigelegt hatte. Der Rückprall mußte eine furchtbare Wucht gehabt haben. Unten im Stollen fand sich auch nichts. Da zeigte Meinecke wortlos auf die Böschung und aller Augen folgten seiner ausgestreckten Hand. Dort oben lag ein Stück Fleisch, ein menschlicher Hinterbacken, grau und blutig. „Das ist von Krantz übrig. Er hat einen Volltreffer bekommen", sagte der Sergeant lakonisch. „Ja," stimmte Loseris zu, „das Stück Zeug dabei ist von seiner Hose."

Krantz war in Atome zerschmettert. Als sie in der Dämmerung die Gegend absuchten, fanden sie auch nicht mehr das kleinste Stückchen, nur das Gehirn lag unversehrt in einem Granattrichter. Ein widerlich süßer und brandiger Geruch schwebte in der Luft. –

Halm, Reusch und Loseris legten sich zu den Infanteristen. Es war solch ein englischer Stollen, wie ihn Krantz ausgraben wollte, mit kleinem, hohem Zugang, unbequem und unheimlich, eine winzige Granate konnte ihn verschütten, dann saßen sie drin wie die Mäuse in der Falle. Aber es war ein besserer Schutz als der offene Graben.

Abends trugen sie Britschin in einer Zeltbahn fort. Das Teilchen von Krantz lag dabei. Auf dem Militärfriedhof in der Stadt war schon ein Grab geschaufelt, die Zeltbahn wurde hinabgelassen, drei Hände Erde darauf von jedem und ein stilles Gedenken, dann gingen sie schweigend zurück – wer wird der Nächste sein? – –

Loseris erzählte auf dem Heimweg: „Krantz hat sich auf die Himmelsreise seltsam vorbereitet. Er hat, nachdem der Graben in Ordnung war, noch den ganzen Morgen an seinen Sachen gearbeitet, hat jeden Knopf nachgenäht und dann wollte er noch die Stiefel zum Schuster bringen. Da ist er aber nicht mehr ganz hingekommen – er muß auf halbem Wege umgekehrt sein – – –"

Und Halm mußte an Britschin denken, der heute so auffallend heiter und freundlich war und von Gott und der Welt plauderte. Die Geschosse werden gelenkt. –

Es ist unheimlich, das zu wissen –

Der Brief an den Jesuiten ... mit zitternder Hand schreibt er noch ein paar Zeilen darunter, berichtet von dem furchtbaren Erlebnis, schreibt und weiß kaum, was. Erst, als er den Brief geschlossen hatte, dachte er darüber nach. Welch eine Überhebung, schalt er sich, zu schreiben: Antworten Sie mir nicht auf meine Frage, ich habe die Antwort eben von Gott selbst erhalten. Meint der Mensch doch immer, es drehe sich alles nur um ihn selbst. Und er möchte den Brief zerreißen, ist unentschlossen, schickt ihn aber schließlich doch ab.

Das Ende der Kompanie

Am nächsten Abend wurde die Kompanie weiter zurückgelegt. Hundert Granaten heulten in dieser Zeit noch über sie hinweg, krepierten auf der Höhe oder hinter derselben, aber keine einzige mehr traf den Graben. Die den beiden das Ende bereitete, war auch nicht für sie bestimmt, sie sollte die Batterie hinterm Berg vernichten, aber sie kam zu kurz ab und fuhr gegen den Berg – zu Krantz und Britschin. Halm, der nie Kanonenfieber gekannt hatte, zuckte jetzt bei jedem Schuß nervös zusammen. Es ist zermürbend, zu warten, bis der Tod geflogen kommt. Er wünscht sich lieber dahin, wo der Kampf am schlimmsten ist. Dort denkt man wenigstens nicht. –

Die Kompanie wurde in die Siegfriedstellung gelegt. In der Dunkelheit ging es durch einige Straßen der Vorstadt, dann standen sie plötzlich vor dem Stolleneingang. Es ging unglaublich tief hinunter, die Treppe war sauber aus Holz

gemacht, die Wände waren verschalt und unten brannte sogar elektrisches Licht.

Halm kam als letzter unten an. Er hatte seine beiden Feldflaschen, gefüllt mit süßem Tee, verloren und sie noch vergeblich gesucht. In dem Stollen wimmelte es von Feldgrauen. Von dem endlosen Mittelgang aus gelangte man in große Räume mit Bettstellen und Strohsäcken, mit Spinden und Waschtischen wie in der Kaserne. Da er jedes Bett besetzt fand, öffnete er die Türen der Nebenzimmer. Das erste war voll von Unteroffizieren. „Schnäpser raus!" schallte es ihm grob entgegen. In dem zweiten war nur ein Mann — Feldwebel Wagner, der ihn freundlich einlud, hereinzukommen, das eine Bett sei noch frei. „Da vorne wurde es doch zuletzt ungemütlich," plauderte der Vize beim Ausziehen. „Hier sind wir jedenfalls sicher wie in Abrahams Schoß. Denken Sie, der Stollen hat fünf Ausgänge. Ganze Regimenter können hier liegen. So leicht kann uns also nichts passieren. — Wenn wir gleich vor acht Tagen hierher gekommen wären, hätten wir unsere beiden Kameraden, Krantz und Britschin, behalten — na — es sollte vielleicht alles so sein, der Krantz hat das sicher geahnt vorher, genau wie der Tote damals bei Ham. Er war zuletzt immer so sonderbar. Britschin ja wohl nicht so, aber nicht jeder ist dafür veranlagt — tja — so schmilzt die Kompanie zusammen. Wissen Sie übrigens das Neueste, Halm? Wir werden wahrscheinlich zur Vierten kommen — unser letzter Rest." — „Was? — Zum Laubfrosch?" rief Halm entsetzt. — „Pscht, sagen Sie das nicht so laut, er liegt hier nebenan. Ja, zu unserem speziellen Freunde." — „Da werden wir keinen gnädigen Gott haben!" — „Er kann uns nichts wollen, Halm, wenn wir unsere Schuldigkeit tun. — Es war ja auch nicht nötig, daß unsere Leute damals immer höhnten, wenn wir der Vierten begegneten: „Singen! Kerls, wollt ihr nicht singen?

Laufschritt marsch, marsch und singen!" Ich habe das nie gebilligt, laß ihn doch mit seiner Kompanie machen, was er will. Was ging das uns an? Wir hatten es doch besser in diesem Punkt. – Tja – unser armes Heer," fuhr er dann wehmütig fort. „Künftig hat ein Bataillon nur noch drei Kompanien. Es geht doch zu Ende damit – na, gute Nacht, Halm!" Er streckte sich in dem unteren Bett aus, daß es wackelte und krachte und fing im Augenblick an zu schnarchen.

Auf dem Tisch lagen einige Zeitungen. Halm nahm sie mit ins Bett, stellte die Kerze auf den Pfosten am Kopfende und las noch etwas.

Es war ein kleines Blatt, nach dem Klischee einer bestimmten politischen Richtung zusammengesetzt. Matt und uninteressant der Inhalt. Auch der Heeresbericht war nüchtern – Herrgott, das hatte man nun selbst mit erlebt, hatte ganz andere Dinge gesehen, als hier in dürren Worten stand, Heldentaten, die denen im Anfang des Krieges, wovon so viel geschrieben und geredet wurde, nicht nachstanden, die vielleicht noch höher zu werten waren, weil sie mit geschwächtem Körper gewagt wurden. – Wo stand das geschrieben, wie sie in jeder Etappe des Rückzuges ausgehalten hatten, wie sie sich bei Roye in den unmöglichsten Stellungen und unter den fürchterlichsten Verlusten festgebissen, acht Tage lang, wie sie eine Woche hindurch am Kanal der täglich heranbrandenden Welle der französischen Infanterie getrotzt – an der Somme, wo Engländer und Franzosen täglich, stündlich mit all den überreichen Mitteln, die ihnen noch zur Verfügung standen, angriffen, mit Tanks, mit Fliegergeschwadern, daß der Himmel dunkelte, mit Kavallerie sogar, und niemals durchkamen, immer wieder an der eisernen Mauer der Deutschen zurückprallten – dazu das unaufhörliche Trommelfeuer, wo las man das, wo wurde dieser Heroismus gewürdigt? Nirgends. Wie die Truppen sich

wunderten, daß es immer wieder zurückging, trotz allen Aushaltens, so waren sie auch enttäuscht und verbittert, daß man in der Heimat gar kein Aufhebens von ihren Leistungen machte. Nur die Rekorde der Flieger wurden immer gewissenhaft gebucht. Die knappen Worte des Heeresberichtes, in dem bürokratischen Bestreben, nichts zu übertreiben, schwächten dadurch die tatsächlichen Erfolge ab. Gleichgültig, grau und müde las sich das alles. Obendrein hatte man den Eindruck, als wenn irgend etwas Geheimnisvolles hinter der Front vorging. Man wußte nicht, was da gespielt wurde, und fühlte sich hier vorn verraten und verkauft. –

Als Halm beim Aufwachen auf seine Uhr sehen wollte, entdeckte er verwundert, daß sie vollständig zertrümmert war. Da fiel ihm ein, daß er sie seit dem Ereignis im Graben noch gar nicht wieder in der Hand gehabt hatte. Sie mußte dabei entzwei gegangen sein. Wie das möglich gewesen, war ihm aber rätselhaft. Die Uhr steckte in der Tasche und er war nur leicht nach vorn übergekippt. Der Druck der weichen Körperteile konnte unmöglich so heftig gewesen sein, denn auch das Räderwerk war verbogen. Seine Phantasie, die durch die Erlebnisse der letzten Zeit krankhaft erregt war, kombinierte sofort wieder mystische Zusammenhänge. Es beunruhigte ihn, daß die Uhr, an der er sehr hing, so zertrümmert war, daß sie nicht wieder hergestellt werden konnte. Es war nicht Aberglaube, er hatte es oft im Leben erfahren, daß der Verlust eines vertrauten Gegenstandes für ihn die Ankündigung größerer unangenehmer Dinge bedeutete.

Auf dem Tisch tickte Wagners Uhr. Er sah, daß es schon zehn war, zog sich leise an, da der Vize noch fest schlief, und kletterte dann aus dem Bauch der Erde heraus an die Oberfläche. Da saßen in der Sonne schon eine Menge Kameraden, mit allerlei nützlichen Arbeiten beschäftigt. Bekannte sah er

nicht darunter – er hatte vor, Reusch zu fragen, ob er mitgehen wollte, die Feldflaschen suchen – ging dann aber allein den Weg zurück, den sie gestern abend hergekommen waren. Er war nicht schwer zu finden. Einige Häuser, deren Umrisse ihm im Dunkel der vorigen Nacht aufgefallen, erkannte er schnell wieder. Eins davon schien englischen Kriegsgefangenen als Unterkunft gedient zu haben. Man las das an der Eingangstür. Er blickte durch ein Stacheldrahtfenster ins Innere – die Küche. Im Hintergrund eine Tafel, darauf stand in deutscher und englischer Schrift: „Graupen mit Rindfleisch." Kein schlechtes Essen, dachte er wehmütig, wenn unsereins das nur alle Tage hätte. Aber es ist den Tommys zu gönnen. Kriegsgefangen sein – kein angenehmes Los.

Die französische Artillerie schläft noch zu dieser Stunde. – Da rechts liegt der Kreidestollen, halbvollendet, wie er damals verlassen ist. Aber die Geschütze sind fort, es wurde ihnen hier wohl auch zu brenzlich. Jetzt kommt – Achtung! – die unangenehme Stelle auf der Chaussee. Im Laufschritt setzt Halm hinüber, doch die Hast war unnötig – kein Feind kümmert sich um ihn. Und etwas gemächlicher bog er in den bekannten Graben ein und ging suchend bis zum Unterstand, doch die Feldflaschen fanden sich nicht.

Eine unheimliche Stille herrschte hier. In der Luft schwebte noch der brandige und süßliche Geruch von jenem Tage – oder war es Täuschung der Sinne? Grauen packte ihn plötzlich und jagte ihn davon. –

Auf dem Rückweg verfolgte er die Straße, die zur Stadt führte. Es reizte ihn, die Kathedrale aus der Nähe zu betrachten und den vielgerühmten Marktplatz. Die Straße war breit und hatte zwei Baumreihen. Die Häuser lagen zumeist in Trümmern, eine unheimliche Öde herrschte auch hier. Alles was hier gelebt, geliebt, gelitten hatte, war fort – geflohen vor dem Grauen des Krieges.

Am oberen Ende stand ein grellblau angestrichenes Haus. Ein Schild unterm Dachfirst nannte es obendrein: „La maison bleue." Es wirkte unglaublich geschmacklos und der Gefreite hatte plötzlich keine Lust mehr, weiterzugehen. Die bedrückende Stille rings kam dazu, man sah nicht einen Soldaten, ein Zeichen, daß oft hierhin gefunkt wurde. Jetzt kam die Stunde, wo sie drüben munter wurden, nicht nötig, daß man sich leichtsinnig in Gefahr begab.

Als er wieder im sicheren Stollen war, hub denn auch oben ein Dröhnen an, als ob die Hölle los sei.

„Gerade noch unterdurch geflutscht", sagt er lachend zu Wagner. „Wo waren Sie denn? Ich habe Sie schon gesucht." „War etwa Dienst?" – „Nein – es ist nur etwas bekanntgegeben. Wir kommen nicht in Ruhe, sondern es geht heute abend wieder nach vorn." Halm sank mutlos auf den nächsten Schemel. „Herr Feldwebel, wir können doch gar nicht mehr." – Wagner zuckte müde die Schultern. „Wir müssen wohl noch können. Der Mensch kann viel aushalten." – „Und unsere Reserven? Es hieß doch immer, hinter der Siegfriedstellung stünde noch eine Menge ausgeruhter Truppen." – „Wenn man wüßte, was gespielt wird," antwortete Wagner seufzend, „unsereiner hat ja gar keinen blassen Dunst. Man muß eben Vertrauen zur Leitung haben. Ich wollte, wir wären erst wieder zurück. Wo wir jetzt hinkommen, sind wir wieder mitten drin, und in diesen Tagen beginnt sicher der Sturm auf St. Quentin."

Als es dunkelte, ließ er den Rest der dritten Kompanie vorm Stollen antreten. Es waren gerade noch zwei Gruppen und Wagner der einzige, der letzte Portepeeträger. Gleich darauf trat auch die Vierte an. Sie hatte noch fast die Hälfte ihres Bestandes. Sofort erschien auch der „Laubfrosch", blaß, schneidig in der knapp ansitzenden Jägeruniform, von der er seinen Spitznamen hatte.

Wagner meldet ruhig die ehemalige Dritte. „Die Leute Ihrer Kompanie bilden bei mir den dritten Zug," sagt der Leutnant kurz. „Sie übernehmen das Kommando!"

Dann ging es in die stockdunkle Nacht hinaus. Hinter dem letzten Hause der Stadt begann ein Bahndamm. „Die Strecke nach Amiens", hörte man jemand sagen. Die Leute hasteten trotz ihrer schweren Last unruhig vorwärts. Bahndämme waren ein beliebtes Artilleriеziel, und die Erinnerung an schwere Stunden hinterm Bahndamm machte sie nervös. Danach kam ein Hohlweg. Ein Mann stand davor und rief in die Kolonne hinein: „Wollt ihr wirklich durch die Todesschlucht? Macht doch lieber den kleinen Umweg über den Hügel." — „Wieso Todesschlucht?" fragte ihn Wagner, den seine Ruhe heute auch sichtlich verließ. — „Das ganze Feuer geht da immer rein. Vorgestern sind allein sechs Mann und achtzehn Pferde tot." Und, wie um das zu beweisen, schlug ihnen aus dem dunklen Loch widerlicher Kadavergestank entgegen. Die Leute stockten und wollten zurück. Nervöses Gezänk erhob sich, aber Wagner trieb sie vorwärts. „Los, los, wir müssen doch dem Leutnant nach!"

Im Hohlweg links und rechts lagen noch die Körper der Pferde. Die Luft war unerträglich. Man mußte den Atem anhalten, sonst drehte sich der Magen um. Wenn Dante sein Inferno heute geschrieben hätte, dachte Halm, hätte er wohl als schwerste Strafe für die verdammten Seelen einen Hohlweg im Trommelfeuer geschildert. Und plötzlich kamen ihm zwei Verszeilen aus dem Inferno in den Kopf, die er in seinem Notizbuch wiedergefunden — irgendwann auf Urlaub hineingeschrieben: „Also im Vormarsch durch das finstere Qualmen, derweil wir mehr und mehr dem Abgrund nahten —."

Der Vers hakte sich in seinem Gehirn fest, drehte sich von vorn nach hinten und von hinten wieder nach vorn, es war

unmöglich, ihn los zu werden. Er wandte sich schon zu Reusch, um ihn dem zu zitieren, vielleicht brachte das Befreiung — da bog der Berliner plötzlich neben ihm ab, lief eine Böschung hinauf und verschwand darin. Halm blieb einen Moment verdutzt stehen. Andere drängten sich an ihm vorbei. „Willst du nicht mit?" rief ihm jemand zu. „Du willst wohl auf dem Bahndamm fürs Vaterland fallen?"

In der Böschung begann der Laufgraben. Kaum waren sie eine Ecke drin, wurde der Bahndamm hinter ihnen unter Feuer genommen, wobei Reusch die trockene Bemerkung machte: „Da haben wir mal wieder Schwein gehabt." Ja — dachte Halm bitter — wer weiß wie lange wir noch Schwein haben? Eines Tages sind wir doch mal mitten drin. „— — mehr und mehr dem Abgrund nahten —" Da vorn ist vielleicht der Abgrund, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.

Jetzt wurde auch vorn getrommelt. Und der elende Laufgraben zog sich in die Länge — hin und her, hin und her, vielleicht nur ein paar hundert Meter weit, aber es erschien wie Kilometer. Sie liefen, stolperten über Erdbrocken oder wer weiß was, rannten an den Ecken aufeinander, stöhnten, schimpften und fluchten „— — also im Vormarsch durch das finstere Qualmen —" der vertrackte Vers aber auch! Immerhin „— dem Abgrund zu —" der Vergleich paßt. Was bisher war, wird nur ein Kinderspiel gewesen sein gegen das, was einen dort vorn erwartet. Diesmal geht es ums Ganze. Der Franzose wird alles daransetzen, die Stadt zu erobern. Aber warum nimmt man denn die abgekämpften Truppen zur Verteidigung? Wo sind die ausgeruhten? Hat Deutschland keine Soldaten mehr? In der Heimat sind doch noch Männer genug — rums! fuhr eine schwere Granate dicht neben Halm in die Deckung. Er verbeugte sich höflich. Zum Glück war's nur ein Ausbläser — mit einem halben Zentner Lehm flog

ihm der Zünder um die Ohren. Jetzt wurden Salven auf den Graben gelegt, immer vier, fünf Granaten auf einmal. Vorne schrie einer: „Gas!" Halm griff zur Büchse, um die Maske aufzusetzen, aber er ließ sie doch darin – es war nur Reizgas, keine Maske nötig. Es roch stark nach Ammoniak. Man mußte nur auf Zwiebelgeruch achten – Gelbkreuz.

Je weiter sie nach vorn kamen, um so dichter hagelten die Granaten hernieder, flinke, kurze Dinger, die in Massen durch die Luft zwitscherten, dann wieder Salven, zwischendurch orgelte ein schwerer Brummer einsam hoch drüber weg und krepierte weit hinten. Das war die Sorte für den Bahndamm.

Und der Laufgraben nahm immer noch kein Ende. Halm hing zuletzt weit ab von seiner Gruppe. Wozu so rennen, sagte er sich, man läuft vielleicht direkt ins Verderben hinein.

Endlich kam der Hauptgraben. Die andern waren längst außer Sicht, und so sehr er sich jetzt auch beeilte, er holte sie nicht wieder ein. Sie mußten wie toll gerannt sein. Schließlich fragte er einen Posten. Der wies schweigend auf den nächsten Stolleneingang, ohne die Augen vom Lauf seines Gewehres abzuwenden.

Er hastete die Stollentreppe hinab. Es war ein tiefer, sauber gebauter Stollen. Gott sei dank – man war hier wenigstens in Sicherheit. Unten brannten viele Kerzen, ein munterer Betrieb herrschte.

Halm stand plötzlich vor dem „Laubfrosch", der ihn verwundert ansah. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" – „Gefreiter Halm von der ehemaligen Dritten." – „Scheren Sie sich raus, hier ist kein Platz mehr!" Mit einem lodernden Blick umfaßte der Gefreite den Offizier. Er hätte ihm an die Gurgel springen mögen, so kochte die Wut in ihm. Vielleicht trat er in dieser Erregung auch einen Schritt vor, denn jener wich etwas zurück. Die kalten Augen des Jägerleutnants

blickten befremdet, plötzlich lachte er auf. „Sie verstehen wohl nicht – he?" Burschen und Melder hinter ihm stimmten in das höhnische Gelächter ein, da wandte sich Halm schweigend um und kroch wieder hinaus.

Er ging den Graben entlang und rief: „Reusch! Loseris! Martin!" Endlich antwortete Reusch: „Hier sind wir!" Ein flacher Unterstand, nur mit Brettern und dünner Erde bedeckt, der nicht den geringsten Schutz gegen die Granaten bot – darunter lagen die Leute der Dritten. Für Halm war kein Platz mehr. „Geh nebenan zu den Unteroffizieren", riet ihm Reusch. Der Unterstand nebenan war genau so unsicher. „Ist hier noch Platz für mich?" fragte er in das Dunkel hinein. „Ja, kommen Sie man her, Halm!" antwortete Meineckes Stimme. „Hier ist noch eine Masse Platz zur Himmelfahrt. Wo bleiben Sie denn, Mensch? Wir dachten schon, Sie wären koppheister gegangen von der dicken Sau vorhin." – „Das war zum Glück nur ein Ausbläser," erwiderte Halm und streckte sich neben dem Sergeanten lang. „Ach, solche Säue sind noch zu ertragen, aber diese Sau, dieses Rübenschwein, dieses elende Mistferkel da unten im Stollen, das wir noch viel zu nobel Laubfrosch nennen –" und er erzählte von dem Zusammenstoß mit dem Leutnant, schimpfte sich dabei das Herz frei. Meinecke lachte laut auf. „Haben Sie denn was anderes erwartet? Ein größeres Armloch als den gibt's doch überhaupt nicht wieder". – „Nicht so laut, Leute!" mahnte da Wagners Stimme aus der dunklen Ecke. „Ich sage euch jedenfalls, er ist ein tüchtiger Offizier. Vorne geht er immer ran wie Blücher, und wenn er das nicht täte, würde er auch hier nicht solch eine Lippe riskieren –." Eine krachende Salve Granaten, die dicht am Unterstand krepierte, unterbrach ihn. Das Feuer, das während der letzten Minuten etwas abgeflaut war, setzte wieder mit vollster Wucht ein. Alles horchte mit Bangen auf die Ein-

schläge. „Schön ist's hier nicht," rief Meinecke schließlich, „aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Ich werde 'nen Strämel pennen —."

Man konnte sich tatsächlich an das Trommeln gewöhnen. Dicht dabei ging ein Weg über den Graben, dem es wohl hauptsächlich galt. Der Unterstand blieb verschont, nur auf den Weg schlugen in kurzen Abständen die Salven auf. Und irgendwo in der Nähe bohrte sich alle paar Minuten eine besonders dicke Solo-Granate in den Lehm. Eine halbe Stunde hielt das an, dann war wieder Schluß.

Man atmete auf und plauderte wieder, denn an Schlafen war doch nicht zu denken. Der Laubfrosch mußte noch einmal herhalten. Das Thema war ergiebig —. Da mit einemmal hörten sie dessen Stimme vor dem Unterstand. „Sind die Unteroffiziere von der Dritten hier — der Feldwebel?!" Die Worte fuhren scharf herein. Alles verstummte, nur Wagner rief: „Hier, Herr Leutnant!" — fuhr hoch, rannte mit dem Schädel an das Brett, ächzte — und wand sich heraus. „Sind Sie der Feldwebel?" — „Jawohl, Herr Leutnant!" Die Hacken knallten zusammen. „Name?" — „Wagner, Herr Leutnant!" — „Gut. Feldwebel Wagner, Sie nehmen jetzt Ihren Zug und gehen damit auf Feldwache — ich werde Sie führen. Rufen Sie Ihre Leute!"

Halm drückte Meinecke den Arm und flüsterte: „Haben Sie gehört?" — „Ich gehe nicht mit", brummte der Sergeant. „Für das bißchen Fopperei in Marchiennes will der uns hier in den Tod schicken."

Halm lief zu seiner Gruppe hinüber. Die war schon von Wagner alarmiert und kroch murrend aus dem Loch heraus. Der Leutnant stand oben auf dem Weg. Als es nicht schnell genug ging, hörte man wieder seine scharfe Stimme. „Daß ich euch nicht Beine mache!" Ein unwilliges Knurren kam von

unten. Sofort trat er an den Rand des Grabens: „Wer will da was? – Antwort!" Es meldete sich natürlich niemand, doch das Herausklettern ging jetzt etwas geschwinder.

Als alles oben war, verlangte der Leutnant die Gruppenführer zu sehen. Von der ersten Gruppe trat Sergeant Dubiat vor, von der zweiten Halm. In dem schwachen Mondlicht erkannte der Offizier den Gefreiten von vorhin. „Führen Sie die Gruppe?" – „Jawohl, M.-G.-Führer!" Das klang ungehörig, doch Halm konnte es nicht über sich bringen, nach der Vorschrift zu antworten: „Jawohl, Herr Leutnant." Der Leutnant stutzte einen Moment, dann fragte er in weniger schneidendem Tone: „Ist denn da kein Unteroffizier?" Sergeant Meinecke, der von Wagner mit einem Donnerwetter aus dem Unterstand herausgebracht war, trat vor. „Na also!" fuhr ihn der Leutnant an. „Was ist denn das für'n Theater? Stehen Sie etwa à la suite der Gruppe?" – „Ich verstehe nichts vom Maschinengewehr, Herr Leutnant." – „Dann lernen Sie's verstehen! Der Gefreite eintreten! Sie sind der Gruppenführer – Name?" – „Sergeant Meinecke!" – „Sie sind mir für die Gruppe verantwortlich. – Alles rechtsum! Ohne Tritt – Marsch! Folgen!"

Halm hatte vor dem Abmarsch die Gruppe neu eingeteilt, Reusch zum Richtschützen gemacht statt Britschin und den zweiten Schützen Krantz durch Loseris ersetzt. Der Elsässer Martin war zum Maschinengewehrschützen avanciert, hatte sein Gewehr abgegeben und dafür die Pistole erhalten. Aber er mußte jetzt auch die Munitionskästen schleppen – ein schlechter Tausch. Der vierte Schütze war einer der alten Männer. Unter den Infanteristen befand sich jetzt auch ein unsicherer Kantonist: ein Stockpole. Wagner meinte, man dürfe ihn nicht aus dem Auge lassen. Die Besten waren weg. –

Da der Mond sich hinter einer Wolke hervorwagte, war der Weg hell genug, daß man ihn gut erkennen konnte. In einiger

Entfernung stand eine Gruppe Bäume. Hier machte der Offizier halt und befahl der Gruppe Dubiat, zu bleiben. Die andere führte er dann nach rechts über das freie Feld.

Sie stapfte schweigend durch den lehmigen Acker, der von Granaten umgepflügt war. Alle Augenblicke stolperte jemand. Einer der Alten fiel lang hin und fluchte laut los. Der Leutnant kümmerte sich nicht darum. Er verbot auch nicht das Sprechen. Der Feind mußte noch weitab sein.

Nach fünfhundert Metern etwa machte er vor einem Gehölz halt. „Hier bleiben Sie so lange, bis die dünne Schützenlinie, die noch vor Ihnen liegt, zurückkommt. Dann wird gemeinsam die Verteidigung aufgenommen. Erst in äußerster Not wird der Platz geräumt und sich auf die Hauptwiderstandslinie zurückgezogen — verstanden?"

Wagners Absätze knallten wieder. „Jawohl, Herr Leutnant!" Der „Laubfrosch" ging dann allein zurück. Die Gruppe blickte sich ratlos suchend um. „Hier können wir aber doch unmöglich bleiben — nicht die geringste Deckung", ließ sich nun Wagner vernehmen. „Ich hätt' das dem Mann gleich gesagt", brummte Meinecke vor sich hin, legte seine Zeltbahn auf die Erde und packte sich darauf. Halm saß auf seinem Tornister und stützte den Kopf in die Hände. „Das also ist des Rätsels Lösung," sagte er nach einer Weile, „vor uns ist noch 'ne Linie. Wir sind nicht mal die Ersten." — „Ja, das ist die neue Tiefenstaffelung, meine Herren," rief Meinecke unter der Decke weg. „Alle fünfhundert Meter in der Breite ein leichtes Maschinengewehr, alle fünfhundert Meter in der Tiefe eine dünne Linie. Die Stäbe sitzen ganz weit hinten. Bei Kilometerstein fünfzehn sitzt erst der General." Wagner erteilte ihm einen Verweis. „Machen Sie mir die Leute nicht rebellisch mit Ihrem Gerede, Meinecke. Sie können von unserem Divisionär nicht sagen, daß er sich weit hinter der Front rumdrückt. Wir haben ihn doch

mehr als einmal vorn gesehen. Unsere Heeresleitung wird schon wissen, weshalb sie dies alles so anordnet." Meinecke erwiderte etwas darauf, was man nicht verstand, weil er unter der Decke sprach.

Der Mond war inzwischen hinter einer schweren, dunklen Wolke verschwunden. Im Augenblick fing es auch schon an zu regnen. Und dann mit einemmal zuckte aus der Wolke ein greller Blitz auf die Erde, ein starkes Gewitter entlud sich – eine Seltenheit an der Front. Halm beobachtete das Schauspiel interessiert. „Kläglich, kläglich, lieber Herrgott! Pack ein mit deinem Gewitter, wir Menschen sind dir heute über!" Dann hing er sich den Mantel um, zog die Zeltbahn über den Kopf, daß sie wie ein schräges Dach herabhing, um den Regen ablaufen zu lassen, und verfiel trotz des unbequemen Sitzes sofort in tiefen Schlaf. Bis ihn plötzlich ein wütendes Knattern, Heulen und Krachen wieder auffahren ließ. Er versuchte die Zeltbahn abzuwerfen, verfing sich darin, riß sie schließlich mit Gewalt herunter – es war heller Tag draußen und ringsum war wieder die Hölle los. Hageldicht fuhren die Granaten hernieder. Er raffte in fliegender Hast seine Sachen auf und sah sich nach Deckung um – nicht das geringste zu erblicken! Da lief er durch ein Gatter, sprang in den nächsten Granattrichter und duckte sich hier flach an den Boden. Eine halbe Stunde lang tobte der fürchterliche Lärm ringsumher. Alle Augenblicke glaubte er, daß ihn solch ein heulender Höllenhund erreichte, zerpulverte wie Krantz. – Doch in dem haßgetriebenen Wirbel der Geschosse blieb eine Lücke frei, und diese umzirkelte genau den Platz, wo die Gruppe lag. Kein einziger wurde getroffen – vielleicht war noch kein Gezeichneter darunter.

Die halbe Stunde wurde ihnen zur Ewigkeit, doch dann war's mit einem Schlage vorüber und sofort war auch schon wieder die ganze Qual vergessen. Reusch steckte den Kopf aus einem Granattrichter und rief lachend: „Alles gesund?"

Dann wurde schnell Deckung geschaffen. Die Trichter wurden zu diesem Zwecke vertieft und ausgebaut. Wagner bestimmte, daß das Maschinengewehr in Halms Granattrichter stehen sollte; doch der erklärte, er hätte hier kein Schußfeld – zwanzig Meter vorn die Hecke und dahinter ein toter Winkel. Doch anderswo war's auch nicht besser, und so blieb es schließlich bei diesem Platz. Loseris und Reusch sprangen zu Halm hinüber und halfen ihm das Loch vertiefen, da bei der Verteidigung alle drei darin Platz haben mußten. Als sie zwei Stunden gearbeitet hatten, setzte eine neue Kanonade ein, aber wieder nur für eine halbe Stunde, während welcher jeder jedoch nur noch an das letzte Stündlein dachte.

Einmal schrie jemand auf. Es war Martin. Er glaubte, er wäre getroffen, aber es war nichts passiert. Die Granate war direkt auf den Rand seines Trichters geschlagen, erzählte er nachher, und er hätte unter einem Haufen Dreck gelegen. Der Elsässer war noch ganz aufgeregt, verdatterte sich beim Erzählen und machte große erschreckte Augen. Da er obendrein stark durch die Nase sprach – wegen Polypen sagte er –, klang sein Bericht komisch und die anderen lachten. „Da wärschte bald in'n Himmel gekommen, Wackes", spöttelte Reusch. Doch Martin fuhr ihn böse an: „Halts Maul mit Dein'm Wackes!" – „Meld' dich verschüttet, Elsässer!" riet ihm Meinecke. „Da dürft ich net Martin sein", brummelte jener, unwillig darüber, daß ihn die Kameraden nicht ernst nahmen.

Das Intermezzo erheiterte etwas und machte das Herz wieder frei. Sie arbeiteten dann schweigend weiter. Die Löcher vertieften sich und wurden schon eingerichtet. Einige schleppten aus dem nahen Walde Wellbleche heran. Sie erzählten, daß sich durch das Gehölz ein Schützengraben mit Stollen zöge. Wagner nörgelte. Sie sollten nicht soviel auf dem Gelände herumlaufen. Der Feind könnte hier einsehen. Aber das hatte

doch keine Gefahr. Der Franzmann war jenseits der Anhöhe. Oben auf derselben lag noch die erste deutsche Schützenkette. Flieger waren heute kaum zu sehen, nur ein halbes Dutzend Fesselballons stieg, ziemlich weit links, gegen Mittag langsam in den Himmel. Und von da ab war man vorsichtiger.

Der Feuerüberfall wiederholte sich pünktlich alle zwei Stunden. Abends um zehn wurden Reusch und Martin zum Essenholen kommandiert. Sie sträubten sich anfangs, doch da sie die Jüngsten waren, mußten sie immer den Anfang machen. Sie hatten den ganzen Weg wieder zurück zu machen bis zum Bahndamm, dort stand die Küche. Als sie nach fast zwei Stunden zurückkamen, war das Essen — Grützsuppe — eiskalt. Es wurde mit Widerwillen hinuntergeschlungen.

In der Nacht war hier vorne Ruhe, nur die Hauptlinie lag unter starkem Feuer, viele Gasgranaten dazwischen. Es roch wieder wie bei einer Ammoniakfabrik. Am nächsten Morgen um sechs Uhr aber setzte auch hier vorne das alte Bombardement wieder ein. Die Gruppe stellte dabei befriedigt fest, daß die feindlichen Geschütze noch genau so gerichtet waren wie gestern. „Ich sag's ja, der Mensch gewöhnt sich an alles," äußerte sich Meinecke, „ich weiß jetzt ganz genau, wo sie bei mir hinhauen." Es war beinahe so, als ob sich die Leute auf der schußfreien Insel wohl und sicher fühlten. Wenn sie jetzt verlegt werden sollten, wäre es ihnen nicht recht, nur Feldwebel Wagner, der auch heute gar nicht gut aufgelegt war, hatte mit diesem Platz nichts im Sinn. Er redete immerfort davon, daß man anderswo besser läge. Die Essenholer berichteten, daß die Gruppe Dubiat sich am Wege auch schon eingerichtet hätte. Sie hätten ebenfalls keine Verluste, möchten aber auch lieber anderswohin, weil der Weg zu stark unter Feuer läge.

Am Abend ging der Vize zur Parole nach hinten. Er blieb sehr lange fort. Inzwischen kam das Essen, diesmal Dörr-

gemüse, und wieder eiskalt. Nur statt der Marmelade zur Abwechselung ein Stück Rotwurst. Die Essenholer erklärten, das wäre Kampfzulage. Also war dicke Luft in Sicht.

Halm streckte sich nach dem Essen in seinem Loch lang. Man lag wie in einem Grabe darin, aber ganz angenehm. Obendrüber hatte er ein Wellblech gedeckt, das die Öffnung genau ausfüllte. Kaum schlief er, fing es an zu regnen. Er zog die Zeltbahn über die Ohren und ließ es regnen; doch die Tropfen fielen stärker, trommelten schließlich auf dem Blech oben herum, daß es ungemütlich wurde. Und da lief auch schon das Wasser ins Loch. Er versuchte die Lücken abzudichten, es nützte nicht viel, sein Mantel war schon quatschnaß, darauf zu liegen unmöglich – in diesem Augenblick kam Feldwebel Wagner zurück. Er hatte viel Post für Halm, reichte sie ihm herein und sagte noch, er hätte einen Stollen entdeckt, einige hundert Meter weiter rechts, sie wollten sich da hineinlegen. „Ich hab's dem Leutnant schon gesagt, er ist einverstanden", fügte er hinzu und rief die anderen zusammen. Sie waren nun doch ganz froh, daß es von hier fortging, besonders da ein trockener und sicherer Stollen als Ersatz winkte.

Wagner ging voran. Halm war am schnellsten fertig und folgte ihm auf dem Fuße. Es ging eine ganze Strecke immer am Gehölz entlang, das sich als ein Park entpuppte, denn hinter dem Gatter begann ein hoher Zaun. Der endete an einem Tor, von dem nur noch die Pfeiler standen. Man sah in der Dunkelheit die Umrisse von Ruinen. Gleich links von dem einen Torpfeiler befand sich der Stolleneingang. Er war dem Feinde abgekehrt, also kein Kugelfang. Sehr tief ging es eben nicht hinuter, doch gegen kleine bis mittlere Granaten mochte hier schon Schutz sein.

Der Bauart nach war der Stollen von den Engländern angelegt und bei deren Abzug ohne besondere Wirkungen ge-

sprengt. Nur eine kleine Ecke war eingestürzt, aber alle Balken und Wände waren dick mit Ruß überzogen. Das Zeug, zum Teil noch weiß von den Kreidegräben, wurde jetzt zur Abwechselung kohlschwarz. Doch das war ja alles unwichtig, man lag hier wenigstens sicher und trocken.

Halm machte es sich in einer Ecke bequem. „Der Leutnant hat höchste Alarmbereitschaft angeordnet," sagte Wagner bei der Gelegenheit. „Halm, Sie schnallen auch nicht ab!" – „Jawohl, Herr Feldwebel", erwiderte der und dachte: das halte ich ganz wie ich will – öffnete unter der Decke das Koppel vorsichtig und legte sich daneben. Dann zog er die Füße aus den Stiefeln zurück und ließ sie nur in den Schäften stecken. So sah es aus, als ob er alarmbereit läge und hatte es doch bequem dabei. „Übertriebene Vorsicht, dieses Umgeschnalltliegen – ehe die anderen hoch sind, stehe ich doch schon fix und fertig da", dachte er, steckte die Kerze hinter sich an und nahm die Post vor. Alles Zeitungen, nur ein Brief, aber er war von Erika. Er legte ihn vorerst zurück und blätterte die Zeitungen durch. Die anderen verlangten das Neueste zu hören. Er las ihnen die Überschriften und den Heeresbericht vor. Daß hier an der Siegfriedstellung Ruhe herrsche, wollte keinem einleuchten. Daß Prinz Max von Baden Reichskanzler geworden war, ließ sie kalt. Die Bedeutung dieser Tatsache ahnte auch der Sozialist Meinecke nicht: „Und wann gibt's Frieden, steht darüber nichts drin?" – „Das ist schon was mit dem Frieden, Leute", meinte Wagner seufzend. „Morgen früh werden wir hier wohl erst mal wieder Krieg haben. Haltet euch man bereit, der Franzmann greift sicher an."

Halm nahm dann Erikas Brief vor. Er war acht Seiten lang und voll bitterer Klagen. Erika, die nie klagte, die nie ein Wort von den Zuständen in Deutschland schrieb, verlor jetzt auch die Nerven. Es war ein regelrechtes Herzausschütten und Halm

war tief erschrocken über diesen leidenschaftlichen Ausbruch. Also auch in der Heimat machten sich Nervosität und Lieblosigkeit breit. Alles war müde und den Krieg leid. Das Schlimmste kam zuletzt: sie war beim Arzt gewesen, der ihr erklärt hatte, sie hätte von der zweimaligen Grippe etwas zurückbehalten. Die Lunge sei nicht intakt – angegangen. Erika ist bedrückt und weiß nicht, was sie tun soll. In ein Sanatorium kann sie ja nicht. Sie soll viel Fett essen. Du lieber Gott –.

Halm verbarg den Kopf unter der Decke und stöhnte verzweifelt. Auch das noch, auch das noch – Herrgott, mach doch endlich Schluß! –

Sergeant Meinecke mußte auf Wagners Befehl die Posten einteilen. Es sollten jedesmal zwei Mann stehen, der eine vor der Stollentür, der andere nach dem Feinde zu. Halm blieb verschont vom Wachdienst.

Er lag noch lange schlaflos. Erikas Krankheit – es hat ihn wie ein Blitz getroffen, das mit der Lunge. Wie geht das damit? Wie entwickelt sich das – schnell, langsam? Wenn er nun bald zurückkäme, könnte ja noch alles ganz gut werden. Man hat oft gehört, daß so etwas bei guter Pflege wieder zurückgehen kann. Aber diese elende Unsicherheit gerade in diesem Augenblick. Was mögen die nächsten Tage bringen? Was der morgige schon? Er versuchte sein bewährtes Zukunftsexperiment mit den geschlossenen Augen. Eine ruhige, helle Fläche breitete sich vor seinem Geiste aus und das machte ihn zuversichtlich – –.

Er hörte im Schlaf, wie sich die Posten abwechselten, es gab auch Auseinandersetzungen zwischen ihnen. Der Pole weigerte sich einmal, hinauszugehen und Feldwebel Wagner donnerte ihn an. Später hörte er ein fernes unterirdisches Rollen. Es wurde wieder getrommelt, aber er schlief darüber weiter, bis schließlich Reusch herunterkam und ihn weckte.

„Du Halm, vorne trommeln sie schon mächtig und unsere schießen Leuchtsignale ab –." Wie der Blitz war Halm in den Stiebeln, schnallte um, hing sein Gepäck über und ging hinauf. Oben stand auch Wagner schon und sah besorgt in die Gegend. Dichter Nebel herrschte, und ein widerlich durchdringender Regen rieselte herab.

Halm machte sich aus seiner Zeltbahn ein Wettercape. Das Maschinengewehr stand schußbereit. Er legte die Hülle lose darüber, damit es nicht zu naß wurde, und führte das Patronenband ein. „Es steht nur so unglücklich", sagte Wagner, der ihm dabei zusah. „Ja, von Rechts wegen müßte es jenseits des Stollens stehen, aber man weiß ja nicht, wo man es braucht. Ein schlechter Platz überhaupt hier." – „Na, lassen Sie nur erst mal, Halm. Wo es nötig ist, können wir es dann ja schnell hinschaffen. Sehen Sie nur mal, wie sie da vorne schießen."

Über der vordersten Stellung vereinigte sich der Nebel mit dem dichten Qualm der Granaten, die scheinbar nicht schlecht da herunterprasselten. Zwischendurch sah man immer wieder Leuchtraketen hochgehen – deutsche Signale, die bedeuteten, daß die Artillerie das Feuer vorlegen solle; sie schoß zu kurz, in die eigene Stellung hinein. Ein deutsches Geschütz funkte sogar regelmäßig dicht neben den Stollen. Es waren fast ohne Ausnahme Blindgänger. Schlechte Munition.

Halm nahm das Glas vors Auge, konnte bei dem Nebel damit aber auch nicht weit sehen.

„Sicher ist jedenfalls, daß der Franzmann angreift," sagte Wagner. „Ich beobachte das schon eine ganze Weile – es ist eine Feuerwelle. Gleich wird sie auch über uns sein. Ich meine, das beste wäre, wir gingen zurück." – „Unmöglich, Herr Feldwebel. Der Leutnant schickt uns sofort wieder hierher. Und hinter uns ist doch auch schon starkes Feuer. Das wäre der reine Selbstmord." – „Na na, Halm" – machte Wagner zweifelnd.

Das Feuer kam langsam näher und lag schließlich ganz auf dem Stollen. Wagner war in den Eingang zurückgetreten, hinter ihm, eine Stufe tiefer, stand Meinecke. Halm wagte sich etwas weiter vor. Der Vize warnte ihn, doch der Gefreite rief lachend: „Passiert nix, Herr Feldwebel. Sehen Sie – immer eine Granate hinter den Stollen, eine drüber weg in den Steinhaufen. Die andern tun mir erst recht nichts."

Wie immer mitten im Feuer, hatte er jetzt wieder das Gefühl des Gehobenwerdens und der Sicherheit. Im Stollen hocken könnte er nicht. Er muß wissen, was los ist. „Wir gehen zurück, Halm", rief Wagner im Scherz. Halm glaubte, es sei Ernst und antwortete: „Ich bleibe mit der Gruppe hier. – Was ist das für ein Signal? Gelb mit Verästelung –" – „Das ist der Franzmann," sagte Meinecke, den Kopf heraussteckend. „Das ist nicht gelb, das ist weiß und diese komischen drei Äste." – „Wie soll denn der Franzmann dahinkommen?" meinte Wagner. „Es ist ja schon in unserer Höhe. Das ist das deutsche Signal von vorn, das hier weitergegeben wird. Ich sehe es für gelb an." Meinecke schüttelte hinter Wagner den Kopf. Halm nahm wieder das Glas vors Auge. „Kann gelb, kann weiß sein," meinte er zweifelnd. „Wenn's weiß ist, erscheint es jedenfalls durch den Nebel gelb. Es ist zu dumm –" Meinecke hielt es schließlich auch für gelb, weil es die andern fest behaupteten, und gab zu, einer optischen Täuschung zum Opfer gefallen zu sein. Dasselbe Signal wurde auch vorn immer wieder geschossen. Also war da noch alles im Graben.

Plötzlich ließ das Feuer nach und legte sich mit voller Wucht nach hinten auf die Hauptwiderstandslinie. Einen Moment wartete Halm noch, dann ging er um den Stollen herum und suchte das Feld nach vorn ab. Es war nichts zu erblicken, kein Deutscher, kein Franzmann, mit dem bloßen Auge nicht und durchs Glas noch weniger. Der Nebel brodelte wie der Dampf

in einem Schwitzbad. Da — jetzt lief ein Mann über den Acker. Er kam von vorn und schrie laut — scheinbar weinte er. Halm rief ihn an, der Mann hörte aber nicht und rannte in einiger Entfernung vorbei. Vielleicht war's ein Verwundeter, dachte Halm und ging wieder zum Stolleneingang.

„Ich glaube, es war nur ein Feuerüberfall, Herr Feldwebel — oder der Angriff ist abgeschlagen." Wagner schwieg. „Ich möchte wissen, was Dubiat macht," sagte Halm plötzlich. „Der ist sicher zurückgegangen," behauptete der Vize. — „Glaube ich nicht, Herr Feldwebel. Ich werde mal hingehen." „Dubiat liegt jetzt da, wo wir gestern abend lagen, nicht mehr am Wege", rief ihm Wagner nach.

Das Feld war jetzt vollständig frei vom Feuer, aber immer noch gingen vorn und dort zur Seite die ominösen Leuchtsignale hoch. Weiß — gelb — gelb oder weiß, denkt Halm — wenn der Franzose vorne eingedrungen ist, würden doch unsere Leute aus der vordersten Linie zurückgekommen sein. Und dort in gleicher Höhe, wo er jetzt hingeht — möglich, daß der Feind auf der Straße von Ham vordringt! — die Raketen sind jedenfalls weit weg — oder täuscht da auch der Nebel? Es kommt ihm doch verdächtig vor damit, er glaubt manchmal bestimmt die Raketen der Franzosen zu erkennen. Aber dann redete er sich wieder aus: die Farbe ist doch gelb und nicht weiß: allerdings diese sonderbare Verästelung.

Er geht gemächlich den Weg am Parksaum entlang. Kein Schuß fällt hier, es ist friedlich wie — was sagte doch Britschin dazu? — wie „Sonntags morgens in der Heimat" — ach ja, Britschin.

Ganz in der Ferne, dort wo sie gestern gelegen haben, sieht er die Gruppe Dubiat sich bewegen. Sie scheint die Absicht zu haben, fortzugehen, denn alle Mann sind auf den Beinen. Erkennen kann er niemand, dazu ist der Nebel zu dicht. Er

wundert sich nur, daß sie alle Mäntel angezogen haben. Vermutlich wurde es ihnen in den verregneten Löchern zu ungemütlich. Sonst ist es eigentlich nicht üblich, daß man bei den Preußen Mäntel trägt.

Als er eine Strecke gegangen ist, fragt er durch die hohle Hand hinüber: „Wollt ihr zurückgehen?" Die da drüben antworten lebhaft, winken und reden durcheinander. „Verrückte Gesellschaft!" denkt er, „was sind sie denn so aufgeregt?" Es scheint, als ob sie tatsächlich zurückgehen wollen, er kehrt um und will dem Feldwebel davon Mitteilung machen. Da fällt ihm ein, daß sie ihn doch vielleicht nicht verstanden haben, er hat ja auch nur undeutliches Geschrei von drüben gehört, also geht er wieder darauf los. Sie rufen und winken immer noch. Das kommt ihm zu sonderbar vor. Ob denn da was passiert ist? Er ruft wieder laut, jedes Wort betonend: „Wollt ihr zurückgehen? Wir schließen uns an. Wartet!" Abermals lebhaftes Gestikulieren und Durcheinanderreden als Antwort. „Na gut," denkt er, „das müssen sie verstanden haben", und wendet sich endgültig zurück. Doch als er schon beinahe wieder am Stollen ist, kommt ihm der Gedanke, daß er ja fragen wollte, ob sie Verluste gehabt haben. Das interessiert ihn am meisten und irgend etwas schien da drüben wohl nicht zu stimmen, sonst wären sie nicht so aufgeregt gewesen. Also macht er sich abermals auf den Weg, geht schneller und schneller auf die schemenhaften Umrisse zu — sie fangen schon wieder an zu schreien und mit den Armen zu fuchteln — da bleibt er plötzlich stehen und denkt: „Sollten das etwa Franzosen sein? — Aber das ist doch unmöglich, dort liegt ja Dubiat! —" Er nimmt sein Glas vors Auge, starrt hindurch, setzt es wieder ab und versucht gewaltsam mit seinen natürlichen Sehorganen den Nebel zu durchdringen — vergeblich. Wie groteske Schatten bewegt sich das da hinten in der grauen

Wand. Aber jetzt muß er Klarheit haben. Schnellen Schrittes geht er weiter, lockert zugleich die Pistole – da fährt der Wind in den Nebel und nun sieht er, daß er tatsächlich Franzosen vor sich hat, freundliche runde Burschen – alle lachen vergnügt, winken und rufen – zehn, zwanzig Mann oder wohl noch mehr –.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, macht er kurz kehrt, läuft nicht, hastet nicht, geht ruhig, fühlt sich wie getragen, denkt auch nichts und – kein Schuß fällt hinter ihm. Erst kurz vor dem Stollen macht er schnellere Schritte, läuft zuletzt und ruft: „Der Franzmann kommt!" – „Was ist los!" fragt Wagner erstaunt, „wo kommt denn der Franzmann?" – „M.-G.-Mannschaft raus!" schreit Halm in die Stollentür und: „Wo Dubiat gelegen hat, ist er schon," sagt er zu Wagner. „Los, los, raus! – Reusch und Loseris! wo bleibt ihr denn?" Er wirft sich ans M.-G. und richtet es auf das Tor. „Halm, Sie können sich geirrt haben," sagt Wagner da ruhig, „schießen Sie nicht, es sind vielleicht unsere Leute." – „Mein Gott," ruft der Gefreite, „bin ich vielleicht verrückt geworden? Sollte ich Gespenster gesehen haben?" Er richtet sich schon halb wieder auf, da sieht er aus dem Park geradeaus eine Schützenkette herankommen – Gewehr im Anschlag. „Deutsche sind es!" ruft Meinecke. „Das kommt von dieser blödsinnigen Aufstellung hier! Jetzt schießt schon der eine auf den andern." Halm ist aufgestanden und starrt in den Nebel. Er steht noch immer allein am Maschinengewehr, die andere Bedienung ist bei der Unsicherheit ihrer Führer gar nicht erst heraufgekommen.

„Nein, es sind Franzosen," entscheidet Wagner jetzt. „Ja, es ist der Franzmann," gibt auch Meinecke zu. Doch da ist es zu spät. Wie aus dem Boden gewachsen steht plötzlich ein baumlanger französischer Sergeant vor Halm und setzt ihm die Pistole auf die Brust. Zugleich greift er nach seinem Fern-

glas. Der Gefreite steht wie erstarrt und wendet sich nach dem Feldwebel um – da sieht er, wie der das Koppel abschnallt und an einen Krampen in der Stollentür hängt – – er hat dabei ein seltsames Lächeln um den Mund. „Es hat keinen Zweck mehr, Halm –." Doch Halm blickt nur stumm auf das Eiserne Kreuz erster Klasse, das von der Brust des Feldwebels blinkt, und plötzlich schießen ihm Tränen der Wut in die Augen.

Der Franzose wird ungeduldig, er will das Fernglas haben. Halm macht es ab und gibt es ihm. Sie sind jetzt von Franzosen umringt, man weiß nicht, woher sie alle kommen, aus allen Himmelsrichtungen jedenfalls, und es scheint sich um eine ganze Kompanie zu handeln. Sie lachen und schnattern durcheinander wie Gänse, sie strecken Halm kameradschaftlich die Hände entgegen und reden auf ihn ein. Ihm ist das alles wie im Traum. Er steht mit verbissenem Trotz da und blickt böse auf die frischen, wohlgenährten Gesichter. Da hört er Meinecke hinter sich sagen: „Können Sie nicht etwas Französisch, Halm? Fragen Sie doch die Brüder mal, ob es drüben genug zu picken gibt."

Seine Lippen formen automatisch die Frage: „Beaucoup de manger chez vous, messieurs?" Aber jetzt, da sie merken, daß er ihre Sprache versteht, ist unter den himmelblauen Jungens ganz und gar der Teufel los. Sie reden fast alle auf einmal, strecken ihm wieder die Hände entgegen – „Oui, oui – viel zu essen bekommt Ihr bei uns, Kamerad, viel Fleisch, viel Fett und weißes Brot – schönes weißes Brot –." Und sie lachen gutmütig. Der französische Sergeant, ein finsterer Bursche mit unsympathischen Gesicht, blickt ihn plötzlich scharf an und fordert ihn auf, auch abzuschnallen. Richtig – er ist noch vollständig bewaffnet, Pistole, Handgranaten, Seitengewehr am Koppel, da unten steht auch schußbereit das Maschinengewehr – er könnte noch ein paar Menschen ums Leben bringen, um

selbst den Tod nach vorgeschriebener, heldenhafter Verteidigung zu finden, aber na — — alle Augen verfolgen jetzt aufmerksam, was er tut, er öffnet das Koppelschloß, macht Brotbeutel und Gasmaske ab und wirft das Koppel mit den Waffen weg. Die zunächst stehenden Franzosen fahren erschreckt zurück — die Handgranaten! Da faßt Meinecke das Koppel und wirft es hoch im Bogen über den Stollenhügel, wobei er ihm lächelnd nachblickt, eine erledigende Handbewegung macht und sagt: „Ab!“ Die Franzosen lachen. Sie haben Verständnis für die Geste des Sergeanten. „Finis!?“ rufen sie ihm zu, „— la guerre finie!?“ Dabei ahmen sie seine Handbewegung nach und machen eine kräftige obendrein, die die bekannte Maxime des Götz illustriert —.

Dem französischen Sergeanten schien die Szene reichlich familiär zu werden. Er sah überhaupt aus, als ob er am liebsten erst noch einigen „Boches“ das Lebenslicht gelöscht hätte. Er bedeutete Wagner und Meinecke mit einer brutalen Bewegung, daß sie zur Seite treten sollten. Dann ging er auf den Stolleneingang zu, machte aber vorher wieder kehrt und wandte sich an Halm: „Sagen Sie Ihren Kameraden im Stollen, sie sollten herauf kommen, sonst“ — und er machte die Bewegung des Handgranatenwerfens. Halm trat an den Eingang und rief hinunter: „Raufkommen, ohne Waffen! Wir sind gefangen.“ Sie kamen jetzt unverzüglich, zum Teil sogar ohne Mäntel und Gepäck. „Wo habt ihr denn eure Sachen? Ihr sollt nur die Waffen unten lassen.“ Aber der Pole belehrte ihn großmäulig: „Wir brauchen überhaupt nix mitzunehmen, Mensch! Da drüben kriegen wir alles sofort, weißt du!“ — „Na, ich verlasse mich nicht darauf“, erwiderte Halm.

Der Franzose befahl seinen Leuten dann in scharfem Ton, sich auf den Marsch zu machen. Der größte Teil verlief sich, gemütlich dahinschlendernd, als handle es sich um einen Sonn-

tagsspaziergang – viel mehr war's ja auch nicht, denn von deutscher Seite fiel kein Schuß, da dort auch niemand wußte, ob Freund oder Feind nahte. Fünf Mann blieben zurück, die die Gefangenen abtransportierten – fünf schwerbewaffnete Poilus für zehn Feldgraue, die an alles andere noch dachten als an Widerstand.

Der Regen wurde stärker und löste den Nebel allmählich auf. Sie marschierten in doppelter Reihe hintereinander über den lehmigen Acker, der vor Feuchtigkeit glatt war, als sei er mit Glyzerin beschmiert, dem vorderen deutschen Graben zu.

Wagner unterhielt sich halblaut mit dem Gefreiten. „Es hatte wirklich keinen Zweck mehr, sich zu wehren, Halm. In solchen Fällen gibt man den Widerstand auf. Wir hätten früher zurückgehen sollen." – „Dann wären wir erst recht in den Tod hineingerannt, Herr Feldwebel", beharrte Halm auf seiner Meinung. – „Na, nun ist ja alles egal. Wir haben uns jedenfalls nichts vorzuwerfen. Wir haben unsere Schuldigkeit bis zuletzt getan und wollen den Kopf nicht hängen lassen. Es sind schon ganz andere in Gefangenschaft geraten. Die Hauptsache ist, daß man uns drüben nicht so brutal behandelt, wie wir es oft in den Zeitungen gelesen haben." – „Ich glaube, das war auch viel Stimmungsmache." – „Möglich. – Also von Dubiat haben Sie nichts mehr gesehen?" – „Nein, denn dort waren ja gerade die Franzosen." – „Hm. Zurückgegangen ist er, glaube ich, auch nicht. Ich habe ihm gesagt, wenn er das wollte, sollte er erst zu uns kommen. Hoffentlich liegen die armen Kerle da nun nicht zerfetzt herum. Sonst sind sie wohl sicher auch in Gefangenschaft gekommen. Das ist nun das Ende unserer schönen Kompanie –."

Kriegsgefangen

Die letzten französischen Angriffswellen kamen in Reihe hintereinander übers Feld daher, ganz unbehelligt von deutschen Granaten. Man sah auch Schwarze darunter, kräftige, breite Kerle, die die Maschinengewehre spielend geschultert trugen. Die Franzosen winkten den Kriegsgefangenen zu, aber diese blieben gleichgültig gegenüber solchen kameradschaftlichen Begrüßungen. Mit Bitterkeit sahen sie, wie wohlgenährt die Gegner waren, und verglichen damit ihre eigenen, ausgemergelten Knochen. Auch daß sie so behaglich daherkamen, ohne Widerstand zu finden, drängte ihnen schmerzliche Vergleiche auf mit selbsterlebten Stürmen, die in nur kurzen Sprüngen durch wütendes Sperrfeuer gingen.

Doch jetzt pfiffen von hinten Granaten heran – eine – zwei – Schluß! Ausbläser obendrein? – Nein Gas! Und da stank es auch schon wie die Pestilenz – Ammoniak – „Mutter kocht Wäsche!" – Das Zeugs war scharf, es biß in die Nase und die Augen tränten davon. Die Hand griff schon zu der Gasmaske, doch man hielt es ohne sie aus. Die Franzosen erklärten grinsend, daß man für diese Sorte keine Maske braucht. Halm wollte ihnen eben antworten, daß das französische Reizgas noch viel schwächer sei und keine Fliege ärgert – da pfiff es wieder von hinten heran. Diesmal waren es Maschinengewehrkugeln. Die großen deutschen Gewehre tackten. Das war bedrohlicher. Unangenehm pitschten die Dinger dicht herum in den Boden. Die Kolonne suchte geschwind Deckung hinter einem Erdwall. Als letzter kam Reusch gelaufen. Er hatte erschrockene Augen und erzählte hastig, Meinecke wäre getroffen – wahrscheinlich Kopfschuß. Als die Schießerei zu Ende war, gingen sie, Meinecke suchen. Er lag wie ein Gekreuzigter auf dem Rücken – tot. Die deutsche

Kugel hatte ihn gut getroffen. „Das ist bitter," sagte Wagner, „– von den eigenen Kameraden –."

Die Franzosen drängten fort. „Allez – Allez! – Laßt ihn liegen!" Wagner wollte Meinecke Brieftasche und Erkennungsmarke abnehmen, aber da wurde ein Franzose rabiat und der Gewehrkolben trat in Aktion, da der deutsche Feldwebel nicht sofort gehorchen wollte.

Sie beschleunigten nun ihr Tempo und standen gleich darauf vor einem tiefen, breiten Graben – die vorderste deutsche Linie. Sie sprangen hinunter und beinahe auf einen Toten, den sie von oben nicht bemerkt hatten. Ein Feldgrauer war es, der da mit vollständigem Gepäck lag und stier in den Himmel starrte, wie verwundert, daß er nicht mehr vorwärts kam – begreiflich, denn ihm waren beide Beine unterm Leib weggerissen. Ein grausiger Anblick!

In einiger Entfernung standen französische Offiziere, anscheinend irgendein Stab. Sie musterten die Kriegsgefangenen mit ernstem Blick und beugten sich dann gleich wieder über ihre Karten.

Dicht vor dem Graben lief die Chaussee. Eine kleine Abteilung Kriegsgefangener marschierte von links heran. Die Offiziere aus dem Graben riefen jetzt ihren Leuten etwas zu und diese verschwanden bis auf zwei Mann.

Die Deutschen schlossen sich zusammen. Ein Sanitätsunteroffizier trat zur Seite und rief: „Die Unteroffiziere an die Spitze!" Aber einige Leute riefen wütend: „Was soll das Theater hier noch? Wir brauchen keine Vorgesetzten mehr." Der Sanitäter sah sie mit mildem Vorwurf an. „Wir wollen doch den Franzosen nur zeigen, daß wir noch Disziplin haben."

Die Chargen ordneten sich dann vorne ein. Wagner forderte Halm auf, auch mitzukommen, er wäre ja doch gewissermaßen Unteroffizier. „Wenn wir in Ruhe gekommen wären, hätten

Sie heute die Tressen, jetzt kann ich es Ihnen ja verraten." Aber Halm schüttelte heftig den Kopf. Er mußte sich zusammenreißen, um nichts Kränkendes zu sagen, denn das naive Getue der anderen erbitterte ihn aufs äußerste. Seine Nerven waren bis zum Reißen gespannt.

An der Chaussee lag eine große Kreidekuhle, in der die Franzosen ihren Verbandsplatz eingerichtet hatten. Die Begleitleute lieferten die Kriegsgefangenen dort ab. Es herrschte ein lebhafter Betrieb, Sanitäter, Verwundete, dazwischen bewegten sich Kriegsgefangene. Einige faßten sofort Bahren mit an, um möglichst schnell wieder weiter zu kommen. Halm ging mit Reusch erst mal durch das Gewimmel. Der Kleine ließ sich aber bald müde auf einen Kreideblock fallen und stützte den Kopf in die Hände. „Mensch, hab ich 'n Kohldampf! Wenn wir bloß erst was zu essen kriegten –." Halm fiel ein, daß er gestern abend noch ein Stückchen Brot zurückbehalten hatte, was ihm sonst nie passierte. Er griff schon zum Brotbeutel, um es mit Reusch zu teilen, aber dann überlegte er wieder, daß sie es später vielleicht noch besser gebrauchen könnten – wer weiß, wann es hier überhaupt zu essen gab.

In diesem Augenblick wurde ein blutjunger Franzose vorbeigeführt, der arg an der Hand verwundet war. Er jammerte und stöhnte erbärmlich. Halm folgte ihm zum Arzt, der in einem Seitenstollen hantierte. Es war ein ruhiger Herr von sympathischem Aussehen. Der Gefreite trat näher, ohne daß man ihn hinderte, und hörte zu, was der Arzt sprach. Er stellte dabei fest, daß er noch leidlich Französisch verstand, besonders, wenn es so klar und wohllautend gesprochen wurde, wie aus diesem Munde.

Der Arzt machte dem jungen Poilu einen dicken Verband um die Finger, klopfte ihm dann lächelnd auf die Schulter und schob ihn hinaus. Der Nächste –.

Der Nächste wurde auf einer Bahre hereingetragen – ein deutscher Leutnant mit dem Eisernen Erster auf der Brust. Er schien furchtbare Schmerzen zu leiden, sein Gesicht war grau, aber über die schmalen Lippen kam kein Ton. Der Arzt machte ein teilnehmendes Gesicht und untersuchte die Wunde. Es war ein Loch hinten im linken Oberschenkel, so groß, daß man eine Faust hinein legen konnte.

Der Verwundete hielt Halm wohl für den Dolmetscher und sagte ihm, er solle den Arzt mal fragen, ob es ernstlich sei. Halm klaubte die Vokabeln in seinem Hirn zusammen. Der Arzt erwiderte mit bedenklichem Gesicht: „C'est serieux –".

Der Leutnant hatte das selbst schon verstanden, er nickte krampfhaft lächelnd, als Halm ihm rücksichtsvoll die Auskunft anders übersetzte: „Der Arzt sagt, es wäre nicht sehr ernst." Die Wunde wurde nach einiger Reinigung mit aseptischer Watte vollgestopft, eine Binde kam darüber, dann rief der Arzt zwei französische Sanitäter heran und acht Kriegsgefangene dazu, die abwechselnd die Bahre tragen mußten. Halm war mit unter diesen, auch Reusch schloß sich an.

Da ist immer soviel geredet und geschrieben, dachte Halm – den Gefangenen würden die Kriegsauszeichnungen abgerissen, man hätte sie malträtiert und die Verwundeten umkommen lassen, aber das war wohl tatsächlich alles Stimmungsmache. Der Franzose ist ritterlich. Dieser Arzt machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, im Gegenteil, er gab dem deutschen Offizier zwei Sanitäter mit auf den Weg, während jede andere Bahre nur von einem begleitet wurde.

Er sah dem Kommenden nun mit Zuversicht entgegen, ja ein frohes Gefühl beseelte ihn bei dem Gedanken an Erika, die er jetzt bestimmt wiedersehen würde.

Gleich hinter der Kalkgrube begann ein Dorf. Die deutsche Front sandte ihnen, bevor sie es betraten, noch einen Gruß

herüber – zwei Granaten, die haarscharf vor dem Dorfeingang krepierten. Die Sanitäter flüchteten in den Chausseegraben, litten aber nicht, daß die vier Ersatzleute für die Bahre dort ebenfalls Deckung suchten. Die anderen mußten ja ohnehin mit ihrer schweren Last ruhig weitergehen, der Verwundete stöhnte jetzt vor Schmerzen und schimpfte, daß so ungleichmäßig getragen wurde.

Die Franzosen drängten zur Eile, sie fürchteten, daß weitere Schüsse folgen würden, doch das nächste Paar Granaten ging gleich darauf mitten ins Dorf. Sie waren aus derselben Batterie – armes Deutschland! Wie hätte der Gegner dieses Dorf mit seiner Fülle amerikanischer Munition zugedeckt!

Mitten im Ort wurde der Verwundete vor einem Hause abgesetzt. Bis hierher fuhren die Sanitätsautos. Die Kriegsgefangenen gingen ruhig eine Strecke allein weiter, wurden aber bald von einem Reiter angehalten und Offizieren vorgeführt. Einer von diesen fragte in leidlichem Deutsch: „Sind Maschinengewehrmann unter euch?" Sie waren es alle, aber niemand gab Antwort. Man wußte ja nicht, was einem als M.-G.-Mann hier blühte. Der Offizier schien sich zufrieden zu geben, er befahl dem Reiter, die Gefangenen weiterzubringen.

Auf einem Gutshof standen zwei schwere Geschütze, die von Schwarzen bedient wurden. Berge von Granaten lagen dabei und die stämmigen Kerle schoben in fieberhafter Eile eine nach der anderen ins Rohr. Sie grinsten vergnügt zu den Kriegsgefangenen herüber und machten eine Geste, die man im deutschen Heere mit: „Gib ihm Saures!" bezeichnete.

„Guck die Hottentotten an!" flüsterte Reusch Halm zu, „sowas hilft uns Deutsche nun mit vernichten. Wer weiß, – vielleicht haben diese Brüder auch Britschin und Krantz auf dem Gewissen." – „Ja," stieß Halm bitter hervor, „man darf gar

nicht darüber nachdenken. Halbe Tiere noch gegen eine Kultur-nation." –

Die kleine Gruppe Gefangener, die sich müde weiterschleppte, wurde bald wieder von der freien Landstraße aufgenommen. Der Kavallerist ritt gemächlich. Seine Blicke gingen über die Deutschen hinweg in die weite Ferne, als existierten sie gar nicht. Aber er machte bereitwillig Halt, wenn sie ihm zu verstehen gaben, daß sie nicht mehr weiter konnten, wartete auch geduldig, bis sie von selbst wieder aufbrachen. Er hatte viel Zeit.

Es ging schon stark auf Mittag, als er von der Hauptstraße abbog und den Gefangenen erklärte, daß sie in dem nächsten Dorfe bleiben würden. Sie schritten nun schneller aus, denn der Ort tauchte schon dicht vor ihnen auf.

Geplauder erhob sich wieder in der Kolonne. Man würde sicher Verpflegung bekommen, hoffte man. Einige ergingen sich schon in naivem Geschwätz über langentbehrte leckere Dinge, mit denen die Franzosen sicher aufwarten würden, – Weißbrot, viel Fleisch und Fett, Wein, vielleicht sogar Zigaretten. Man hatte hier ja alles dieses noch in Fülle. Wie gut sahen die französischen Soldaten aus – nun, da würden die Deutschen hier auch nichts auszustehen haben.

Deutschland sandte diesen Söhnen, denen Hunger und Erschöpfung alle Würde geraubt hatten, noch einen letzten Gruß herüber – aus den Wolken pfiff plötzlich ein Ferngeschoß herab und krepierte hallend in der Gegend von Ham. Dann waren sie aus der Feuerzone heraus – der Krieg war zu Ende!

Vor dem ersten Hause des Dorfes spazierte in schnellem Schritt ein Posten auf und ab. Er trug das Gewehr hoch geschultert, obendrein war das Seitengewehr aufgepflanzt, so daß die Waffe bald um die gleiche Länge des Mannes über ihm hinwegragte.

Der Reiter wies auf das Haus und sagte: „Le général.“ — „Er sagt, da wohnt der General“, übersetzte Halm seinen Nachbarn. „Wahrscheinlich der Divisionär“, meinte Reusch, das Haus aufmerksam betrachtend.

In dem großen Obstgarten, der das Haus umschloß, sahen sie eine Menge Leidensgefährten. Auch Feldwebel Wagner befand sich schon darunter und die anderen Kameraden von der Gruppe. „Laßt aber alle Hoffnung hinten, hier gibt's nichts zu essen!“ rief ihnen Loseris entgegen. „Nur Elsässer und Polen kriegen was, wir erst im nächsten Dorf — beim Armeeoberkommando.“ — „Was nennen die denn Polen?“ fragte Halm verwundert. „Alle aus den Provinzen Posen, Ost- oder Westpreußen, die sich für Polen ausgeben“, erklärte Wagner. — „Achherrje — und für die gibt's hier 'ne Extrawurst?“ — „Du mußt nur mal hören, was die Brüder jetzt für Töne anschlagen, die tun schlimmer wie die Franzosen selber“, erzählte Loseris. — „Man nicht so laut,“ ermahnte der Feldwebel, „einen sollen sie schon ins Loch gebracht haben.“ — „Vor mir braucht ihr keine Angst zu haben,“ rief der Elsässer Martin, der glaubte, die Bemerkung gälte ihm, „aber den Wilicky laßt lieber so was nicht hören.“

Aus dem hinteren Teil des Gartens, wo sich die Abgetrennten befanden, vernahm man tatsächlich lautes Schimpfen. Das Wort „Boches!“ fiel mehrfach. Ein besonders wüst aussehender Elsässer ließ sich über die „preußische Schweinebande“ aus. Als die zunächst stehenden Deutschen sich das verbaten, ging er auf sie zu und wollte tätlich werden, aber da fuhr ein Franzose zornig dazwischen und hielt ihm das Bajonett vor, als er nicht sofort zurückging.

Jetzt kam aus der Tür des Häuschens ein junger französischer Offizier. Seine affektierte Erscheinung löste unter den Gefangenen ironische Bemerkungen aus. „Will der vielleicht

zum Tanz?" – „Sicher so'n Salonpariser." – „Mensch – hör', er spricht sogar Deutsch!" – „Aber fragt mich nur nicht wie – das a spricht er wie ä – scheint aus der Braunschweiger Gegend zu sein."

Der Leutnant zog Elsässer und Polen aus dem letzten Transport heraus. Martin wandte sich zu seinen Kameraden, bevor er ging. „Laßt's euch gut gehen!" – Mach's gut, Elsässer!"

„War immer 'n anständiger Kerl, nur ein bißchen duckmäuserisch", hieß es, als er fort war. Wilicky, der Stockpole, hatte bei der Gruppe keine Freunde gehabt. Er warf ihr einen finstern Blick als Abschied zu. „An dem ist nix verloren, solche Brüder kann der Schangel gerne haben." – „Ja, die soll er ausstellen." – „'n Hosenbandorden soll er ihnen geben."

Die Kriegsgefangenen mußten sich dann in zwei Gliedern aufstellen, einen Schritt Abstand nehmen und das zweite Glied zurück und auf Lücke treten. Das ging nicht ohne allerlei Umstände ab, da man das Kauderwelsch des Leutnants nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

Danach mußte jeder sein Gepäck vor sich hinlegen. Der Offizier ging mit zwei Poilus die Front entlang und durchsuchte alles. Auch die Taschen wurden abgetastet, Messer, Scheren und dergleichen, auch Geld und Uhren wurden abgenommen.

Hinterher kamen zwei schmierige Köche und hielten privat Nachrevision. Halm wurde dabei sein schönes Briefpapier los. Sie hielten es ihm noch einmal grinsend vor die Nase. „Bon papier! Très bon!" Dann verstauten sie es in ihrer dreckigen Schürze.

Nachdem sich die Gefangenen wieder zusammengeschlossen hatten und zu vieren abgezählt, kommandierte der Offizier: „In Gruppänn – märsch!!" Einen Moment blieb alles verdutzt stehen bei diesem sonderbaren Kommando, bis schließlich die erste Gruppe ein Einsehen zeigte und einschwenkte.

Dann kam das noch verblüffendere Kommando: „Pärräde-märsch!!" – Niemand rührte sich. Da schrie der Offizier mit überschnappender Stimme: „Pärrädemärsch!! – Augänn – natsch rechts!!"

Nun begriff man, was er meinte und die Beine kamen in Gang. Aber sein: „Augen rechts!" hatte trotzdem keiner verstanden, er mußte es noch einmal befehlen.

Der Parademarsch war alles andere als preußisch. Eher so – kommste heute nich, kommste morgen. Nach rechts guckte man überhaupt nur aus Neugier. Auf dem obersten Tritt der Treppe stand der General in Pose. Er war einarmig. Seine Augen blickten ernst über die Kriegsgefangenen hinweg zur Front hin.

Die Beine wurden bei diesem Anblick instinktiv höher geschmissen. Aber kaum war man um die Ecke, erhob sich Gelächter und Spottgerede.

Im Moment kam auch die Begleitung, ein gutes Dutzend Reiter in Khakiuniformen durch das Dorf geprescht, flankierte die Gefangenenkolonne, die jetzt annähernd zweihundert Mann stark war und führte sie ab.

Die Reiter hatten unangenehme, verwegene Gesichter. Erbarmen kannten sie nicht. Sie trieben ihre Gäule zur Eile an, obwohl die Deutschen kaum noch vorwärts konnten! In diesem Hetztempo ging es fünf Kilometer weit ohne Rast. Da kamen aus einem Dorfe plötzlich Reiter in hellblauen Uniformen heran und lösten die Khakibraunen ab. Die Gefangenen merkten verwundert, daß sie es jetzt mit einer menschlicheren Sorte Franzosen zu tun hatten. Die neue Begleitung ließ oft halten und ausruhen, war auch sonst freundlich und rücksichtsvoll.

Bei einem Halt verzehrte Halm in aller Heimlichkeit seinen Rest Brot. Es war weniger, als er geglaubt hatte und er gab

Reusch doch nichts davon ab. Aber der Kleine bemerkte es und machte traurige Augen.

Es dunkelte, als man beim Armeeoberkommando anlangte. Die meisten hatten über dreißig Kilometer Marsch hinter sich und waren erschöpft zum Umfallen. Vor einer Ferme, die von einer hohen Backsteinmauer umschlossen war, machten die Reiter Halt. Die Leute wurden beim Passieren der schmalen Tür sorgfältig gezählt. Innen war ein großer, freier Platz, auf dem sie einen Kreis formieren mußten. Ein Offizier, ebenfalls „tip-top in Kluft" und sogar noch stark parfümiert, ging die Reihe entlang und schrieb von jedem das Nationale auf. Auch er interessierte sich besonders für Maschinengewehrleute.

Die Gefangenen machten ihre Angaben ganz willkürlich. Der eine sagte „ja" auf die Frage, ob er M.-G.-Mann sei, der andere „nein". An Abzeichen waren sie ja nicht zu erkennen. Die meisten sagten nein, weil sie fürchteten, daß die M.-G.-Leute schlechter behandelt würden. Der Offizier schüttelte oft verwundert den Kopf, notierte sich aber alles gewissenhaft.

Nachdem dann nochmal das Gepäck durchsucht war, wurden sie wieder durch die schmale Tür hinausgelassen, wobei sie hofften, daß es nun endlich zum Essenempfang ging, aber man führte sie nur eine Strecke an der Mauer entlang, zählte sie wieder in eine kleine Tür hinein und auf dem winzigen Hofraum, der dahinter lag, wurden sie einfach ihrem Schicksal überlassen. Elsässer und Polen durften in einem Keller übernachten, während für die Deutschen der freie Himmel blieb als Dach, aus dem jetzt der Regen wieder mit voller Wucht herabprasselte. Nur eine kleine Anzahl konnte in der kurzen niederen Wellblechbaracke, die an der Hauswand klebte, unterkommen. Es gingen höchstens zwei Dutzend hinein.

Halm und Reusch war es geglückt, als erste dort mit hineinzuschlüpfen. Sie standen aber bald in fürchterlicher Enge

eingekeilt, weil man von außen immer noch nachdrängte. „Hier kann man sich doch nicht hinlegen", klagte der Berliner. —„Wenns nicht anders ist, setzen wir uns auf den Affen und pennen im Sitzen", schlug Halm vor. Ein Nachbar meinte überlegen belehrend: „Seien wir doch froh, daß wir überhaupt trocken untergebracht sind." Aber Reusch gab ihm eine erboste Antwort. Nach unerquicklichem Streit kam man überein, daß alles so eng wie möglich zusammenliegen sollte, und zwar jeder auf der rechten Seite. Umdrehen gäbe es nicht, wer sich zu breit mache, flöge hinaus. Ebenfalls mußte jeder die Beine einziehen, da sonst der Fußnachbar beengt wurde. Es ging hier um Zentimeter. „Also bilden wir uns ein, wir lägen in einem Federbett", sagte Halm, als er sich mit Mühe und Not hinter Reusch eingeschachtelt hatte, — „in einem breiten weichen, wunderschönem Federbett — hach, wie ist mir —" „Bilde dir ein, was du Lust hast," rief ihm sein Fußnachbar zu, „aber halt deine Quanten endlich ruhig!"

An Schlafen war nicht zu denken, obwohl die Müdigkeit wie Blei in den Knochen lag. Die Läuse krabbelten wie toll bei der behaglichen Wärme, die sich nun durch die Körper verbreitete und das Blut in die Haut trieb. Das Viehzeug wußte vor Wonne nicht, wo es zuerst anbeißen sollte, es rannte hin und her, kroch aus den Stiefeln, aus den Ärmeln heraus, über den Kragenrand hinweg und in den nächsten wieder hinein, gab sich Galadiners und feierte Orgien. Der Mensch bekam das Fluchen dabei, sprang schließlich verzweifelt auf und tastete sich über Leiber und Beine hinweg nach draußen. Lieber bis auf die Haut durchregnen, als diesen Biestern zum Fraße dienen!

Kaum draußen, wurde Halm von einem älteren Mann angehalten, der ihn zähneklappernd bat, er solle ihm doch für eine Stunde seinen Platz überlassen, damit er einmal warm würde. „Meinetwegen," erwiderte der Gefreite, „ich bin froh,

daß ich aus dem Affenkasten raus bin". Und er beschrieb, wo sich sein Platz befand. Ob der andere ihn finden würde, war fraglich, denn wenn jemand hinausging, füllten die anderen sofort die Lücke aus.

Es regnete noch immer in Strömen. Die Gefangenen rannten verzweifelt im Hofe umher, um sich warm zu halten. Obendrein herrschte ein Gestank wie die Pestilenz, da jeder sein Geschäft erledigte, wo er gerade hingeriet. Halm zog es unter diesen Umständen vor, doch lieber drinnen von Läusen aufgefressen, als hier draußen irrsinnig zu werden. Der Alte schien sich irgendwo eingeschachtelt zu haben. Auf Halms Platz allerdings nicht, aber es war jetzt so eng dort, daß es ihm nicht gelang, sich wieder hinzulegen, so versuchte er, im Sitzen zu schlafen. Er packte die Decke auf den Tornister, setzte sich darauf und hing die Zeltbahn über den Kopf. Im Rücken spürte er eine empfindliche Kälte. Er tastete die Wand hinter sich ab und entdeckte ein tiefes Loch, von dessen unterem Ende sich ein fester Boden nach innen fortsetzte. Da die Öffnung groß genug war, daß er hindurch konnte, wand er sich mit dem Oberkörper darin vorwärts. Beinahe paßte er ganz hinein, nur die Beine blieben ein Stück draußen. Indessen konnte er auch hier keinen Schlaf finden – dicht vor seiner Nase befand sich ein Mauseloch, in dem es die ganze Nacht piepste und knasperte. Wenn er mal einige Minuten eindöste, fuhr er bald wieder hoch, weil er das Gefühl hatte, eine Maus liefe ihm über das Gesicht.

Als der Tag graute, kroch er wieder heraus. In der Baracke saßen sie jetzt auch größtenteils auf den Tornistern. Der Raum war nicht mehr so beschränkt, zumal auch ein Teil der Leute hinausgegangen war. Der Regen hatte nachgelassen.

Reusch stritt sich mit seinem Nachbarn herum. „Det wird mit uns nicht besser, Männeken, kannste glauben", sagte er

eben, „wir sind hier verraten und verkauft. Macht euch man nicht so große Illusionen." – „Mann, Reusch – nun halt aber die Schnauze," fuhr ihn Halm erbost an, „wieso soll es denn nicht besser werden? Verdirb einem doch nicht noch das letzte bißchen Hoffnung." – „Ach," rief der Kleine, „so mein ichs ja auch nicht. Die hier bilden sich aber ein, wir kriegten hier jeden Tag Braten und Pudding. Heute abend kämen wir noch in ein Lager mit Betten und so, quatschen sie. Und mit der Eisenbahn würden wir befördert. Wer kann das denn immer anhören. Ich sage, wir werden uns noch manchmal nach den Preußen zurücksehnen."

Der andere, ein älterer Mann, erzählte ruhig, daß er in Deutschland Kriegsgefangenentransporte gehabt hätte. Und wie die Gefangenen da behandelt wären, so würden sie es hier auch. Das sei internationales Abkommen und die neutralen Staaten sorgten für seine Durchführung.

Von draußen rief einer in die Baracke, um neun Uhr gäbe es Weißbrot. Der Leutnant hätte es den Elsässern gesagt. Da die Sonne durchbrach, gingen Halm und Reusch hinaus, um ihre Sachen gründlich zu reinigen. Als es wärmer wurde, zogen sie auch die Hemden aus und rächten sich blutig an den Schmarotzern für die Marterqualen der Nacht. Da blieb auch nicht eine am Leben.

Um neun Uhr wurden die Kriegsgefangenen auf den großen Hof geführt. Der Leutnant kam, lässig, wohlausgeruht, gepflegt und frisch parfümiert. Er ließ den bekannten Kreis formieren. Dann wurden – o Wonne! gewaltige Brotsäcke in den Hof geschleppt, aber o Enttäuschung! jeder erhielt nur ein winziges Stück Weißbrot, soviel wie ein deutsches Kaffeebrötchen. Das war bitter wenig – „zum Leben wenigstens, zum Sterben ists reichlich", meinte Reusch gallig, steckte das Häppchen ganz in den Mund und kaute nach der Vorschrift für knappe Rationen zweiunddreißigmal darauf herum.

Halm schob das Stück „du pain blanch“ in den Brotbeutel, um es für später aufzuheben. Er hatte sich schon so an den Hunger gewöhnt, daß er ihn schon gar nicht mehr empfand und wer weiß, ob es heute überhaupt noch etwas gab. Aber als sie dann abmarschierten – diesmal von blaugekleideten Infanteristen begleitet – griff er doch öfter in den Brotbeutel, brach ein Stückchen nach dem andern ab, um es im Mund verschwinden zu lassen und suggerierte sich dabei das Gefühl, er äße jede Portion doppelt und Speck dazu – bis er mit einemmal entdeckte, daß Schluß war.

Mittags wurde Roye erreicht. In einer Straße befand sich ein neuangelegter Brunnen. Die Gefangenen, durch das trokkene Weißbrot von Durst gepeinigt, stürzten darauf los, um aus dem Wassereimer zu schöpfen, den ihnen eine gutmütige Französin hinhielt. Aber da fuhr der französische Sergeant dazwischen, krebsrot im Gesicht vor Wut und schlug mit der Reitpeitsche auf die Leute ein. Sie ordneten sich eingeschüchtert wieder in den Zug, während der Rohling noch eine lange, haßerfüllte Tirade auf sie losließ, in deren Verlauf mehrfach das elende Wort „Boches“ fiel.

Halm versuchte, einiges von den Worten zu verstehen und übersetzte es Reusch. „Die Deutschen hätten beim Abzug das Wasser mit Cholera- und Typhusbazillen verseucht und die Bewohner mußten einen neuen Brunnen bohren. Aber dieses Wasser wäre nicht für die Prisonniers.“ – „Das ist doch alles Schwindel“, sagte der Kleine, „nichts wie Hetze gegen uns. Wir sind doch beim Rückzug oft Nachhut gewesen und haben noch aus den Brunnen getrunken. Da müßten wir ja längst alle choleraverdächtig sein.“ – Feldwebel Wagner, der vor ihnen ging, rief über die Schulter zurück: „Es wird sich wohl um politische Brunnenvergiftung handeln.“

Gleich hinter Roye sah man die ersten Leidensgefährten bei der Arbeit. Sie mußten von einem Eisenbahnwaggon Sand

herunterschaufeln. Während in der marschierenden Kolonne kein Wort fiel, aus Angst vor der Peitsche des Sergeanten — und man möchte die andern doch gern einmal fragen, wie die Behandlung ist — gaben sich diese ganz ungeniert. „Wann und wo seid ihr gefangen genommen?" riefen sie herüber und: „Wie stehts in Deutschland? — Ist noch nicht bald Schluß mit der Scheiße?" Als keine Antwort kam, fingen sie an zu lachen. „Nur nicht so ängstlich Herrschaften! — Ihr müßt eure Leute nicht verwöhnen!" Da wagten auch von diesen einige zu fragen: „Wie stets mit der Behandlung hier?" — „Wie ist das Essen?" — „Ihr werdet euch noch umgucken hier", war die wenig ermutigende Antwort.

Die Köpfe neigten sich tiefer, doch Wagner meinte tröstend: „Man sollte so einzelne garnicht fragen. Denen gehts zufällig schlecht, andere habens wieder besser — so wird es sein."

Vom Transport mit der Bahn schien für heute keine Rede zu sein, obwohl sie schon wieder bis Roye fuhr. Der Marsch ging jetzt auf Montdidier zu. Manche entsannen sich noch der Schlachtfelder ringsumher und tauschten Erinnerungen aus.

Verpflegung gab es während des ganzen Tages nicht wieder. Gegen Abend bog der Sergeant, der an der Spitze marschierte, von der Chaussee ab, und auf eine mit Stacheldraht umzogene Hürde zu, die im freien Felde lag. Ein einziges Spitzzelt stand darin.

Als die Kolonne halb einmarschiert war, ertönte von hinten ein helles, scharfes Kommando: „Abteilung — halt!!" Alles stand wie auf einen Ruck. Dann folgte ebenso exakt: „Mit Gruppen linksschwenkt — marsch! — Halt!! — Rührt euch!"

Die Kommandos, durchaus vorschriftsmäßig abgegeben, kamen von einem französischen Vorgesetzten. Ein straffer, kleiner Mensch war es, mit hellem Blick, wie ein preußischer Unteroffizier. Er trat jetzt vor die Front, ließ wieder stillstehen

und hielt eine Ansprache in bestem Deutsch, die aber von Beschimpfungen gegen die „Boches“ nur so wimmelte. Besonders die Preußen und noch mehr die Berliner waren nach seiner Ansicht der Auswurf aller Menschheit.

Er sei Elsässer, erklärte er und hätte beim zweiten Garderegiment in Potsdam gedient. Obwohl die Elsässer bei den Preußen wie der Dreck am Fuß behandelt wären, hätte er es aber doch, dank seiner Tüchtigkeit, bis zum Unteroffizier gebracht. Seine Kommandos hätten das ja wohl bewiesen. Er verstände noch mehr davon, er könne auch einigemale „hinlegen — auf!“ befehlen, falls es jemand wünschte. Und so weiter — dann folgten wieder die wüstesten Schmähungen.

Zuletzt erklärte er, daß es hier nichts zu essen gäbe. Sollte es jemand wagen, dagegen aufzumucken, dem würde er schon die Eier schleifen.

Das war das Bitterste.

Als die Kriegsgefangenen wieder rühren durften, brachen sofort zwei Mann im Glied vor Erschöpfung zusammen. Der Elsässer befahl gelassen, sie zur Seite zu legen und kümmerte sich nicht weiter um sie.

Dann hielt er eine gründliche Revision ab. Was noch im Gepäck und in den Taschen geblieben war, nahm er an sich und ließ den Gefangenen nur die allernötigsten Gebrauchsgegenstände. Jede Tasche wurde abgeklopft, jede Falte durchsucht und wer sich nur irgendwie verdächtig zeigte, etwas versteckt zu haben, mußte sich ganz ausziehen. Das dauerte stundenlang.

Wo er herauskriegte, daß er einen Berliner vor sich hatte, nahm er den sich ganz besonders vor. Als er an Reusch herantrat, fragte er sofort: „Aus welcher Gegend?“ — „Berliner!“ antwortete Kleine fest und starrte ihn, bleich vor Wut im Gesicht, an. „Dir wird die große Schnauze schon vergehen, Freundchen!“ rief der Elsässer höhnisch. Der Kleine mußte sich ausziehen.

Halm sammelte, als der Elsässer an ihn herantrat, alle innere Kraft und richtete den Blick, seine ganze Verachtung hineinlegend, fest auf jenen. Der stutzte einen Moment, trat kaum merklich zurück, sah scheu zur Seite und – ging zum Nächsten weiter, ohne Halms Gepäck berührt zu haben. Kein Wort war dabei gefallen. Halm rührte, sank wie erschöpft in sich zusammen und tat ganz gleichgültig. Da tastete sich heimlich Reusch's Hand nach der seinen und drückte sie wortlos.

„Mensch!" flüsterte der Kleine, „was war das?" – „Suggestion," gab Halm durch den Mundwinkel zurück. „Famos. Das mußt du öfter anwenden." – „Geht nicht immer, nur in der Wut." – „Mann, die Adresse von dem möcht ich haben –". – „Still, er guckt her."

Der Elsässer sah forschend herüber, aber er sagte nichts mehr. Es machte den Eindruck, als ob er nachdenklich geworden wäre.

Als die Revision beendet war, gab er Befehl, daß jeder, der sich im Besitz einer Zeltbahn befand, vortreten solle und sie vor sich hinlegen. Es waren nur noch viertelsoviel Zeltbahnen da, wie Leute. „Diese Bahnen werden zusammengeknöpft und ein Windschutz daraus gemacht," befahl er dann. „Es müssen alle dahinter Platz finden. Nicht nötig, daß der eine sich in seine Zeltbahn einwickelt und der andere liegt unter freiem Himmel."

Das klang überraschend menschlich und man beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Als alle hinter dem Windschutz Platz gefunden, und der Elsässer sich anscheinend entfernt hatte, hörte man, wie sich hier und da einer halblaut die Wut vom Herzen schimpfte. Einer in Halms Nähe rief eben: „Es ist 'ne Schande, daß nicht mal Zelte für uns da sind. Nur für die Elsässer und Polen natürlich, die liegen fein im Spitzzelt –". Da hörte man plötzlich hinter dem Windschutz wieder die Stimme des verhaßten Elsässers. „Wer hat das eben hier

gesagt?" Ein Stock fuhr suchend drunter her, „wer das gesagt hat, will ich wissen! Raus mit diesem Kerl!"

Da sich der Mann vor Angst nicht meldete, zog er ihn selbst am Kragen hervor und erwischte zufällig den richtigen. Der arme Teufel bekam draußen Stockhiebe. Er wimmerte und bat um sein Leben. „Was bist du für'n Landsmann?" fragte ihn der Rohling. „Brandenburger." – „Hab ichs mir doch gedacht! Berliner, was? Daher auch die große Schnauze. Was gehen dich die Elsässer und Polen an!? – Marsch in die Pfütze! Hinlegen! In die Pfütze sollst du! – Willst du dich hinlegen, du Berliner Schwein! Da bleibst du liegen bis morgen früh! – Boches! – Dreckiger Berliner!" Dann nahm er den Rachen voll Schleim und spie ihn auf den Unglücklichen.

Hinter dem Windschutz herrschte entsetztes Schweigen bei dem Vorgang und eine Ahnung dämmerte den Gefangenen, was sie hier erwartete. Halm hatte die Zeltbahn am Kopfende etwas gehoben und prägte sich die Szene genau ein. „Das wird sich gemerkt," flüsterte er erregt Reusch zu, doch der hielt ihm in Todesängsten die Hand auf den Mund! „Nicht so laut Mensch, daß er uns nicht auch noch schnappt."

Der Elsässer stellte einen Posten bei dem Mißhandelten auf und ging dann fort. Halm wollte eben seinen Beobachtungsplatz aufgeben und sich zur Ruhe legen, da sah er im letzten Augenblick etwas Unerwartetes, Unfaßbares – der französische Posten beugte sich zu dem Gefangenen in der Pfütze nieder und rüttelte ihn. Der hob angstvoll die Arme über den Kopf, als ob er neue Schläge fürchtete. Aber der Posten sprach freundlich auf ihn ein. Da rief jemand vom oberen Ende des Windschutzes: „Der Posten sagt, du sollst dich aus der Pfütze rauslegen auf eine trockene Stelle!" Der Brandenburger tat es endlich, verbarg aber gleich wieder den Kopf in den Armen. Man hörte, wie er schluchzte. Der Posten schien ratlos zu sein,

schließlich ging er auf den Mann am oberen Ende zu und sprach eine Weile mit ihm. Der ließ dann durchsagen: „Mantel und Decke von dem Brandenburger sollen rausgegeben werden!" Sofort flogen die Sachen unter der Zeltbahn weg, der Posten nahm sie auf und warf sie dem Brandenburger über. Dann stellte er sich mit dem Gesicht nach der Richtung, wohin der Elsässer verschwunden war.

Das unerhörte Erlebnis hielt die Gemüter noch lange wach. Man war allgemein der Ansicht, daß der Elsässer die Zeltwand nur befohlen hatte, damit er die Gespräche dahinter belauschen konnte. Sicher nicht aus menschlichen Rücksichten. Schutz gewährte sie auch nicht im geringsten, der Wind, der eisig über die Ebene fuhr, drückte mit aller Gewalt dagegen und warf sie bald um. Obendrein fing es wieder an zu regnen. Schon um Mitternacht war alles hoch und lief in der Hürde umher. Erst als gegen Morgen die Sonne durchdrang, gelang es, noch einige Stunden Schlaf zu bekommen.

Um neun erschien der Elsässer. Zugleich sprengte auf der Chaussee von Roye ein Trupp blauer Reiter heran – die neue Begleitmannschaft. Die letzte leise Hoffnung auf Brotration heute früh zerschlug sich – es wurde sofort abmarschiert, Richtung Montdidier. Nur Elsässer und Polen bekamen Verpflegung. Der einzige Trost war die Gewißheit, daß bestimmt heute noch ein Lager erreicht wurde.

Die Kavalleristen ritten langsam und schienen wieder von der Sorte menschlicher Franzosen zu sein. Halm, der am Flügel ging, wurde mehrere Male von dem einen angesprochen, ohne daß er's bewußt hörte. Er war furchtbar bedrückt heute morgen und ging mit gesenktem Kopf schweigend dahin. Da stieß ihn Reusch, sein getreuer Begleiter an. „Du, der Reiter will was von dir." Halm blickte auf und in das sympathische Gesicht des Franzosen. „Wo seid ihr gefangen genommen?"

fragte der. – „Bei St. Quentin.“ – „Und wann?“ – „Gestern früh.“ – „Ihr seht so jammervoll aus.“ – „Wir haben seit vorgestern nichts zu essen gehabt und kaum geschlafen.“ – „C'est malheureux,“ murmelte jener kopfschüttelnd und schwieg nachdenklich.

„Frag ihn doch mal, wie weit es noch geht heute,“ sagte Reusch. „Bis Breteuil,“ erwiderte der Reiter auf Halms Frage. „Beinahe nördlich von Paris,“ erklärte er dann noch genauer. „Wieviel Kilometer sind es, bitte?“ fragte Halm. „Dreiundzwanzig.“ – „Merci Monsieur.“ — „Pas de quoi –“.

Halm übersetzte das Gespräch den Kameraden. Der Reiter gab derweil seinem Gaul die Sporen, preschte nach vorn und sprach dort mit dem Führer, einem jungen Offizier. Der schwenkte sofort von der Straße ab und ließ auf einer großen Wiese Halt machen. Die Franzosen lagerten sich in weitem Kreise um die Gefangenen herum, nahmen sofort ihre Brotbeutel vor und frühstückten. Halm lag zwischen Reusch und Loseris, den Kopf am Boden, um das nicht zu sehen. Da stieß Reusch ihn an. „Du Halm – der Reiter wieder –“. „Was ist,“ fuhr Halm unwirsch auf, „Mensch, laß mich doch mit deinem Reiter zufrieden!“ – „Ja, aber er will was von dir, geh doch mal hin, er winkt in einem fort.“ Als Halm aufblickte, winkte der Franzose lebhafter, beinahe unwillig. Halm ging hinüber zu ihm und erhielt heimlich ein Stück Brot zugesteckt. Es sollte niemand sehen, aber aller Augen hatten den Vorgang verfolgt.

Er war noch nicht wieder auf seinen Platz zurück, da stürzten drei, vier, ein Dutzend und mehr Gefangene auf die Franzosen zu und bettelten um Brot. Sie erhielten meist etwas und ermutigt dadurch, sprangen nun weitere auf, bettelten, flehten, fielen zum Teil gar auf die Knie und gaben ein be-

schämendes Bild von Würdelosigkeit – wenn nicht der wütende Hunger solche Handlungsweise überhaupt verziehen hätte.

Die Franzosen griffen zu den Karabinern, um sich der Aufdringlichen zu erwehren, doch ohne Erfolg. Da erhob sich der Offizier, rief den Dolmetscher heran und ließ durch ihn erklären, daß es nachher in dem großen Lager genug zu essen gäbe. Man solle noch bis dahin Geduld haben und nicht wieder solch ein Schauspiel geben, er sähe das sonst als Revolte an.

Es war wohl nicht so schlimm gemeint von ihm, denn er drohte lächelnd mit dem Finger dabei. Und was seine Worte nicht erreichten, das bewirkten jetzt die Vorwürfe und Zurufe der Leute, die sitzen geblieben waren – es war gottlob noch eine große Anzahl – von selbst: die andern kehrten auf ihre Plätze zurück.

Reusch lehnte die Hälfte des Stückes ab, das Halm ihm anbot, gab aber zuletzt doch dem Drängen des Freundes nach. Der Hunger siegte über den Stolz.

Als sie auf dem Weitermarsch Montdidier passierten, durften sie ihren Durst an dem Flüßchen stillen, das durch die Stadt ging. Diesesmal hinderte sie kein Deutschenfresser von Sergeant am Trinken. Die Begleitung wartete geduldig, bis sie alle genug hatten.

Gleich hinter Montdidier war das zerstörte Gebiet zu Ende. Der letzte französische Schützengraben wurde überquert, bald auch die letzten Granattrichter übersprungen, dann war endgültig Schluß mit dem Krieg – friedliches unzerstörtes Gebiet begann.

Die Gefangenen atmeten auf. Es war eine Wohltat, endlich einmal wieder heile Häuser, grüne Wiesen und unzerschossene Wälder zu sehen.

Die Marschkolonne zog sich allmählich immer mehr in die Länge. Die meisten kamen vor Ermattung kaum noch vorwärts. Zuletzt erstreckte sich der Zug der zweihundert Mann über zwei Kilometer dahin. Die Reiter zeigten zwar viel Geduld, mußten aber doch dann und wann ein energisches Wort sagen, sonst wäre die Hälfte ganz und gar zurückgeblieben.

Hier trafen sie wieder Kriegsgefangene, die aus dem Lager von Breteuil waren. Es waren Bayern mit der blauweißen Kokarde an der Mütze. Sie mußten Steine klopfen. „Ihr kommt ins Hungerlager!" riefen sie herüber. Und bei jedem neuen Steinhaufen dasselbe: „Ihr kommt ins Hungerlager!"

Das unheimliche Wort ging von Mund zu Mund, aber man empfand keinen Schrecken dabei, schlimmer als jetzt konnte es ja nicht mehr werden. Es würde doch soviel zu essen geben, daß man wenigstens am Leben blieb. Die Hoffnungen auf ritterliche Behandlung waren sowieso längst geschwunden, aber eine l e i d l i c h menschliche erwartete man noch. Nur erst Ruhe, Ruhe, gute Lagerstätten, Baracken und – Brot –.

Die Stadt Breteuil kam in Sicht. Zu aller Überraschung sah man wieder zerschossene Häuser. Der Reiter zeigte auf den völlig zerschossenen Bahnhof links in der Mulde. „Das haben eure Flieger gekonnt –" sagte er, „ein feines Stück, das sie da geleistet haben. Der Bahnhof stand voll von Munitionszügen. Ein paar Bomben rein von oben und alles flog in die Luft. Die Granaten bis in die Stadt, da sind jetzt sämtliche Häuser abgedeckt."

Der Franzose lachte vergnügt bei diesem Bericht. Die Bravourleistung der deutschen Flieger schien ihm Spaß zu machen.

In der Stadt war tatsächlich keine Schindel me r auf den Dächern. Die Gefangenen befürchteten aus diesem Grunde Tätlichkeiten und Beschimpfungen von den Bewohnern, aber sie wurden nicht behelligt.

Im Hungerlager

Erst hinter der Stadt auf einer Anhöhe kam das Lager in Sicht. Die Deutschen, die gehofft hatten, in festen Baracken unterzukommen, wie sie es bei den Kriegsgefangenenlagern in der Heimat nicht anders gesehen hatten, erblickten zu ihrer Verwunderung eine lange Reihe niederer Zelte, dazwischen nur drei, vier Baracken, die sicher für Elsässer und Polen bestimmt waren. Das also war ein Kriegsgefangenenlager in Frankreich – weit hinter der Front.

Sie waren zu ermattet, um noch irgendwie ein Wort der Enttäuschung oder der Wut aufzubringen. Man hatte die Kolonne kurz vor der Stadt wieder gesammelt und sie schleppte sich jetzt in leidlicher Ordnung die Anhöhe hinauf. Das hohe stacheldrahtbezogene Tor öffnete sich, ein langer Gang, ebenfalls von Stacheldrahtzäunen flankiert, folgte, dann wurden sie in eine Hürde eingelassen, die ein Schild am Eingang als „Camp fünf" bezeichnete. Hier war überhaupt nur freier Platz, kein Zelt, keine Baracke, im Hintergrund bloß eine laubumzäumte Latrine.

Jeder warf sich hin, wo er gerade stand und die meisten schliefen sofort ein. Die Abendsonne bestrahlte mit letztem Schein das Bild des Jammers.

Die Gefangenen der andern Camps kamen an die Zäune. Es waren seltsame Erscheinungen. Viele hatten lange Bärte, was bei jugendlichen Gesichtern christusartig wirkte. Und alle sahen jammervoll aus, die Augenhöhlen waren tief eingesunken, die Kleider schlotterten um die Knochen.

Da es hieß, daß noch Brot verteilt würde, hatte sich Halm nicht erst zum Schlafen hingelegt. Er ging den Zaun entlang und suchte Bekannte. Da rief ihn von drüben jemand an. Halm erkannte den anderen nicht, da auch dessen Gesicht von einem Vollbart umrahmt war.

Jetzt nannte jener seinen Namen. „Mensch, Ide – du?" rief Halm erfreut, „du bist also doch noch am Leben?" – „Natürlich – wieso denn nicht? Nur der Major ist gefallen bei Roye damals. Er wollte sich nicht gefangen nehmen lassen und hatte erst noch zwei Schangels kalt gemacht, da haben sie ihn so mit Handgranaten zugedeckt, daß nicht mehr viel von ihm übergeblieben ist. Nee, nee mein Lieber, ich bin seit damals in Gefangenschaft." – „Immer hier im Hungerlager?" – „Ja, seit fünf Wochen jetzt. Kennst du den Namen Hungerlager auch schon?" – „Unterwegs haben wir ihn ja gehört. Heißt das Lager tatsächlich so?" – „Sicher! Was wir hier kriegen, ist doch zum Verhungern. Siehst uns ja wohl an, wie wir aussehen." – „Wie sind denn die Rationen hier?" – „Paß mal auf – es gibt täglich ein Drittel Brot, einen halben Trinkbecher Bouillon und ein Stück Fleisch wie 'ne Walnuß groß – weiter nichts." – „Das ist allerdings zum Verhungern, aber ich denke, das darf doch garnicht sein." – „Was fragt der Schangel danach? Neutrale Kommissionen kommen hier nicht her." – „Und von dem bißchen habt ihr solange gelebt?" – „Gewiß, seit Roye. Das sind jetzt gerade fünf Wochen. Manche sind sogar schon acht da – wer's ebensolange aushält. Aber viele sind schon im Lazarett." – „Ist es denn da besser?" – „Das wissen wir nicht. Wir sehen hier keinen wieder. Die arbeiten, kriegen doppelte Portion." – „Und ihr tut nichts?" – „Na ich meine – sollen wir dabei auch noch arbeiten? Denn was ist schließlich die doppelte Portion von diesem bißchen – garnichts, wenn du arbeitest. Das schlimmste sind die Läuse. Keiner von uns ist bis jetzt entlaust und dann nachts die Kälte in den Zelten, Regen und Wind und allen Dod und Deubel – es ist zum Kotzen! Waschen kann man sich auch nicht, es gibt nur ein bißchen Trinkwasser und rasieren ebenfalls nicht, guck dir mal unsere Bärte an!" – „Siehst aus, wie einer von fuffzig."

— „Und zweiundzwanzig bin ich erst, Mensch. — Wie ging es in der Kompanie weiter?"

Halm erzählte. Inzwischen waren Franzosen in den Camp gekommen, rüttelten die Schläfer hoch und ließen antreten. Das Gepäck wurde zum viertenmal revidiert und zwar wieder so gründlich, daß es fast zwei Stunden dauerte. Einige mußten sich wieder halb ausziehen, aber die Franzosen fanden trotzdem nichts mehr.

Erst dann wurden Brotsäcke hereingeschleppt — ein geringes Stückchen gab es pro Mann, so groß wie das gestern morgen. Sofort danach öffnete sich das Tor des Camps, die Neuangekommenen mußten durch den langen Gang zurück, wurden aber zu ihrer Freude in eine der großen Baracken geführt. Man hatte nur die Betten dadrin vergessen — der Raum innen war vollständig leer. Man mußte sich auf dem blanken Boden zum Schlafen einrichten. Halm verzehrte sein Stückchen Brot erst, als er sich in die Decken gehüllt hatte, mit allem Behagen. Dann kam tief und wohltätig der Schlaf über ihn. Nur einmal, mitten in der Nacht, erwachte er von dem dröhnenden Surren der deutschen Flieger, die über das Lager hinwegzogen — Richtung Paris. Macht eure Sache dort so gut, wie hier, ihr Kameraden da oben!

Ach das alles — Flieger, Schützengräben, Maschinengewehre, Trommelfeuer und stinkende Hohlwege war nun vorüber — wie mit einem Schlage versunken. Es quälte nichts mehr im Innern, der Druck über der Seele war fort. Und alle diese seltsamen Ahnungen seit Ham — nun war doch tatsächlich etwas gekommen, etwas Besonderes, das dem Lebensweg eine andere Wendung gab — —.

Am nächsten Morgen wurden sie wieder in den „Camp fünf" geführt. Die Elsässer und Polen blieben in ihren Baracken, die — wie gestern abend noch einige Schreier von ihnen

herübergerufen hatten – mit Betten und Öfen ausgestattet waren. Sogar Handtücher und Waschbecken wären vorhanden. Welch ein Luxus!

Da den Rauchern der Tabak knapp wurde, plünderten sie das Gebüsch um die Latrine und stopften die welken Blätter in ihre Pfeifen. Dadurch bot sich die Sitzstange allen zur Parade. Sie wurde jedoch nur selten benutzt. Der Darm hatte ja bei keinem was herzugeben. Jetzt schien die Sonne wieder warm. Röcke und Hemden wurden abgeworfen und man begab sich in die Jagdgefilde der Nähte und Säume.

Wenn nur wenigstens Wasser zum Waschen dagewesen wäre! Die im Nachbarcamp sagten, gegen Mittag käme der Wasserwagen, da gäb's pro Mann ein halbes Kochgeschirr voll. Also wartete man auf den.

Vorher – um dreiviertel elf – gab es Essen – Morgenkaffee, Frühstück, Mittagessen, Vesper und Abendbrot in eins – ein kleines Stückchen Fleisch, nicht größer wie eine Walnuß, und ein Drittel von dem französischen Militärbrot. Bei den „Preußen" gab es zuletzt ein halbes Brot, dreiviertel Liter Suppe mit Fleisch und Zutat, Marmelade oder Wurst, außerdem Kaffee oder Tee gegen den Durst. Auch das war schon zum Verhungern, wie sollte man nur von diesem hier existieren können?

Das Brotstück sah groß aus, war aber leicht gebacken und geschmacklos. Man wurde nicht satt davon. Und nun gab es bis zum nächsten Mittag nichts wieder. Das also war die reichliche Kost, mit der die Flugblätter des Feindes immer prahlten und Überläufer anlocken wollten. Alles Schwindel! Wer darauf reingefallen war, hatte Strafe genug. Aber von denen, die sich hier befanden, war sicher keiner übergelaufen. Jeder konnte erzählen, daß er auf ehrliche Art in Gefangenschaft geraten war, die meisten sogar nach erbitterter Gegen-

wehr. Besonders die aus der ersten Linie hatten darin Furchtbares erlebt. Ein Gefangener war der einzige Überlebende seiner Gruppe, die in einem Loch hockte und von den Franzosen, es waren Marokkaner – die dicht hinter ihrem eigenen Feuer stürmten – überrascht wurde. Als sie herauskommen wollten, schlugen ihnen die Schwarzen mit den Kolben die Schädel ein. Nur er blieb verschont, weil er sich tot stellte, aber als er sich dann hervorwagte, entdeckten ihn andere Franzosen und führten ihn ab. Diesesmal waren es keine Marokkaner. Sie wären menschlich und teilnehmend gewesen, erzählte er, und hätten ihm gleich zu essen gegeben. Der arme Mensch war noch ganz bedrückt von dem Furchtbaren, das er durchgemacht hatte. Seine Kleidung war voller Blutflecke. Er sagte, er würde diesen Tag sein Leben lang nicht vergessen.

Das Brot gab brennenden Durst und als eine halbe Stunde später der Wasserwagen kam, wurde er sofort belagert und das Wasser restlos ausgetrunken.

Am Nachmittag wurden die Neuangekommenen verhört. Jeder mußte einzeln in eine Baracke, die jenseits des Lagers lag. Dort saßen französische Offiziere, die alles mögliche wissen wollten.

Feldwebel Wagner kam blaß und erregt zurück von seinem Verhör. „Mich wollten sie an die Wand stellen," erzählte er, „weil ich nichts aussagte. Aus mir kriegen sie aber kein Wort heraus!" Die anderen hielten das für Unsinn. Harmlose Fragen könne man ruhig beantworten. Alles Sperren nütze ja sowieso nichts, da die Elsässer und Polen verrieten, was sie nur irgend konnten. Einer hatte absichtlich falsche Aussagen gemacht. Da hatte der Offizier einen Elsässer hereingerufen, der bei seiner Gruppe war und ihn überführt. Dabei stellte sich aber heraus, daß auch der Elsässer geschwindelt hatte, um sich lieb Kind zu machen. Er erzählte von der deutschen Front

Dinge, die selbst der Franzose nicht glaubte. Schließlich erklärte der Offizier, er würde sie alle beide erschießen lassen.

Natürlich waren das nur leere Drohungen, es wurde niemand an die Wand gestellt, aber die Betreffenden waren doch für ein paar Tage bedrückt.

Wagner erzählte, er hätte dem Offizier geantwortet, er solle ihn nur erschießen lassen, wenn er es übers Gewissen brächte und er solle dabei an seine eigene Familie denken. Er, Wagner, hätte nämlich auch zwei Kinder, wie die da auf der Photographie vor dem Offizier, die auch sehnsüchtig auf die Heimkehr ihres Vaters warteten. Da hätte ihn der Offizier hinausgejagt, aber noch hinter ihm hergerufen, um vier Uhr würde er bestimmt erschossen. Wagner war um die betreffende Stunde auch recht still.

Auch der Franzose schießt nicht so schnell, aber er entzog dem starrköpfigen deutschen Vize für zwei Tage das Essen. Die Leute von seiner Gruppe fühlten sich verpflichtet, die eigene knappe Kost mit ihm zu teilen, doch er nahm das nicht an. Erst, als er am zweiten Tag vor Schwäche bald zusammenbrach, gelang es Halm und Reusch, ihm ein kleines Stückchen Brot, das sie für ihn zurückgelassen hatten, aufzudrängen.

Abends wurden sie wieder in die Baracke geführt. Am nächsten Morgen ganz früh rief jemand herein: „Aufstehen, es gibt Kaffee!" Draußen vorm Tor schmetterte zugleich der Trompeter von der Wache das Wecksignal, eine lustige, tänzerische Melodie.

Am Nachmittag mußte Halm zum Verhör. Er trug jetzt die fast neue Schirmmütze, die ihm Erika ins Feld geschickt hatte. Sie kam ihm jetzt zu passe, da er die Feldmütze, das „Krätzchen", verloren und den schweren Stahlhelm fortgeworfen hatte.

Als er das behaglich durchwärmte Zimmer betrat, nahm er sie vom Kopf und pflanzte sich an der Tür auf. Ein dicker

Kapitän wies lachend auf das Ding in seiner Hand. „Qu'est – ce que c'est que ça?" – Erschtramütze?" „Jawohl!" erwiderte der Prisonnier. – „Ich denke, Deutschland hat keine Farben mehr? Ihr habt doch an den Feldmützen jetzt graues Band." Halm wußte nicht, worauf das hinaus sollte und antwortete nicht sofort. – „Ist die Erschtramütze denn schon vor dem Krieg gekauft?" fragte der Offizier. „Nein," schwindelte Halm jetzt gefühlsmäßig, „wir haben noch mehr Rot in Deutschland, als wir gebrauchen können und unsere Feldmützen haben das graue Band auch nur, weil das Rot so weit sichtbar ist im Felde." – „So? Uns erzählte aber einer Ihrer Kameraden, weil in Deutschland nicht mehr genug Farbe wäre. Was ist denn da nun richtig?" – „Das muß ein ganz Schlauer gewesen sein," sagte Halm ungeniert, „woher weiß denn der, daß Deutschland keine Farben mehr hat?!" Der runde Kapitän lachte gemütlich und ahmte das Wort: „Schlauer" nach, wobei er den Mund von dem „Sch" dick voll nahm.

Am Tisch saß noch ein anderer Offizier, den ebensoviel goldene Tressen schmückten wie den Dicken, mit einem stillen, feinen Gelehrtengesicht. Bis jetzt hatte er emsig geschrieben, ohne auf das Gespräch zu achten, nun wandte er sich um und winkte den Prisonnier heran.

„Wie heißen Sie?" – „Heinrich Halm." Jener wiederholte den Namen und schrieb ihn ein. „Woher sind Sie – aus welchem Ort?" – „Aus Hildesheim." Da blickte ihn der Offizier überrascht und erfreut an. „Endlich treffe ich auf einen Hildesheimer," sagte er und Halm fiel es auf, wie gut das Deutsch war, dessen er sich bediente. „Ich bin längere Zeit in Hildesheim gewesen – eine schöne alte Stadt. Ich habe dort Studien gemacht, denken Sie, ich hatte auch eine Braut dort. Wie hieß doch die Straße gleich? Annenstraße – richtig! Kennen Sie die?" – „Gewiß," sagte Halm.

Der Offizier schrieb wieder. „Was sind Sie von Beruf?" fragt er dann weiter. – „Buchbinder." – Halm wußte nicht, ob er „Herr Leutnant" oder welchen Dienstgrad sonst hinzufügen sollte. Die einfache, kurze Antwort erschien ihm ungehörig gegenüber der herzlichen Art des Offiziers. Aber eine innere Warnung sagte ihm auch, vorsichtig zu sein. Vielleicht war alles nur eine Falle.

Jener fragte ihn dann, wo er in Gefangenschaft gekommen sei. „Bei St. Quentin, wie wir alle," antwortete Halm, etwas verwundert über die Frage, denn sie kamen ja alle von dort. „Und wie hieß das Dorf?" – „Das weiß ich nicht." – „Gut. – Hatten Sie Artillerie in der Nähe Ihrer Stellung?" – „Ich habe keine gesehen." – „Schön, Sie können gehen. Herr Halm, ich werde dafür sorgen, daß Sie es in Frankreich gut haben. Ich werde Ihnen Arbeit in Ihrem Beruf verschaffen."

Halm nahm schweigend stramme Haltung an und ging hinaus. Hinter der Tür hörte er das Lachen des dicken Kapitäns. „Vielleicht haben sie mich doch schwer veräppelt," dachte er da mißtrauisch. Und er überlegte noch einmal, was er ausgesagt hatte. Aber es war wirklich nichts von Belang.

Die Kameraden wollten ihm nicht glauben, als er von seinem Verhör erzählte. Sie hatten fast alle Krach gehabt mit dem Kapitän und den andern bezeichneten sie als einen gerissenen Ausfrager, der voller Finten säße.

Als der letzte Mann drüben gewesen war, wurden die Neuangekommenen endgültig in die Schlafbaracke gelegt. Es befand sich ein schmaler Platz dabei, auf dem sie sich tagsüber aufhalten konnten. Dicht am Zaun lief ein Wässerchen, so daß jeder jetzt auch genug Wasser zum Säubern hatte.

Direkt nebenan lag die Baracke der Elsässer und Polen. Wenn die Deutschen des Mittags zum Essenempfang antraten, standen jene ihnen gegenüber. Da war an der Spitze

jedesmal ein langer Kerl, der seinen ehemaligen deutschen Kameraden besonders haßerfüllte Blicke zuwarf. Als sie ihn von hier aus einmal deswegen anulkten, wurde er rabiat und machte sich in wüsten Beschimpfungen Luft. Natürlich fiel das Wort „Boche" dabei, aber da fuhr ihm der französische Unteroffizier, der das Essen auszuteilen hatte, über das große Maul, zur Freude der Deutschen.

Halm wagte sich einmal in jene Baracke, um Martin zu besuchen, der ihn darum gebeten hatte. Es war nun gerade nicht so luxuriös darin, wie manche ihrer Insassen renommiert hatten — jeder besaß eine niedere Holzkoje zu ebener Erde, in der ein magerer und verlauster Strohsack lag. Decken oder Bettwäsche gab es nicht, von Waschgeräten war auch nichts zu sehen. Und die vielgepriesenen Öfen verräucherten den Raum derart, daß der Aufenthalt in der ungeheizten Baracke der Deutschen entschieden vorzuziehen war wegen der gesünderen Luft. Nur eben das Essen. Die doppelte Portion von jeder Art bekämen sie, erzählte Martin. Er war sogar das trockene Brot schon leid und steckte Halm ein Stückchen zu.

„Da hascht ebbas, aber zeig's niemanden," sagte er in seiner gutmütigen, etwas näselnden Art. Sein Nachbar hatte es bemerkt und mokierte sich darüber. Das elende „Boche" fiel nun schon wie selbstverständlich. Doch Martin wies ihn entrüstet zurück. „Ich (das ch im Rachen gesprochen) kann mit meinem Brot machen, was ich will und ni—ch—t jeder Deutsche ist ein Boche, das weischt ganz gut." — Aber der andere redete sich förmlich in Wut und da in diesem Augenblick auch der lange Flügelmann in die Tür trat und mit aufmerksam bösen Augen den Eindringling musterte, verzog sich Halm schnell.

In der eigenen Baracke war es kalt und kahl. Hier stand kein Tisch, keine Bank, kein Ofen. Nichts als der harte, blanke

Lehmboden wie in einer Scheune, aber als Halm sie nach dem Besuch der Elsässerbaracke wieder betrat, mutete sie ihn beinahe heimatlich an. Das Gefühl, unter Freunden und Gleichgesinnten zu sein, ließ manches gern entbehren, was nur äußerlichem Behagen diente.

Wenn nur das Essen etwas reichhaltiger gewesen wäre, ließe sich das Leben wohl ertragen bis zum Kriegsende. Wie lange mochte es überhaupt noch dauern bis dahin? Monate – vielleicht nur Wochen? Sicher waren die Kämpfe um St. Quentin schon entschieden, die Franzosen zurückgeschlagen. Die Siegfriedstellung war ja uneinnehmbar. Dann würde die lange vorbereitete Offensive einsetzen, die über Flanderns Kanäle führen sollte. Die deutschen Truppen waren darauf gedrillt, auch die Division, zu der Halm gehörte. Man hatte gelernt, mit Blitzesschnelle über Wasserläufe zu gelangen ohne Brücken oder Kähne.

Und danach der Friede?

Dort, weit hinter der waldigen Anhöhe, über der des Morgens die Sonne aufstieg – sehnlichst erwartet mit ihren warmen Strahlen von den frierenden Gefangenen, rangen die Kameraden noch um Deutschlands Ehre und Freiheit und dort, weit weit hinten lag auch die Heimat, wartete Glück und Liebe – Erika.

Ein paar Tage flossen so gemächlich dahin. Da ging das Gerücht, ein neuer Lagerkommandant wäre erschienen, der menschlicher sei, als der bisherige und den Gefangenen allerlei Verbesserungen ihrer Lage zugebilligt hätte. Sie sollten Seegrasunterlage bekommen und reichliches Essen.

Man hoffte wieder. Die Seegrasunterlage kam schon am nächsten Tag, aber mit dem besseren Essen wurde es nichts. Dafür drang aber das bestimmte Gerücht durch, daß das Lager Breteuil schon in wenigen Tagen aufgelöst und verlegt

werden solle. Natürlich – genau wie bei den „Preußen“. Immer, wenn es anfing, erträglich zu werden, mußte man wieder weiter.

Reusch wußte auch zu berichten, daß jeder eine rote Karte zum Nachhauseschreiben bekäme. Es dürften aber nur fünf Zeilen darauf und nur lateinische Schrift. „Wer sagt denn das?“ fragte Wagner. „Ich habs von Martin gehört,“ erzählte der Kleine, „die Elsässer und Polen haben schon geschrieben. „Nur lateinisch?“ meinte Wagner, „das wird aber manchem schwer fallen.“ – „O, wieso?“ rief Halm, „soviel lernt heute jeder Deutsche in der Schule.“ – „In der Stadt vielleicht, aber bei uns auf dem Dorfe, wissen Sie, da ist der Unterricht doch nicht so. – Sie haben sicher auch die höhere Schule besucht, Halm?“ – „Ich?“ sagte Halm verwundert, „warum?“ – „Weil Sie auch fremde Sprachen können –.“ „Die habe ich mir selbst gelernt. Toussaint-Langenscheidt. Ich habe nur die Bürgerschule besucht.“

Reusch erzählte, daß er auch einmal fremde Sprachen angefangen hätte, aber nicht durchgehalten. „Wozu wolltest du die denn lernen?“ fragte Halm. „Och, nur so – es heißt doch: Wissen ist Macht.“ – „Wenn mans nicht praktisch braucht, hats aber keinen Zweck,“ meinte Wagner, „dann ists nur Ballast fürs Leben.“ – „Ich wollte ins Ausland,“ erklärte Halm, „aber ich habe zu früh geheiratet. Es ist jedoch trotzdem für mich gut, wenn ich als Buchbinder fremde Sprachen kann.“ – „Bei uns auf dem Dorfe,“ sagte Wagner, „sind die Lehrer oft froh, wenn sie den Kindern das genügende Deutsch, Rechnen und Schreiben beibringen können. Solch ein Bauernkind muß schon von früh an schwer mit schaffen, Rüben verziehen, Kartoffeln roden und so weiter. Morgens in aller Herrgottsfrühe müssen sie die Milch an den Straßenrand mit tragen helfen, die der Milchmann da abholt und solche Ar-

beiten mehr. Dann sind sie nachher in der Schule todmüde und schlafen ein. Der Lehrer kann nichts dagegen machen. Schimpft er und schlägt sie, kommen sie einfach überhaupt nicht und die Polizei will er dann nicht gleich schicken. So war es wenigstens in meiner Jugendzeit. Aber wir sind bei solch einer harten Jugend doch tüchtige Leute geworden."

Und Reusch erzählte von seiner hundertsoundsovielten Gemeindeschule im Norden Berlins, die er besucht hat. Seine Jugend ist auch nicht gerade sonnig gewesen. Er ist in Holzpantinen zur Schule gegangen. Sein Vater war Gemeindearbeiter, er selbst Laufbursche. Schon mit siebzehn Jahren hat er sich freiwillig gemeldet. Er hoffte, beim Militär bleiben zu können, aber er brächte es doch nicht über den Gemeinen hinaus, meinte er, weil ihm die Forsche fehlte. So würde er wohl später wieder Bote spielen müssen, denn gelernt habe er ja sonst nichts.

Die Aussicht bedrückte den Kleinen, aber Halm sprach ihm Trost zu. „Weißt du Reusch, ich habe zwar einen Beruf regelrecht erlernt, aber nur mit Widerwillen – bloß, weil mich mein Vater absolut für sein Geschäft als Nachfolger haben wollte. Ich sollte mich mal ins warme Nest setzen können – deshalb. Aber was nützt das alles, wenn man den Beruf nicht liebt. Ich wäre am liebsten Lehrer geworden. So die Kinder unterrichten, besonders die ganz Kleinen, denke ich mir wundervoll."

„Es hat alles seine Schattenseiten," meinte Wagner nachdenklich. „Gewiß," ereiferte sich Halm, „aber es ist dabei doch wenigstens keine körperliche Tätigkeit."

Loseris hörte sich das schweigend an, wie er ja überhaupt seit dem Ereignis mit Britschin und Krantz sehr still geworden war, doch am Abend, als sie sich in die Decken gewickelt hatten, ging er auch aus sich heraus. Leise, daß die andern es nicht hörten, erzählte er von seiner Vergangenheit. In irgendeinem ostpreußischen Dörfchen geboren, in bitterster Armut

und von einem rohen, trunksüchtigen Vater gepeinigt, hat er kaum eine der Freuden kennen gelernt, die manche Kinder in verschwenderischer Fülle genießen. Er hat für die Familie mit arbeiten müssen schon als sechsjähriger und als er mit vierzehn Jahren nach Königsberg ausriß, wo er das Schlosserhandwerk erlernen wollte, hat ihn der Vater durch die Polizei zurückholen lassen und nach einer brutalen Tracht Prügel zum Gutsherrn gebracht, wo er Knecht werden mußte. „Und ich wäre so gern Schlosser geworden," schloß er seinen traurigen Bericht, „aber son Kind wird ja nie gefragt. Unsere Väter, die sind alle wie die Unteroffiziere. Immer mit Gewalt und Schnauzen, wenn man nicht so will, wie sie wollen. Ich werds mit meinen Kindern mal anders machen. Im Guten kann man doch viel mehr erreichen — —".

Solche besinnlichen Gespräche wurden danach öfter geführt. Es brachte sie einander näher und verkürzte die Zeit. Halm schrieb ein halbes Dutzend Karten für andere Kameraden mit, die nicht oder nicht mehr die lateinische Schrift konnten. Es durfte nur mitgeteilt werden, daß sie in Gefangenschaft geraten waren. Nichts über das Ergehen, wenigstens nichts Schlechtes. Alle andern Karten wurden vernichtet.

Halm bedauerte, daß er mit Erika keine heimlichen, unauffälligen Zeichen abgemacht hatte. Doch schließlich, was brauchte sie zu erfahren, daß ers nicht gut hier hatte. Sie würde sich ohnehin genug um ihn sorgen, wie er sie kannte. So schrieb er einfach: es geht mir sehr gut. Und überlegte danach sofort, ob er das „sehr" nicht lieber wieder entfernen sollte. Es war doch zu auffällig, denn in Gefangenschaft kann es keinem sehr gut gehen. Vielleicht würde sie nun erst recht stutzig werden und denken, er will mich nur beruhigen.

Wie mochte sie überhaupt die Nachricht von seiner Gefangennahme aufgenommen haben? Der Kamerad im Nach-

barcamp hatte erzählt, daß die Kompanieleitung den Angehörigen zuerst hinschriebe: „Ihr Angehöriger ist vermißt – wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten. Wir geben sofort Nachricht, wenn wir Genaueres erfahren."

Diese lakonische Mitteilung würde also Erika auch erhalten haben, noch dazu in ihrer Krankheit. Es ging ihm heiß über den Rücken, wenn er daran dachte. Er hätte aufspringen mögen und am Zaun rütteln, ihn mit Riesenkräfte einreißen oder davonfliegen mögen, wie im Traum – zur Heimat.

Das Gerücht von der Auflösung des Lagers bewahrheitete sich. Genau acht Tage, nachdem dieser letzte Transport angekommen war, wurden sämtliche Zelte abgebrochen und die zweitausend Insassen stellten sich draußen auf der Landstraße auf mit der Spitze gen Montdidier.

Jeder hatte ein ganzes Brot und eine halbe Fleischbüchse im Brotbeutel, was als Marschration für zwei Tage galt. Die meisten wurden aber schneller damit fertig – sie besaßen schon beim Abmarsch keinen Bissen mehr.

Halm bewahrte sich anfangs wenigstens die Hälfte auf, aber bis Montdidier war auch von dieser schon ein gut Teil verzehrt. Trotzdem war der Hunger damit längst nicht gestillt.

Am meisten Beherrschung zeigte Feldwebel Wagner. Er teilte sich das Ganze genau ein, aß vormittags ein Viertel und nachmittags dasselbe und den Rest behielt er konsequent für den anderen Tag zurück. Man bewunderte ihn, denn das brachte sonst keiner fertig, der Hunger war eben zu groß.

Es hieß, der Marsch ginge über Montdidier nach Noyon und die Gefangenen sollten zum Wiederaufbau des zerstörten Gebietes verwendet werden. Also doch wieder hinein in den grauen, staubigen, mit Trümmern und Asche bedeckten, mit Leichen und Knochen besäten Tummelplatz des Krieges. Schon allein der Gedanke daran bedrückte wieder.

Im Zickzack, scharf und tief gezogen, ging die Grenze dieses Gebietes kurz vor der Festung Montdidier durch den weichen Boden – ein verlassener Schützengraben. Dann folgten wieder die ersten zerschossenen Häuser, starre rauchgeschwärzte Ruinen – Denkmäler menschlicher Zerstörungswut.

Führer der Kolonne war der letzte Lagerkommandant von Breteuil, ein kleiner, dunkler Herr mit ernstem Gesicht, Kapitän seines Ranges. Er ritt ruhig und in langsamen Tempo vorneweg. Kurz vor Montdidier bog er nach links ab und blieb mehrere Kilometer auf dieser Route, die sicher nicht nach Noyon führte. Die Alleswisser brachten schon neue Parolen auf, es ginge nach Cambrai oder gar Arras – da machte der Kapitän Halt.

Ein Stacheldrahtzaun auf freiem Felde. Er stellte sich am Eingang auf, die Gefangenen wurden gezählt und hineingelassen.

Drinnen sah es aus, als ob schon früher einmal deutsche Kriegsgefangene hier gelegen hatten. Ringsum waren Tische und Bänke in den Boden gezimmert. Die solide Arbeit und der grüne Farbanstrich konnten eigentlich nur von deutschen Händen stammen. Zwischendurch befanden sich Kojen mit vom Regen verfaulten Stroh. Ehemals waren wohl Zeltbahnen darüber gespannt gewesen. Die glücklichen Besitzer einer solchen überlegten, ob sie das jetzt auch tun sollten. Da der Himmel jetzt seine Schleusen plötzlich wieder öffnete, entschlossen sich auch die meisten dazu.

Ein Dolmetscher rief über den Platz, es dürfte kein Feuer angemacht werden. Die Gefangenen kehrten sich aber nicht daran – kaum fünf Minuten später flammte es in der Mitte des Platzes auf. Tische, Bänke und Kojenbretter wurden zerschlagen und flogen in die Glut, die bald hoch hinaufprasselte in das schwarze, triefende Dach des Himmels.

Halm hatte sich eine Weile mit ans Feuer gesetzt, dann trieb man ihn davon weg. Er sollte Holz heranschaffen. Es lag aber nirgends mehr etwas herum. Die großen Bretter entzweizuschlagen, war er zu müde und schlapp, so setzte er sich zu denen, die um die Tische hockten, und mit den Köpfen vornüber auf der Platte schliefen. Er machte es wie diese, hing sich den Mantel über den Kopf, und darüber die Zeltbahn, zog die Beine auf die Bank und versuchte, zu schlafen.

Dicht unter seiner Nase baumelte der Brotbeutel. Der Geruch daraus wurde immer lockender, verstohlen griff die Hand schließlich hinein, brach ein Stückchen nach dem andern von dem Rest ab und schob es in den Mund. Natürlich blieb bald nichts mehr übrig, doch er tröstete sich damit, daß er schon so manchen Tag ohne Brot gewesen war, also würde der morgige wohl auch zu überwinden sein. Zudem hatten die anderen ja auch fast alle nichts mehr.

Der Sitz war zum Schlafen zu unbequem, die Beine schliefen eher ein, als der Kopf. Er ließ sie herabhängen, doch nun pfiff der Wind eisig dagegen. Der Regen kam wie aus Mollen herab und durchweichte bald Zeltbahn wie Mantel, so daß die kalte Flut über den blanken Rücken lief. – Ach jetzt ein warmes, trockenes Bett! Wie würde man das nachher zu schätzen wissen und jeden Abend dankbar und froh die Glieder darin strecken! Und plötzlich quoll es ihm heiß in die Augen vor Heimweh und Sehnsucht.

Darüber mußte er wohl eingeschlafen sein, ein heftiges Rütteln an der Schulter weckte ihn wieder auf. „Du Kamerad, wir wollen den Tisch zum Feuern gebrauchen. Kannst du dich nicht mal anderswohin setzen?" Halm riß den klatschnassen Mantel vom Kopf und blickte sich um. Am Tisch war er nur noch allein, alle anderen hatten ihn inzwischen verlassen. Da taumelte er schlaftrunken dem Feuer zu. Dort entdeckte ihn

Loseris. „Mensch, gib uns deine Zeltbahn", schlug der ihm vor, „wir haben uns einen Schutz gebaut, aber eine Bahn fehlt noch dazu. Für dich ist auch noch Platz darunter."

Der Schutz war zwischen zwei Bänken angebracht, die von Loseris und Reusch heldenhaft gegen die Holzsucher verteidigt wurden. Eine Zeltbahn oben drüber, schräg gespannt, damit das Wasser ablief, eine links, eine rechts, nun fehlte noch eine als Abschluß nach hinten, damit der Wind nicht hindurchpfiff. Vorne sollte offen bleiben, denn das Feuer befand sich dicht davor und die Glut strahlte durch die Beine der Darumstehenden herüber. Der Winkel war behaglich warm. Reusch hatte auch irgendwo trockenes Stroh gefunden, so daß es keiner großen Illusion mehr bedurfte, sich vorzustellen, man läge im molligen Bett.

Dicht aneinandergedrückt schliefen die drei für ein paar Stunden fest ein, dann kamen die Holzsucher wieder und rissen ohne weiter zu fragen, die Bänke heraus. Loseris zankte sich mit ihnen herum, aber diesmal hatte er keinen Erfolg. Hier ging das Wohl der Allgemeinheit dem des Einzelnen vor, denn fast alle Gefangenen wärmten sich jetzt an dem großen Feuer.

Als der Morgen graute, befand sich kein Stückchen Holz mehr auf dem Platz. In einer Ecke waren sogar die Pfähle des Zaunes ausgerissen. Feldwebel Wagner, der seine Leute die ganze Nacht vergeblich gesucht hatte und sie jetzt erst, an dem halb ausgebrannten Feuer hockend, fand, erzählte, es hätte dort bösen Krach mit dem Posten gegeben. Der Franzose hätte sogar geschossen. Es sei überhaupt ein Wunder, daß danach das Feuer noch brennen durfte. Bei den Preußen hätte man sicher nicht so viel Geduld gezeigt.

Um neun Uhr erschien der Kapitän. Er hatte in einem der zerschossenen Häuser geschlafen, in dessen Keller auch Elsässer und Polen untergebracht waren. Der Unteroffizier von der Wache sprach aufgeregt mit ihm. Es schien sich um den Vor-

fall mit dem Zaun zu handeln. Der Kapitän blickte mit ernstem Gesicht auf die niedergebrochene Ecke, aber er machte wohl sein weiteres Verhalten davon abhängig, ob die Zahl der Gefangenen stimmte. Sie wurden beim Hinausmarsch sorgfältig gezählt. Als alles durch war, schwang er sich gelassen auf sein Roß und ritt wieder voraus in Richtung Montdidier.

„Das scheint ein Gemütsmensch zu sein", meinte Reusch, „wenn wir den behalten, haben wirs sicher nicht schlecht." „Ich möchte bloß wissen, wohin die Reise endgültig geht", erwiderte Halm. – „Frag doch mal den Posten da neben dir." – „Nach Noyon", antwortet der. Also doch Noyon. „Wieviel Kilometer?" fragte Halm weiter. Der Franzose zuckte die Achseln und schwieg. Feldwebel Wagner riet auf fünfzig. Aber das konnte nicht stimmen, denn sie hatten doch nur für zwei Tage Ration bekommen. Halm schätzte höchstens vierzig und teilte für sich diese Zahl ein zu je fünf. Achtmal fünf Kilometer. Nach je fünf Kilometern war Rast. Acht Marschstrecken, siebenmal „Fuffzehn" – das mußte geschafft werden. Wars weniger, um so besser.

Der Kapitän nahm viel Rücksicht. Gleich hinter Montdidier stieg er vom Pferd ab und ging ebenfalls zu Fuß. Neben ihm ging der Dolmetscher, mit dem er sich unterhielt.

Vor Roye bog er von der großen Landstraße ab. Ein Gebiet folgte, in dem sich Krieg und Tod mit wahrer Wollust ausgetobt hatten. Kein Baum, kein Haus war verschont geblieben. Ganze Dörfer waren in diesem Tornado menschlichen Hasses vom Boden gefegt und Schutthaufen nur, aus denen ekles Unkraut aufschoß, bezeichnete wie gewaltige Grabhügel die Stellen, wo vordem blühende Ortschaften gelegen hatten. Regen, Wind und Sonne zerpulverten den Mörtel der Ruinen zu feinem Staub, der grau über der Landschaft stand und einen strengen Geruch verbreitete.

Der Boden war von Granaten durchlöchert wie ein Sieb, hier und da wand sich, verlassen und halb verschüttet, ein Schützengraben hindurch, zerfetzter Stacheldraht lag davor, umeinandergekrüllt wie die ausgeraufte Locke eines Riesen.

Und Gräber am Wege – weite Friedhöfe mit exakt ausgerichteten Kreuzen, dann wieder einzelne Hügel, verstreut im Felde, Bajonette darauf oder Stahlhelme übers Kreuz gedeckt. Wo der flache blaue hing, lag ein Franzmann, unter dem grauen geschwungenen Wikingerhelm ein Deutscher. Ein abgesplitterter Propeller ragte steil aus dem Boden heraus, wie der drohend emporgereckte Arm des Fliegers, der dort den Tod fand. Vor den Trümmern einer Ortschaft ruhte eine ganze Schützenkette – Deutsche, die beim Stürmen hingemäht waren.

Und dort, einsam zwischen zwei Laufgräben, das Grab eines Unbekannten. Die Inschrift auf dem Kreuz war vom Wege ab deutlich zu lesen: „Hier ruht ein unbekannter Soldat." Nicht weit davon wieder solch ein trauriges Gedenken für einen Namenlosen. Diesmal wars ein Franzose: „Ici repose un soldat inconnu."

Franzmann wie Deutscher – ruhet aus von diesem heißen Ringen! Heute wißt ihr, daß vielleicht alles ein großer Irrtum war, ein Mißverstehen – oder vielleicht ein Naturereignis gewaltigster, höchster Art, ein Zusammenprallen der Geister wie Wolken im Gewitter, ein Sturm, ein Zyklon, der die Menschen rasend durcheinanderwirbelte und Millionen zerschmetterte – –.

Die Kriegsgefangenen marschierten schweigend durch das Feld des Grauens. Wohl die wenigsten hatten je Gelegenheit gehabt, bei hellem Tag und ungestört die Verwüstungen des Krieges zu betrachten. Manchen war die Gegend bekannt. Einer in der Nähe nannte leise die Namen der Schlachtorte

und ließ Erinnerungen laut werden. In seinen Augen stand der harte, böse Blick, den man von den Märschen in die Stellung kannte.

Sie hatten alle geglaubt, endgültig diesem grauenvollen Fleck Erde den Rücken gekehrt zu haben, nun trieb sie das Schicksal doch noch einmal hinein. Wollte es bei manchen noch nachholen, was der Krieg versäumt hatte zu tun?

Der Tag war heiß und nirgendwo ein Brunnen zu sehen. Durst und Hunger peinigten die Marschierenden, deren Füße immer langsamer, widerwilliger vorwärts trabten. Hier und da brach schon einer zusammen, ganze Gruppen hingen hinten weit ab. Zuletzt mußte die Spitze mit dem Kapitän über eine Stunde auf die Nachzügler warten.

Da ließ er durch den Dolmetscher sagen, daß es heute Abend im Lager noch bestimmt Brot geben würde, er wolle dafür sorgen. Diese Zusicherung ging durch die lange Kolonne von Mund zu Mund und die Mutlosigkeit schwand wieder etwas. Man vertraute dem Kapitän. Solch ein ernster, ruhiger Offizier würde sein Wort halten.

Es war nach Halms Schätzung noch fünfzehn Kilometer bis zum Ziel. Er hatte sich bisher immer noch mit an der Spitze gehalten. Wenn die Beine schwach zu werden drohten, machte er sie durch ein gewisses selbstsuggeriertes Kräftegefühl immer wieder munter. Aber jetzt, wo von Brot und Lager die Rede war, wollte ihm auch diese letzte Willenskraft entschwinden. Wenn in seiner Nähe einer zusammenbrach, mußte er gewaltsam die Zähne aufeinanderbeißen, damit er nicht auch umsank, denn solche Beispiele wirkten ansteckend.

Obendrein verlief sich der Führer noch auf dieser letzten Strecke. Es ging durch ein größeres Waldstück, in dem eine deutsche Division ihren gesamten Pionierpark zurückgelassen hatte. Wellbleche, Stollenbretter und -stempel, Schwellen

und Bohlen lagen noch sauber aufgeschichtet unter den Bäumen. Auch allerlei Munition befand sich dazwischen. Der Weg führte anfangs geradeaus, dann bog er nach links um und war mit einemmale mitten im Wald zu Ende.

Der Kapitän ging etwas zurück und suchte einen Seitenpfad, aber als man, diesen verfolgend, eine Viertelstunde weit vorangegangen war, stellte er zu seinem Ärger fest, daß sie sich im Kreis bewegt hatten, denn plötzlich tauchte das Ende des Zuges vor ihnen auf.

„Das konnte ich ihm schon vorher verraten", sagte Feldwebel Wagner, laut genug, daß ihn der Offizier hörte. Verstanden hatte der ihn zwar nicht, doch er konnte sich wohl denken, was die Bemerkung bedeutete. Er warf dem deutschen Feldwebel einen schiefen, mißtrauischen Blick zu und schlug sich dann durch das Gebüsch nach draußen. Einen Augenblick später pfiff er. Die Franzosen brachen mit dem Seitengewehr einen Weg durch das Gestrüpp und ließen die Kriegsgefangenen hindurch, wobei sie scharf aufpaßten, daß niemand entwischte.

Der Offizier stand draußen auf einer Wiese und sah ins Tal hinunter, wo ein paar Baracken und Zelte noch so eben zu erkennen waren. Er beauftragte einen Posten, da unten nachzufragen, ob das das Lager Candor wäre.

Der Posten kam erst nach einer Stunde, als es schon stark dunkelte, zurück, von dem Offizier mit Vorwürfen empfangen. Aber er verteidigte sich lebhaft. Man hörte dabei immer wieder das für deutsche Soldaten sonderbar klingende „mon capitain". Und dann auch der Name des neuen Lagers: „Candor." Er hatte einen unheimlichen Klang im Munde des Franzosen.

Als der Zug sich den dunklen Umrissen der Häuser näherte, loderte Fackelschein auf. Die Spitze stockte. Eine helle Stimme begann auf Deutsch zu zählen und beantwortete zwischen-

durch allerlei Fragen. „Ja, es gibt noch Brot, ich werde dafür sorgen.“ – „Auch Baracken wird es hier geben, alles, wie ihr wünscht.“ – „Brot? Zum Donner, ihr habt doch eure Ration für heute schon weg! – Los, weiter zwei, vier, sechsundzwanzig, nicht so drängeln, Herrschaften, ihr kommt alle noch früh genug in diese schöne Anstalt – weiter!“

Der da den Mund so aufriß, war ein deutscher Unteroffizier. Im Lichte der Fackel sah man seine hagere Erscheinung vor dem Tore des Lagers stehen. Da Halm etwas zögerte beim Hindurchgehen, um sich den Mann, der wahrscheinlich hier Dolmetscher spielte, etwas genauer anzusehen, wurde er von ihm mit kräftigem Schub durch die Tür befördert, hinter der sich die bereits Gezählten mit enttäuschten Gesichtern stauten.

Gleich vorn an sah er Feldwebel Wagner. „Hier sind wir wieder auf freiem Felde, kein Zelt, kein nichts“, rief der Vize empört, „ich hoffe ja, daß man uns noch woanders hinführt.“ Die Worte waren laut genug, daß der Dolmetscher am Tor sie hören mußte, doch der reagierte nicht darauf.

Sie blieben in der Nähe der Tür stehen, bis zu Ende gezählt war, was noch eine ganze Weile dauerte. Endlich, in der Gegend von zweitausend passierte der letzte Mann, worauf die Tür sofort geschlossen und fest verrammelt wurde. Der Dolmetscher verglich seine Endzahl mit der, die in dem Buche des französischen Sergeanten stand. Sie schien zu stimmen. Es hatte seit gestern morgen Gelegenheit genug zum Ausreißen gegeben, aber bei dem hungrigen Magen dachte wohl niemand daran. Die beiden gingen dann fort. Der Posten vorm Tor nahm die Fackel und stieß sie in einen Haufen Reißig, der sofort hell aufflackerte.

Da rief Wagner durch den Zaun – und man hörte an seiner Stimme, wie erregt er war: „Sollen wir etwa die Nacht hier auf freiem Felde bleiben?“ Der Unteroffizier

drehte sich um. „Ja selbstverständlich, ich kann da keine Baracken hinzaubern." – „Aber Zeltbahnen", schrie Wagner in höchster Wut, „wir verlangen, daß man uns nicht wieder unter freiem Himmel schlafen läßt wie vorige Nacht." – Der Unteroffizier trat drohend auf den Zaun zu. „Zu verlangen habt ihr garnichts und wenn einer nochmal das Maul so aufreißt, wird er glatt an die Wand gestellt." – „Hund!" brüllte Wagner da und rüttelte wie irrsinnig am Zaun. „Verräter!" Der andere entfernte sich eiligst. Halm versuchte Wagner zu beruhigen, aber dessen Beispiel hatte schon angesteckt. Man kam dahinter, daß auch das versprochene Brot ausbleiben würde. Aus dem dichten Haufen am Eingang schollen wilde Rufe: „Brot! Brot! – Du pain!" was wieder den Auftakt zu einem allgemeinen Gebrüll gab: „Du pain, Brot – du pain – Brot!" Der Posten ging draußen neben seinem Feuer gelassen auf und ab, als interessierte ihn das alles nicht. Als die Gefangenen begannen, an der Tür zu rütteln, pikte er einfach mit dem Bajonett hindurch. Da rief ihm einer auf französisch zu, daß der Kapitän für heute noch Brot versprochen hätte. „Demain!" Morgen! antwortete der Franzmann ruhig, und stocherte weiter mit seinem Spieß. „Nein heute noch!" rief der Gefangene. „Wir sind es gewohnt, daß ein Offizier sein Wort hält. Ist das in eurer Armee nicht so?" Da aber wurde der Franzose wild und legte das Gewehr ernstlich auf die Rebellierenden an. Man hörte, wie der Sicherungsflügel knackte und wich zurück.

Die Erbitterung wandte sich nun gegen die eigenen Vorgesetzten, von denen verlangt wurde, daß der Älteste und Ranghöchste mit einem Dolmetscher zum Lagerkommandanten gehen sollte. Es waren drei Offizierstellvertreter da, die unter dem nächsten Baum bei einem Feuerchen saßen. Keiner wollte gehen, obwohl sich ein Dolmetscher freiwillig anbot.

Sie erwehrten sich verzweifelt der auf sie Eindringenden. Einer von diesen brüllte sie an: „Ihr könnt doch sonst immer den dicken Wilhelm markieren, nun zeigt doch mal, was ihr für Kurage habt."

Da die Offizierstellvertreter verängstigt schwiegen, wurden die ärgsten Schreier ermutigt, sich einmal nach Herzenslust an den Vorgesetzten auszulassen. Es hagelte Schimpfworte und schließlich machte einer sogar den Vorschlag, die drei zu verprügeln. Aber jetzt legten sich die Besonneren ins Mittel und nach längerem erregten Hin und Her, bei dem es zwischen den beiden Parteien obendrein noch beinah zur Prügelei gekommen wäre, verlief sich alles auf dem Platz.

Halm suchte nach seinen Freunden, die im Gewühl untergetaucht waren. Besonders Loseris hätte er gern gehabt, der lange Ostpreuße verstand sich am besten auf den Zeltebau. Aber alles Suchen und Rufen war vergeblich. Er legte sich kurzerhand unter einen Baum und zog den Mantel über die Ohren.

Sachte fing es wieder an zu regnen. Er schob sich mehr unter das Laubdach, die Tropfen fielen stärker, klatschten durch die Blätter, sammelten sich zu kleinen Lachen in den Falten des Mantels und durchweichten ihn, so daß Halm schließlich wieder verzweifelt aufsprang, sein Gepäck über den Rücken warf und von neuem auf die Suche nach den Kameraden ging.

In der Mitte des Platzes ragte etwas Dunkles empor, das sich beim Näherkommen als ein Wellblechunterstand entpuppte. Dahinter staute sich frierend und durchnäßt eine breite, schwarze Masse von Leuten, die hier wenigstens Schutz vor dem eisig über die Ebene daherpfeifendem Wind zu finden hoffte. Sie standen da mit gesenktem Köpfen, geduldig wie Schafe in der Hürde. Viele liefen auf dem Platz umher, um sich warm zu halten. Es war ein unglaubliches Gewimmel,

unmöglich, die anderen zu finden und allenthalben Fluchen und Schimpfen. Hier und da stieß er auch auf primitiv errichtete Zelte, deren Insassen einen fortgesetzten Kampf gegen Regen und Wind führten.

An der einen Seite des Zaunes staute sich ebenfalls ein schwarzer Haufe von Gefangenen. Es mußte da etwas Besonderes los sein, denn laute Reden schallten herüber. Halm wand sich mühsam hindurch und sah, daß jenseits des Zaunes auch noch Leidensgefährten waren. Eben rief einer von dort herüber: „Sind denn da gar keine Einundvierziger unter euch?" Halm meldete sich. – „Hier Regiment Einundvierzig – hier – dicht am Zaun." Jener drängte sich zu ihm her. „Von welcher Kompanie bist du?" – „Von der dritten", erwiderte Halm. – „Ich gehöre zur Vierten. Ihr seid vor acht Tagen erst gefangen genommen? Sag – lebte da der Laubfrosch noch? Dieser Draufgänger" – „Und ob der lebte –" rief Halm und erzählte von seinem kurzen Debüt bei der Vierten. „Seit wann seid ihr denn in Gefangenschaft?" fragte er dann anschließend. – „Wir? Seit drei Wochen und immer hier im Hungerlager." – „Was? Ist das hier auch ein Hungerlager?" „Für uns ja. Für euch nicht. Ihr kriegt von morgen ab gleich dreiviertel Liter Suppe jeden Tag und ein Viertel Brot. Und Zelte kriegt ihr auch." – „Was ist das für ein Unteroffizier, der uns vorhin reingelassen hat?" erkundigte sich Halm. – „Der? das ist der Dolmetscher. Ein ganz großer Lump ist das. Dem darf man nicht über den Weg trauen."

Halm strengte seine Augen an, um zu sehen, was für Zelte da drüben waren. Aber er sah überhaupt keine. „Habt ihr denn keine Zelte?" – „Wir? Mann, wir liegen hier schon die ganzen drei Wochen unter freiem Himmel. Rein garnichts überm Kopf. Am Tag schlafen wir in der Sonne und des Nachts laufen wir uns warm. Siehst du, wie sie da laufen?" Er zeigte

auf eine dunkle Gruppe, die eben im rhythmischen Laufschritt vorübertrabte. „Das machen wir so die ganze Nacht, sonst wären wir alle schon längst kaput bei der Kälte und dem ewigen Regen.“ Halm stand erschüttert, dann brach es empört aus ihm heraus: „Das ist ja schlimmer, als wenn man Galeerensträfling ist. Da wird immer so viel geschrieben von neutralen Kommissionen und so – ja, lassen die denn so was überhaupt zu?“ – „Ach, die kriegen wir doch hier nicht zu sehen. Darin liegt eben System. Die ersten drei Tage ganz und gar hungern, nachher vierzehn Tage, drei Wochen Hungerlager, unter freiem Himmel – wer da eben durchkommt, kommt durch, ne Menge haltens aber nicht aus. Von uns sind auch schon einige abgehauen ins Lazarett.“ – „Was bekommt ihr denn zu essen?“ – „Warmes überhaupt nicht. Ihr habt im Hungerlager wenigstens etwas Warmes bekommen. Wir nicht. Nur jeden Tag ein Drittel Brot und eine Drittel Fleischbüchse. Das ist alles.“

Der Bataillonskamerad jenseits des Zaunes hatte diese sonderbar kindliche Art zu sprechen, die Halm schon oft bei den Gefangenen bemerkt hatte, besonders bei den jüngeren. Bei dem in Breteuil war ihm das auch aufgefallen. Man hatte das Gefühl, als ob die Gefangenschaft diese jungen Menschen ganz aller Würde und aller Vernunft beraubte und sie zu gutartigen, kindischen Wesen machte, die sich mit allem abfanden und wär's der Tod. Bei den älteren war das nicht so. Die waren meist verdrossen und zänkisch.

Grauenhaft, wie die Unglücklichen da drüben vorübertrabten. – Unheimliche Schatten – rum bum, rum bum, rum bum – den Kopf zurückgeworfen, die Ellenbogen angewinkelt – wie ist es möglich, daß Menschen so an Menschen handeln können? Das Tier hat's besser, es kann sich irgendwo verkriechen, Schutz suchen. Das Haustier ist um diese Jahreszeit

nicht mehr auf der Weide. Der Mensch sorgt dafür, daß es unter Dach kommt. Aber ein Mensch ist verloren, wenn er in die Hände eines anderen gerät, der ihn haßt. Und der Himmel sieht's und bleibt gleichgültig – nein, peitscht noch obendrein auf die Unglücklichen los mit Regen und Sturm, als stände er mit den Barbaren im Bunde.

Halm wandte sich schaudernd ab. Was er und seine Leidensgenossen durchgemacht hatten, war also noch nicht das Schlimmste gewesen. Die da drüben waren bedauernswerter. Wer von denen diese Marter überstand, hatte sicher zeitlebens genug. Es war, um irrsinnig zu werden. Vielleicht war ja überhaupt alles nur ein wüster wahnsinniger Traum. Über den Augen hing es wie eine Haube mit Bleigewichten. Das drückte so weh auf dem Kopf – er hätte schreien mögen, laut aufbrüllen, die Haube fortschleudern, vielleicht war er selbst schon dem Irrsinn nahe – doch nein, die Beine erinnerten ihn daran, daß er sich noch in der Wirklichkeit befand. Die Füße brannten wie Feuer, die Knie gaben bei jedem Schritt nach und drohten einzusacken. Eine Gruppe von sechs, acht Mann lief dicht an ihm vorüber, der äußerste streifte ihn hart, wurde dadurch ins Kugeln gebracht und plumpste hin wie ein Sack. „Verfluchter Zimt! – O du himmlischer Vater, was ist das hier ein Elend!" schrie er und fing laut an zu weinen.

Ja, wenn der himmlische Vater sich diesen Jammer besah, sollte er wohl selbst irre werden an seiner Schöpfung. Halm schleppte sich zu dem Wellblechgestell, hinter welchem die dunkle Masse inzwischen beträchtlich gewachsen war. Hinter dem Menschenwall war es warm und trocken, denn der Regen peitschte schräg über die Köpfe und den Sturm fing das Wellblech ab. Er versuchte wie die anderen, im Stehen zu dösen, hing schließlich sein Gepäck ab, setzte sich darauf und zog nach

bewährter Methode Mantel und Zeltbahn über den Kopf, um so im Sitzen zu schlafen. Das ging einige Minuten gut, dann trat ihm sein Nebenmann auf den Fuß, der Vordermann stützte ohne weiteres den Tornister auf seinen Kopf und plötzlich kam die ganze Menschenmauer ins Wanken — vorn erhob sich Getöse und Geschrei — die Wellblechhütte war zusammengestürzt!

Fehlte nur, daß es jetzt auch noch Verwundete gab! Die unter den Trümmern schrieen nicht schlecht, die nächsten bemühten sich um sie, alles andere stob auseinander wie ein Fliegenschwarm, in den die Klatsche gefahren ist.

Halm wurde ganz umgerannt und wehrte sich verzweifelt gegen die Beine der rücksichtslos über ihn Hinwegtrampelnden. Als die Welle vorüber war, kroch er auf allen Vieren zu einem kleinen Zelt, das er in der Nähe entdeckte und legte sich dahinter, doch schon bald geriet er mit denen, die darin lagen, in Konflikt. Eine Zeltecke hatte sich durch den Wind losgerissen, und flatterte ihm um den Kopf. Er bemühte sich, sie wieder fest zu machen, plötzlich ertönt eine grobe Stimme von drinnen: „Was machst du da an dem Zelt? Laß die Hand davon, sage ich dir, sonst kriegst du welche in die Schnauze!“ Halm suchte den Irrtum aufzuklären und erreichte, daß ihn der Grobian als Zelteckenwächter für die Nacht anstellte. Wenn sie sich losriß, sollte er sie wieder festmachen, dafür durfte er im Schutze des Zeltes — wenn auch draußen — schlafen.

Arbeit und Waffenstillstand

Auch diese elende Nacht verging.

Es war noch stockdunkel, doch von den Feldern her wehte es schon wie eine Ahnung vom anbrechenden Tag — da trällerte plötzlich eine lustige Melodie über den Platz. „Was ist da los?“

knurrte der Grobian aus dem Zelt. „Weiß nicht – wahrscheinlich Wecken", sagte Halm, „es kommt von den Franzosen her." – Einen Augenblick später wiederholte sich das trällernde Trompetensignal. Ein Hahn im Dorf krähte dazu. Es klang, als ob der Trompeter vorm Tor das Kikiriki variierte.

Mit dem anbrechenden Morgen versiegte die große Brause am Himmel. Nur die Nacht war den Gefangenen feindlich, die Sonne machte alles wieder gut.

Sie blinzelte mit schlafgerötetem Gesicht über die Landschaft von Noyon und sah ihre Arbeit für den Tag schon parat: hinter den hohen Drahthürden die grauen Klumpen, durchnäßte, halberstarrte Wesen, die erschöpft und wie erschlagen vom aussichtslosen Kampf gegen das Unwetter rings herumlagen. Eine Hand voll wärmender Strahlen über sie geschüttet und die Erstarrung verschwand, das Leben kehrte wieder – sie richteten sich auf, warfen die nasse Kleidung ab, rieben die hellen Körper mit Tüchern warm und trocken und breiteten die Arme der Sonne entgegen.

Um neun Uhr erschien mit wichtig schnellen Schritten und einem Gesicht, als ob er eigentlich der Gekränkte sein müßte, der Dolmetscher im Camp der Neuangekommenen. Er griff gleich die nächsten fünf, sechs beim Arm, schob sie zur Tür hinaus und ging mit ihnen fort. Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder mit Brotsäcken. Jeder erhielt ein Viertel „trocken Karo" zugeteilt, mit dem nicht erst lange geliebäugelt wurde. Im Handumdrehen war es verdrückt.

Als danach der Dolmetscher wiederkam, hatte er sichtlich Oberwasser, zumal jetzt auch ein Franzose bei ihm war. Er kommandierte auf dem Platz herum wie ein General und ließ die Leute x-mal antreten, was jedoch zu seinem Ärger im Tempo: Immer mit der Ruhe erfolgte. Dafür ließ er sie zwanzigmal abzählen. Zuletzt gebot der Franzose Schluß.

Dann wurden Gruppen bestimmt, die Zelte und Decken zu holen hatten. Hurra! Leider gab es wieder nur niedrige Schlafzelte, in denen man sich nicht bewegen konnte und die Decken brachten auch eine Enttäuschung, es waren nur „Plumeaus", wie Reusch sie nannte, das heißt, sie reichten knapp von den Füßen bis zum Nabel. Aber zu Mittag soll es Linsen geben, berichteten die Zelteholer. Draußen brodelten sie schon in den Gulaschkanonen. Linsen – herrlich! Das Leben machte wieder Spaß.

Der Zeltebau ging mit deutscher Gründlichkeit und Genauigkeit vor sich. Obendrein wollte jeder zeigen, was er von der Sache verstand. Einige fühlten sich ganz und gar als Spezialisten, denen nichts recht zu machen war. Da mußte jede Bahn so straff gespannt sein, daß sie wie ein Brett lag. Am Fuß wurde Erde dagegen geworfen und ein Wassergraben gezogen.

Als alle Zelte standen, sauber ausgerichtet wie ein Regiment in Parade, auch der Boden im Zeltinnern vom Schlamm gereinigt und mit Blättern ausgelegt war, suchte sich jeder einen Platz darin, wo er zugleich mit seinen Bekannten zusammen lag und richtete sich häuslich ein. Da hörte man wieder die Stimme des Dolmetschers über den Platz kommandieren. Die Feldwebel mußten antreten. Neben dem Dolmetscher stand jetzt ein Offizier, anscheinend der Lagerkommandant, doch war's nicht der Kapitän, der sie von Breteuil hergebracht hatte. Dieser schien längst nicht so gemütlich zu sein. Er musterte die Aufstellung der Zelte mit scharfem Blick und ordnete dann kurzerhand an, daß alles wieder eingerissen werden sollte. Die Richtung schien ihm nicht zu passen. Der Dolmetscher spielte den Entrüsteten und schimpfte auf die Feldwebel ein, dabei hatte er selbst die Aufstellung so angeordnet. Die Feldwebel bekamen genaue Instruktionen.

Unter Fluchen und Schimpfen wurden die so schön gebauten Zelte wieder abgerissen und nach den neuen Angaben aufgestellt. Mitten in diese Arbeit hinein ertönte das Essensignal. Man nahm wenigstens an, daß es Essenholen bedeutete, denn der Trompeter stand bei den Feldküchen, die seit heute früh draußen vorm Zaun dampften.

Im Nu war alles an der Tür, neben der Haufen von Eßgeschirr lagen. Jeder griff sich eins davon und reichte es dem Küchenbullen, der einen Schlag dünner Brühe hineintat. Ein halbes Dutzend schwerbewaffneter Poilus stand dabei und überwachte die feierliche Handlung.

Die Brühe wurde mit dem Löffel durchsucht. „Viel Steine gabs und wenig Brot", nörgelte der kleine Reusch. Halm fuhr nervös auf: „Mensch, nun freut man sich auf das bißchen Essen – was ist denn nun wieder?" – „O nichts Besonderes," sagte der Berliner ruhig, „ich stelle nur fest, daß es in La france auch Kriegsgewinnler gibt. Wir dachten Linsen zu kriegen, aber man kann vor lauter Steinen keine Linsen entdecken." – „Sieben Linsen habe ich," rief Loseris.

Die Korporalschaft hatte sich wieder zusammengefunden. Nur Wagner lag jetzt bei den Chargen, die als einzige ein Spitzzelt bewohnten. Nach dem Essen wurde gleich wieder weiter gebaut und eine Stunde später war die neue Anlage fertig. Sofort wurde sie bezogen, doch da kam der verhaßte Dolmetscher abermals mit dem Lagerkommandanten und noch war es nicht so, wie der es wünschte. Jetzt sollten die Zelte nach denen ausgerichtet werden, die drei, vier Camps weiter zu sehen waren. Alles Knurren nützte nichts, die Zelte mußten abgerissen werden, wieder neu aufgebaut und innen ausgeschlammt – der ganze Platz war bei der Gelegenheit sauber gekratzt – und als zwei Stunden später endlich alles zur Zufriedenheit des Kommandanten stand, mußten sich die Ge-

fangenen nach der Größe aufstellen und wurden in Korporalschaften eingeteilt. Dadurch wurden die Gruppenkameraden auseinandergerissen, denn Loseris war lang und Reusch klein, während Halm die Mitte hielt.

Er schnitt bei dieser Einteilung besonders schlecht ab, denn er kam zwischen zwei Mann zu liegen, mit denen er sich gleich beim Antreten verkrachte. In seiner nervösen Gereiztheit hatte er den einen „dummer Affe" betitelt, weil der behauptete, diese Art der Gefangenenbehandlung sei überall so gang und gäbe, auch in Deutschland. Der andere Nachbar war derselben Ansicht und schimpfte Halm ein „schlaues Subjekt". So war er schon mit den beiden verfeindet, ehe er sie kannte und mußte jetzt obendrein zwischen ihnen schlafen.

Sie sprachen kein Wort mit ihm und unterhielten sich über ihn hinweg, als wenn er garnicht da wäre.

Der „dumme Affe" wurde jedoch schon nach zwei Tagen krank an den Folgen der ersten Nacht in diesem Lager. Er spuckte Blut und klagte über Stiche in der Brust. Sein Genosse meldete es. Er kam dann fort ins Lazarett, das man hier Hospital nannte. Dort soll er gestorben sein an Lungenentzündung.

Und der andere söhnte sich danach zwangsweise wieder mit Halm aus, weil er ihn brauchte.

Damit ging es so zu.

Die Tage flossen, nachdem jener erste elende Anfang überstanden war, bald gleichmäßig und im sonnigsten Wetter dahin. Gearbeitet wurde nicht, das Essen war zwar alles andere als reichlich, doch ließ sich bei sparsamstem Kräfteverbrauch damit durchhalten. Morgens und abends war Appell, zwischendurch legten sich die Gefangenen lang und erwarteten das Essensignal. Ein-, zweimal wurde auch die obligate Karte (fünf Zeilen, lateinische Schrift, keine Klage) nach Haus geschrieben.

Die Nachbarkompanie kam bald fort ins Arbeitslager, auf das sie sich sehr freute, da es dort gute Unterkunft und dito Essen geben sollte. Es wurde mittlerweile etwas langweilig. Da sagte eines Tages Feldwebel Wagner zu Halm: „Hören Sie, Halm, Sie haben doch früher bei den Preußen mal 'ne Zeitlang geschustert?" – „Ich? Ja –", erwiderte Halm gedehnt, in unangenehmer Erinnerung an diese Zeit, „das waren aber nur ein paar Wochen als Flickschuster." – „Na, dann haben Sie doch wenigstens in die Schusterei hineingerochen. So'n bißchen haben Sie wohl davon behalten – ich möchte nämlich gern, daß Sie mir mal ein Paar Filzpariser machten. Ich habe immer so elend kalte Füße in den Stiefeln und das Eckchen von Decke, das uns der Franzmann geliefert hat, kann ich sowieso nicht gebrauchen. Lassen sich daraus nicht so'n paar Dinger machen?" Halm zog ein Gesicht. „Widerliche Arbeit, dieses Schustern," sagte er, „ich habe wirklich keine Lust dazu." – „Eigentlich ist es ja auch gar kein Schustern," meinte Wagner überredend, „eher Schneiderarbeit, denn es muß ja alles mit Nadel und Faden genäht werden. Ich meine, damit können Sie als Buchbinder doch auch umgehen, nicht wahr? – Das Material habe ich alles, auch 'ne Schere. Ich will die Arbeit ja nicht umsonst, ich bezahle sie Ihnen. Drei Mark, was? Überlegen Sie sichs mal –"

Halm war fest entschlossen, das nicht zu tun, sondern Wagners Angebot einfach zu vergessen. Fehlte noch, hier auch arbeiten! Man war ja froh, daß man seine Knochen mal ausruhen konnte.

Aber jedesmal, wenn er dem Vize begegnete, erinnerte der ihn wieder daran, bis er schließlich nachgab und die „Filzpariser" zusammennähte, damit er Ruhe vor ihm hatte.

Doch da hatte er etwas Nettes angerichtet. Alle Feldwebel und Unteroffiziere, die mit Wagner zusammenlagen, kamen zu

ihm mit derselben Bitte und im Handumdrehen sprach es sich auch bei den Mannschaften herum. Er wurde bekannt und gesucht im Lager und seine Zeltecke war ständig belagert von Leuten, die Filzschuhe genäht haben wollten. Anfangs wurde er grob und schmiß sie alle zum Tempel hinaus. Erklärte x-mal, daß er gar kein Schuster wäre und die Sache nicht verstände, doch da sah er die enttäuschten Gesichter. Sie klagten alle über kranke Knochen, Ziehen und Reißen und erhofften Linderung, wenn sie nur etwas Warmes an den Füßen hätten. Aufs Geld kam es ihnen garnicht an, zehn, zwanzig Mark boten sie ihm und einer wollte sogar seine Tagesration Brot hergeben. Da ließ er sich breittreten. Aber er blieb bei seinem Preis von drei Mark für das Paar. Die Notlage der anderen und die gesteigerte Nachfrage mit höheren Preisen auszunützen, hielt er für gemein.

Er quälte sich auch nicht eben tot bei der Arbeit. Ein Schuh pro Tag mußte genügen bei der Ernährung. Eben so, daß die Zeit schneller verstrich. Und das war das Angenehme bei dieser Beschäftigung.

Die Kundschaft sah jetzt, daß er sein Möglichstes tat und bemühte sich um andere Lieferanten. Bald saß in jedem Zelt irgend ein Schuster oder Schneider, der aus Zeltbahnen oder Decken Unterjacken oder warme Schuhe nähte. Zugleich etablierten sich auch andere Handwerker. Hinter dem Spitzzelt der Feldwebel schnippelte ein Friseur von morgens bis abends den Prisonniers Wolle vom Kopf. Wer noch ein Stück anständige Seife hatte, konnte auch rasiert werden – mit K. A. Seife durfte man da aber nicht kommen. Ein Uhrmacher pries an den Zeltöffnungen seine Kunst an und kaufte zugleich zerbrochene Uhren oder Teile auf, um Reparaturmaterial zu haben. Dabei entsann sich Halm seiner Ruine von Uhr und er verkaufte sie für drei Mark.

Sein Nachbar sah allmählich ein, daß er ihm mit dem Titel „schlaues Subjekt“, womit ja eigentlich der Intellektuelle getroffen werden sollte, Unrecht getan hatte. Da ihm zudem einfiel, daß er auch ein paar „Filzpariser“ gebrauchen könnte, bot er sich schüchtern zu kleinen Hilfeleistungen an. Halm merkte wohl, worauf das hinaussollte, nahm die Hilfe an und belohnte sie mit einem Gratispaar Schuhe aus Schmuhlappen, denn der arme Teufel besaß überhaupt keine Decke weiter als die vom Franzmann gelieferte.

Aus den erbitterten Feinden wurden dadurch Freunde und diese Freundschaft sollte Halm später noch sehr von Nutzen sein.

Ein paar Wochen schwanden schnell dahin. Der Himmel zeigte sich in dieser Zeit so gnädig, daß alle kranken Knochen und Lungen ihre Schmerzen vergaßen. Wie im Sanatorium lagen diese von Nässe und Kälte Geschlagenen Tag für Tag vor ihren Zelten und ließen sich die Sonnenstrahlen, die prall von Wärme aus blauem Herbsthimmel herabfielen, durch die nackte Haut rinnen. Doch nun zog eine andere, unheimliche Krankheit ein, die Ruhr. Wer davon betroffen wurde, sprach selten darüber, aber die Zeichen sah man allmorgendlich am Zaun entlang, vielfach auch vor den Zelten: helle, gelbe und rote Flecke. Die Gefangenen hatten sich eine musterhafte Latrine gebaut, die von überall her leicht zu erreichen war, aber die Ruhrkranken schafften in ihren quälenden Anfällen auch meist den kurzen Weg bis dahin nicht.

Halm bekam mit all diesen Krankheiten nichts zu tun, wenn ihn etwas quälte, dann war es nur Seelisches – die Sorge um Erika. Es war bisher noch keine Post aus Deutschland gekommen. Der Dolmetscher, darum befragt, erklärte unwirsch, er wäre schon viel länger in Gefangenschaft und hätte selbst noch keine Nachricht aus der Heimat. Das ginge sehr langsam. Jedenfalls sorgten Franzosen dafür, daß die

Karten der Gefangenen an ihre Angehörigen bestimmt befördert würden, für das andere seien die in der Heimat verantwortlich. Auch vom Kriegsschauplatz behauptete er nichts zu wissen. Er bekäme keine Zeitungen zu lesen.

Sicher war jedenfalls, daß die Deutschen ihre Offensive von der Siegfriedstellung aus noch nicht begonnen hatten, sonst wäre dieses Lager wohl schon wieder geräumt. Man hoffte sehnlichst auf den Tag, da es heißen würde: aufpacken und wieder weiter zurück. Dann wußte man sicher, was im Spiele war.

Nach einigen Wochen wars mit der Herrschaft der Sonne endgültig wieder vorbei. Der Himmel entledigte sich der inzwischen angesammelten Feuchtigkeit mit brutaler Rücksichtslosigkeit. Stunde um Stunde, Tag und Nacht prasselte es von oben herab auf die dünnen Zeltbahnen, die das Wasser bald in Strömen durchließen. Endlich lieferte der Franzose Spitzzelte, verrechnete sich dabei nur leider in der Anzahl. Jedes Zelt war von Rechts wegen nur für siebenundzwanzig Mann gedacht, aber zweiundvierzig mußten hinein. Sie schoben sich ineinander wie die Heringe im Faß. Obendrein platzten gleich in den ersten Nächten zwei Zelte mit kanonenschußähnlichem Knall, so daß sich auch deren Insassen noch allenthalben verteilen mußten.

Halm gab seine Filzpariserschuhmacherei jetzt auf und setzte sich mit den erworbenen dreißig Mark zur Ruhe. Auch die anderen Handwerker verzichteten auf das Weiterarbeiten. Der Friseur bot Halm das Rasiermesser zum Kauf an und da diesem inzwischen ein leidlicher Vollbart gediehen war, erkundigte er sich nach dem Preise. „Na, so dreißig Mark", sagte der Verschönerer aufs Geratewohl. Da machte es Halm wie Hans im Glück, er gab sein ganzes Vermögen fort und erhielt dafür eine Ware, die nur den zehnten Teil an Wert hatte.

An der Zeltöffnung sitzend, versuchte er sich im Rasieren, das ihm bis dahin noch eine ungekonnte Kunst gewesen war. Er hatte Zeit genug, ein kurzer Vormittag ging beim erstenmal darauf hin, doch der Vollbart fiel ohne Schmisse trotz K.-A.-Seife und schartiger Schneide.

Eines Tages wurden zweihundert Mann abgeteilt, die sich jederzeit zum Abmarsch bereithalten mußten. M.-K. 7 hieß diese neue Kompanie, die ins zerstörte Gebiet kommen sollte, um zu arbeiten. Halm war mit dabei.

Schon zwei Tage später kam der Marschbefehl. Bei strömendem Regen traten die Zweihundert vorm Lager an und trabten mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken unter Führung eines Leutnants, der mit seinem wallenden roten Vollbart wie ein Teufel aussah, in Richtung Noyon ab.

Von seinen früheren Gruppenkameraden wurde Halm nun ganz getrennt, da sie alle zurückblieben. Dafür schloß sich ihm jetzt, wo er ging und stand, jener neue Freund an. Er wußte mit dem Mann nichts rechtes anzufangen. Gemeinsame Erinnerungen hatten sie nicht zusammen und auch sonst mißfiel ihm die Art, wie er sich mit seinen paar Kenntnissen spreizte. Er duldete ihn schweigend, nur, um ihn nicht von neuem zu kränken.

Nach wenigen Stunden Marsch sah man Noyon im Tale liegen. Ein einziges wüstes, weites Trümmerfeld, aus dem nur beinahe unversehrt die Kathedrale hervorragte. Die Begleitmannschaft verriet, daß die Kompanie in Noyon bleiben würde. Es ging aber erst noch durch die ganze Stadt bis zum andern Ende. Dort standen, von der Deutschenzeit her, zwei halbzerstörte Baracken, die eine mehr, die andere weniger. Der Rotbart ordnete an, daß die bessere belegt werden sollte.

Er teilte dann die Kompanie in zehn Korporalschaften ein und bestimmte für jede einen deutschen Sergeanten oder

Unteroffizier als Führer. Führer der ganzen Kompanie wurde ein Vizefeldwebel namens Querl, Rheinländer seiner Herkunft nach, Dolmetscher ein kleiner Jude mit Namen Cohn.

Der Vizefeldwebel nahm sich auch sofort seinen Putzer heraus und bestimmte selbst die Küchenleute. Unter den letzteren befand sich Halms neuester Freund. „Weißt du", verriet der ihm, „das wußte ich schon gleich, wie der Feldwebel zum Kompanieführer bestimmt wurde, daß ich dann einen Druckposten kriegte. Er ist nämlich mein Landsmann, wir sind aus einem Dorf. Der andere von der Küche ebenfalls. Und der dritte, der war bei ihm im Zuge. Und sein Putzer, das ist sein eigener, zukünftiger Schwager. Weißt du, der sorgt für seine Leute zuerst, 'n anständiger Kerl, was? Aber jetzt sollst du es auch gut haben, Kumpel. Weil du mir doch die warmen Schuhe umsonst genäht hast. Sie sind ja leider schon kaput – son bißchen mit der heißen Nadel genäht, weißt du – aber du kannst mir ja schnell ein paar neue machen. Ich versorge dich dafür mit Essen, halt aber die Schnauze, red' nicht drüber!"

Halm war hocherfreut über den seltenen Glücksfall, einen Küchenbullen zum Freunde zu haben und versprach, die Schuhe mit tunlichster Beschleunigung und diesmal derbe genäht, zu liefern.

Die Kriegsgefangenen mußten sich ihren Zaun ums Lager selber ziehen. Dabei arbeiteten ein paar Unentwegte schon nach Fluchtplänen, hatten aber nicht mit dem Scharfblick des französischen Sergeanten gerechnet, dem die faule Stelle nicht entging.

Vor der Baracke wurde der Appellplatz angelegt. In dessen einer Ecke stand schon die Gulaschkanone. Als der Verschlag für die Küchenleute dabei errichtet werden sollte, fanden sich auffallend viel freiwillige Helfer.

Säcke mit Lebensmitteln für die nächsten Tage wurden abgeladen und dem Feldwebel ausgeliefert, der sie einzuteilen

hatte. Der französische Leutnant gab Anordnung, daß kein Franzose außer ihm das Lager betreten durfte. Die Kriegsgefangenen waren vollkommen unter sich und konnten sich einrichten, wie sie wollten. Verständlich, daß sich die Kompanie dadurch wie eine große Familie fühlte. Jeder interessierte sich für alles.

Nachdem Halm seine Schlafstelle in der Baracke eingerichtet hatte, hielt er sich wie zufällig in der Nähe der Küche auf, hoffend, schon heute etwas zu erben. Aber sein Freund zischelte ihm heimlich zu (er hatte fast keinen Zahn im Munde): „Weißt du – es gibt noch nichts. Es ist sowieso schon aufgefallen, daß der Herr Feldwebel nur seine Bekannten für die Kommandiertenposten genommen hat und da müssen wir vorsichtig sein. Morgen, wenns geht. Komm man mit deinem Napf morgen Mittag zum Kapitulieren, mal sehen, vielleicht kann ich dir noch 'nen Schlag Suppe geben."

Als Halm spät Abends über den Hof ging, sah er, wie Feldwebel, Dolmetscher und Putzer eben aus der Küchenbaracke kamen, schmatzend an den Zähnen sogen und einen lieblichen Duft von Gebratenem um sich verbreiteten.

„Der Schwindel geht von oben herab zuerst", dachte er. „Nun, jedenfalls bin ich jetzt auch mal dran. Einige sind's ja doch immer, also warum nicht auch ich mal." Damit beschwichtigte er sein Gewissen vor den anderen.

Der nächste Tag war noch arbeitsfrei. Halm meldete sich mit zum Wasserholen für die Küche. Bei den sechs Mann, die schließlich bestimmt wurden, war auch ein Sergeant, ein baumlanger Mensch. Die Küchenleute hatten ihn zurückgewiesen, aber er bestand darauf, die Wasserholer zu begleiten und behauptete, das müsse jetzt so sein; bei jeder Arbeitsgruppe ein deutscher Sergeant als Vorgesetzter. Dabei warf er verlangende Blicke in den Raum der Küchenleute. Die

zeigten sich jedoch taub und blind für sein Geflüster und Gezwinker.

Die Eimer klapperten. Ein Posten begleitete die Gruppe, indem er sich hinten anschloß. Der Sergeant ging an der Spitze. Die Trümmer einiger Häuser mußten erklettert werden, dann kam wieder freie Straße, an deren Ende ein Brunnen sein sollte. Etwas abseits stand eine Gruppe Franzosen im Gespräch zusammen. Ein riesiger Köter lag dabei. Als die Kriegsgefangenen näher kamen, warf man ihnen von dort ein Stück Fleisch zu. Der Sergeant stürzte sofort darauf zu und wollte es aufnehmen, aber da war auch schon der Hund zur Stelle und schnappte nach seiner Hand. Sie standen sich verbissen gegenüber – Mensch und Tier. Keiner gab nach, sowie der Gefangene sich nach dem Fleisch bückte, fuhr der Hund auf seine Hand los, wollte der Hund den Brocken schnappen, packte ihn der Gefangene ins Genick und riß ihn zurück. Die Franzosen lachten belustigt, der Posten fuhr den Sergeanten wütend an und wollte ihn weitertreiben, die Gefangenen schalten empört ein auf den schamlosen Gefährten, aber der hatte nicht eher Ruhe, bis das Stück Fleisch in seinem Munde war. Dazu mußte aber erst der Hund zurückgepfiffen werden.

Das so sauer erkämpfte Fleisch wurde ihm dann von den Wasserholern mit Hohn und Spott gewürzt, da wurde er wild und drohte sie alle zu melden wegen Vorgesetztenbeleidigung. Aber man lachte ihn aus und Halm kündigte ihm an, daß er noch heute seine Tressen los würde wegen seines schändlichen Verhaltens. Der Sergeant sah ihn scheu von der Seite an.

Während die Gruppe mit den gefüllten Eimern zurückging, trabte er verdrossen nebenher. Da reichte aus einem Fenster der Arm eines Franzosen eine große Schüssel mit Essen heraus. Sofort stürzte er wieder mit ein paar langen Schritten darauf zu und schlang es auf der Stelle herunter. Die anderen,

die wegen ihrer schweren Last behindert waren, verlangten ihren Anteil, es war genug für alle, doch der Raffgierige vertilgte alles bis auf den letzten Rest vor ihren Augen. Da stülpte ihm einer seinen vollen Eimer über den Kopf. „So – wenn du nun auch noch Durst hast, du Vieh –". Der Posten warf sich dazwischen, daß keine Schlägerei entstand und trieb die Kolonne schnell ins Lager. Dort meldete man den Sergeanten sofort dem Feldwebel. Er bekam eine kräftige Standpauke, aber dabei blieb's auch leider, man hatte gehofft, daß ihm glatt die Tressen abgerissen würden.

Am nächsten Morgen wurde um sechs geweckt, die Küche gab Kaffee aus, um halb sieben war Antreten. Der Leutnant führte die Kompanie drei Kilometer weit zum Kanal. Hier lag ein gutes Dutzend halbzerschossener und zersprengter Schiffe im Schlamm, die zu Kleinholz zersägt und zerschlagen werden sollten.

Die Kompanie wurde in zehn Arbeitsgruppen eingeteilt, deren jede zwei französische Pioniere zugewiesen bekam. Diese gaben Werkzeug aus, Sägen, Äxte, Beile. Dann wurden die Gefangenen auf die Wracks losgelassen.

Halm begab sich, mit einer Riesenaxt versehen, sofort auf die Kommandobrücke des seiner Gruppe zugewiesenen Schiffes und fing sofort mit fanatischem Eifer an zu zertrümmern, was ihm vor die Augen kam. Die andern überlegten sich den Fall indessen erst nochmal. Vor allem wurde das Schiff nach Konserven und sonstigen Lebensmitteln durchsucht. Es hatte aber nur einer Glück damit, der in der Kapitänskajüte eine Büchse Ölsardinen fand.

Währenddes hatte Halm schon genug von der ungewohnten Arbeit. Die Knie zitterten ihm vor Schwäche und der Schweiß brach aus allen Poren. „Das konnte ich dir gleich sagen", lachte ein Kamerad gemütlich, „du mußt auch nicht gleich so

heftig anfangen, man sieht, daß du keine Ahnung davon hast. Komm, hilf mir mit bei der Trummsäge. Das strengt nicht so an –." Er gab seine Axt einem, der sie besser zu handhaben verstand und zog mit an der Säge nach dem Tempo: Üb immer Treu und Redlichkeit. Es galt, eine Seitenwand des Schiffes von oben bis unten durchzuschneiden. „Nur nicht so hastig", mahnte der Kamerad an der andern Seite, „und dann nicht drücken, immer nur ziehen. Siehste, du lernst es auch noch."

Der Leutnant verschwand bald wieder und Prisonniers wie Poilus fühlten sich danach schon gar nicht mehr verflichtet, für den französischen Staat Schweiß zu vergießen. Die Pioniere kamen mit den Gefangenen ins Gespräch. Einer von diesen Franzosen war Bierbrauer von Beruf und in Mainz gewesen. Er sprach ein drolliges Deutsch und war überhaupt ein possierlicher Mensch. „Haben Sie in Mainz viel Barbaren getroffen?" fragte ihn Halm anzüglich von seinem hohen Sitz herab. Der Franzose lachte verlegen. „Nein, ich habe ja sogar meine Frau von dort mitgebracht." Da war natürlich jede Debatte über Barbaren und Boches eine Taktlosigkeit.

Den Posten, die oben auf dem Damm hin und her wanderten, wurde es allgemach zu kalt. Sie ließen von den Gefangenen Holzfeuer anmachen, und da diese sich auch mit dran wärmen wollten, wurde ihnen auch erlaubt, abwechselnd, doch höchstens zwei oder drei Mann jedesmal, heraufzukommen. Die Posten hatten nur noch darauf zu achten, ob der Leutnant nicht wiederkam, alles andere vollzog sich hier wie von selbst in familiärer Gemütlichkeit. –

Mitten in der Nacht wurde Halm von dem Küchenmann geweckt. „Pscht, daß es keiner merkt", machte dessen heißer Atem an seinem Ohr, „kommst mal mit, ja?" Es war erst drei Uhr. Halm taumelte schlaftrunken hinter ihm her durch die

Baracke. Im Mittelgang brannten einzelne Feuer. Die Leute, die darum hockten, waren von Rheumatismus und Ischias geplagt und konnten nicht auf der kalten Erde schlafen.

In der Küche bekam er einen Teller Suppe und mußte sich dann an die Arbeit machen. Jeder Koch wollte Filzschuhe haben, verriet ihm der Freund flüsternd, denn die andern schnarchten in ihren Kojen. Er hatte Dienst heute und schlich auf Socken umher. Draußen vor der Tür brodelte der Kessel. Das gab also Arbeit und reichlich Essen für lange Zeit.

„Weißte, dem Herrn Feldwebel sollst du auch ein Paar arbeiten", plauderte der Küchenmann weiter, „und dem Dolmetscher ebenfalls. Heute Abend sollst du mal hinkommen, nach Feierabend. Weißte, die kriegen immer viel leckere Sachen von den Franzosen. Sieh man zu, daß du da auch was erbst."

Als zur Arbeit angetreten wurde, steckte er Halm noch eine Handvoll Fleischbröckchen zu, Mittags durfte er sich einen Schlag Suppe nachholen. Da diese fortgesetzte Bevorzugung aber auffiel, klärte Halm seine Schlafnachbarn auf und überließ ihnen seine legitime Portion Suppe. Damit war ihr Schweigen erkauft.

Abends besuchte er den Feldwebel in seiner Stube, die er mit dem Dolmetscher teilte. Dieser saß gerade hinter einem Napf Essen aus der Franzosenküche und ließ es sich gut schmecken. Es roch recht appetitlich. „So, also du bist der Schneider", sagte er, ohne weiter aufzublicken. – „Bis zum Schneider habe ich es noch nicht gebracht," erwiderte Halm, „aber so was wie Schuhmacher stell' ich hin und wieder vor –." „Wollen Sie mir wohl auch mal ein Paar solcher Hausschuhe machen?" fragte der Feldwebel hinterm Tisch weg. „Jawohl, Herr Feldwebel." – „Mensch", sagte der Dolmetscher, „dann kannst du mir doch auch sicher meine Strümpfe flicken." Halm lag eine gepfefferte Antwort auf der Zunge, da sagte der Feld-

webel: „Unser Dolmetscher will bei den Franzosen dafür reden, daß wir eine Handwerksstube bekommen und wir dachten dabei an Sie." – „Ich bin ja gar kein Schuhmacher, Herr Feldwebel," erwiderte Halm unwillig. „So – nicht? – Ich dachte. Na, denn müssen wir einen gelernten nehmen. Das heißt, eigentlich brauchen wir ja sowieso zwei. Vielleicht gehen Sie als Flickschuster durch, da haben Sie doch immer noch leichtere Arbeit als draußen am Kanal." Das leuchtete Halm ein. Dann brauchte er nicht mehr Nachts für die Küche zu arbeiten.

Morgens von drei oder vier ab in der Küche, abends von von acht bis elf beim Feldwebel gearbeitet, da blieb die Arbeitszeit hauptsächlich zum Schlafen. Das ließ sich ausgiebig besorgen. Er konnte unter dem Vorwand des Austretens für Stunden im Gebüsch verschwinden. Die anderen vermißten ihn nicht. Es gab viele, die gerne arbeiteten und die französischen Pioniere schafften bei ihrer guten Ernährung für drei Prisonniers mit. Sie wußten, daß die armen Teufel wenig genug zu essen bekamen.

Als die Wracks bis unten hin zersägt und zerschlagen waren, hieß es, die schweren eichenen Bohlen des Bodens mit vereinten Kräften herauszuziehen. Ein Tau wurde um ein Ende geschlungen und Deutsche wie Franzosen mühten sich so lange, bis das Holz an Land war. Die Deutschen arbeiteten dabei nach dem Tempo: „Ho–ruck! Ho–ruck." Die Franzosen zu dem Ruf: „Ti–rez! Tirez!" oder „En–core! En–core!" Das gab Gelächter und allerlei Verulkungen, besonders wenn die Franzosen das Deutsche nachahmten, wobei sie: „Ho–rück!" riefen.

In dieser Zeit wurden eines Mittags zwölf Mann beim Antreten herausgezogen, Halm darunter. „Feine Arbeit!" flüsterte ihm der Dolmetscher zu. „Ihr sollt ein Schloß aufräumen."

Unter Begleitung eines Posten gings zu zweien nebeneinander durch die Straßen Noyons. Vom Bahnhof kamen ihnen französische Urlauber entgegen, in schönen blauen Uniformen, auf dem Rücken das orangefarbene Gepäck, genau im Farbton wie das Lederzeug, nur die Zeltbahn war etwas heller. Sie riefen den Gefangenen zu: „La guerre est bientôt fini!" Sie hatten Zeitungen in den Händen und wiesen auf die fetten Überschriften. Antwerpen erobert, Lille besetzt, Tausende von Deutschen gefangen! hieß es da und weiter: „Die Deutschen in voller Flucht nach Deutschland!" Die Prisonniers glaubten den Quatsch nicht. Es konnte doch gar nicht möglich sein! Die Deutschen aus ihrer festen Siegfriedstellung geworfen und im weiteren Rückmarsch begriffen? Dann ging es ja zurück bis zum Rhein und dann – du armes Vaterland!

In einer Ferme erhielten sie Werkzeug, Karren, Axte, Schaufeln. Dann ging es durch grauenhaft zerstörte Straßen nach dem Schloß, ein unscheinbarer Bau dicht bei der Kathedrale.

Halm hatte sich eine Schaufel gelangt und wanderte damit durch die Räume. Im oberen Stock sollte etwas aufzuräumen sein, sagte der Posten und da Halm hier so etwas wie Dolmetscher spielte, sah er sich die Arbeit erst mal an. Die andern begossen derweil draußen den Garten mit ihrem Wasser.

Im unteren Flur stand ein Orchestrion, dem die Saiten zersprungen aus dem Kasten hingen. Er drehte an der Kurbel, da fiel sein Blick auf das Schild des Herstellers. Hallo – Landsmann! „Möller und Sohn, Hannover," da –rrrt – klack! macht der Kasten. Aus! Vollkommen d. u. Neben dem Kasten lag ein rotes Kissen auf dem Boden, anscheinend von einem Kinderbett. Es befanden sich wundervoll weiche Daunen darin, wie geeignet, einem Prisonnier sein hartes Lager

zu verbessern. Halm knöpfte den Rock auf und legte es um den Leib, so war es gut versteckt. Es würde dem Posten hoffentlich nicht auffallen, daß er plötzlich dicker geworden war.

Am untersten Ende des Flures lag „La cuisine". Darinnen sah es aus wie in Fausts Hexenküche. Ein riesiger rauchgeschwärzter Kamin nahm allein bald die Hälfte des Raumes ein. Auf dem Boden war ein wüstes Gerümpel von Töpfen, Eßgeschirren und allerlei Kleidungsstücken feldgrauer Herkunft. Halm suchte vor allem nach einem Messer. Ein reichlich stumpfer Küchendolch fand sich, für Brotschneidezwecke aber eben noch zu gebrauchen.

Inzwischen waren auch die andern hereingekommen. „Was sollen wir denn nun eigentlich tun?" fragten sie, „der Posten redet immer von ‚travailler' und so. Du hast doch mit ihm gesprochen." – „Ja, kommt mit nach oben", sagte Halm. Es ging eine schmale Wendeltreppe hinauf. Oben entdeckten sie ein Zimmer, in das zwei Granaten gefahren waren. Der Schutt lag, mit allen möglichen Kleidungsstücken untermischt, halb mannshoch im Raum. Während ihn die anderen nach Brauchbarem durchwühlten, ging Halm weiter den langen Gang hinunter. Am unteren Ende war die Bibliothek. Mitten im Zimmer lag ein Stoß Bücher. Halm zog vorsichtig die Tür hinter sich zu und sah sich in dem Heiligtum um. Die Schränke waren vollständig ausgeräumt und als Latrine benutzt – die Hinterlassenschaft der Deutschen bei ihrem Abzug. Es war beschämend. Aber die andern machten's nicht besser. Neunzehnhundertvierzehn beim Vormarsch fand er in einem Schloß an der Oise den Bibliotheksraum ebenfalls so schweinisch verunreinigt, das hatten die Franzosen gekonnt. Und Anno siebzehn in Brczezany das Gymnasium – wie hatten da die Russen vor ihrer Flucht unter den Büchern gewütet. Man mochte überhaupt nichts anfassen, alles war durchtränkt mit

Jauche. Es ist der Ausdruck des Hasses aller Barbaren gegen die Bildung. Sie machen eben darauf.

Der Besitzer dieser Bücher war kein Kenner. Er hatte gesammelt wie ein Neureicher, Klassiker und Schwarten, wie es gerade kam. Halm hatte gehofft, Seltenheiten dazwischen zu finden, sah sich aber sehr getäuscht. Solch einen Schloßbesitzer stellte er sich als einen Menschen von Kultur vor, aber vielleicht war der jetzige ein Kriegsgewinnler. Fast zu unterst lag ein Band Faust in Seide gebunden – wie kitschig! Drum herum echt französische Schmöker, broschiert und mit geilen Bildern. Dann aber ein Band Lyrik von Verlaine. Man sah, er war kaum je aufgeschlagen. Das wäre etwas zum Mitnehmen gewesen. Wenn nur nicht jedes bißchen mehr auf dem Rücken wie Blei gewogen hätte. Und wenn einmal eine Durchsuchung des Gepäcks erfolgte, das Buch wurde entdeckt – Diebstahl! Er warf es zurück und vertiefte sich in einen Katalog, der Aluminium anbot – – da öffnete sich plötzlich die Tür und das runde Gesicht des Postens sah durch den Spalt. „Allez – travaillez!" rief er unwirsch.

Die andern waren fest dabei, den Schutt aus den Fenstern zu schaufeln. Nach einigem In-die-Hände-spucken schloß sich Halm der Arbeit an.

Jeden Mittag erfuhren sie jetzt von den schmucken himmelblauen Urlaubern, die zeitungsschwenkend vom Bahnhof her kamen, das Neueste vom Kriegsschauplatz. Es bestand kein Zweifel mehr, das deutsche Heer wich zurück, war geschlagen, in vollster Auflösung, wich erschöpft und zermürbt vor der Übermacht der Feinde – wie weit? Bis zur Maas – zum Rhein oder gar noch weiter? O Deutschland – dann ist ja alles Aushalten, sind alle Opfer vergebens gewesen.

Eines Tages las Halm in den fetten Überschriften ein Wort, das er nicht kannte: L'armistice. Er fragte den Dolmetscher

danach, der über ein Wörterbuch verfügte. „Waffenstillstand heißt das," rief der, „Mensch, Waffenstillstand! Es ist aus mit dem Mist!"

Man glaubte noch nicht daran. Die französischen Zeitungen schwindelten unerhört. Soviel Gefangene zum Beispiel, wie sie in dieser letzten Woche angegeben hatten, konnte das ganze deutsche Heer nicht mehr an Zahl aufbringen. Aber es mußte doch etwas daran sein. Immer wieder erschien dieses Wort in den fetten Überschriften. Die Franzosen riefen es den Gefangenen zu, waren vergnügt und lustig wie die Kinder. „La guerre fini, camarades! – Nun kommt ihr auch bald nach Haus!"

Halm sprach mit Cohn und dem Feldwebel darüber, wie lange es dann wohl noch dauern könnte, bis sie nach Hause kämen. „Mensch, das ist doch ganz klar," sagte Cohn, „wenn heute der Waffenstillstand ist, dann kommen wir morgen ins Sammellager und nach zwei, drei Wochen sind wir zu Haus." Der Feldwebel war weniger hoffnungsvoll, aber länger wie vier, sechs Wochen nach dem Waffenstillstand gedachte er auch nicht hierzubleiben.

Im Schloß waren inzwischen alle Räume gesäubert und die Granatlöcher in den Wänden ausgebessert. Jetzt wurden die Fenster mit Ölpapier versehen, denn Glas gabs in Frankreich nicht viel. Halm maß die Fenster aus und schnitt dann die Stücke zu. Die anderen nagelten sie bedächtig an. Es war eine Arbeit, bei der man das Gähnen bekam. Jeder war darauf aus, daß er möglichst etwas Beschäftigung in Reserve behielt, falls mal Revision kam. Der Posten saß meist in irgend einer Ecke und pennte. Wenn er es aber in den Kopf bekam, sprang er auf und trieb die Gefangenen an. „Travaillez – travaillez!" Dann wurde eine Weile fest markiert.

Einmal, als Halm eben im Garten ein kleines Geschäft erledigte, rief ihn eine Stimme von oben an. „Attention!" und

im selben Moment flog ein Stück Brot herab, beinahe in den Wassertümpel. Er sah nach dem Spender hinauf. Einer von den französischen Dachdeckern, die oben beschäftigt waren, blickte freundlich durch die Dachluke. „Merci, monsieur", rief Halm und ihm fiel dabei ein, daß er noch nicht auf dem Boden des Hauses gewesen war. Die Treppe führte durch den Seitenflügel. Dort befanden sich, fast unversehrt, die Zimmer der Hausangestellten, nur alle ausgeräumt. Doch darüber war ein großer Raum, auf dem allerlei Gerümpel herumlag. Gleich vorne an stand ein Puppenwagen. Die Puppe lag noch darin, säuberlich zugedeckt, als ob die Kinderhand eben erst damit gespielt hätte. Es war ein Anblick zum Weinen – –.

Eine Leiter führte zum Dach hinauf. Dort oben hämmerten die Dachdecker – Pioniere. „Hallo Prisonnier," riefen sie ihm entgegen, „komm, hilf uns mit!" – „Ich muß erst den Posten fragen", sagte Halm. „Ach das ist nicht nötig, wollen wir schon machen!" Und der eine Dachdecker rief mit mächtiger Stimme etwas über den Hof dem Posten zu, der schläfrig am Flurfenster lehnte. „So – nun reich mir mal die Nägel rauf!"

Halm lernte schnell die französischen Bezeichnungen der verschiedenen Werkzeuge kennen und betätigte sich als Handlanger. Er brauchte sich eben nicht sehr dabei zu beeilen, denn die Männer da oben hatten selbst kein Interesse daran, sich umzubringen. Es ging hier auch fürs Vaterland.

Wenn sie keine Beschäftigung für ihn hatten, setzte er sich auf die höchste Spitze des Dachgiebels und blickte über die Stadt hinweg. Sie bot ein schauriges Bild von hier oben mit ihren ausgehöhlten, rauchschwarzen Ruinen. Ganze Straßenzüge lagen in Schutt und Asche. Dort vorn in der Rue cordonnier, die sie immer passierten, stand nur eine einzige Mauer. Ein Bild hing noch auf der zerrissenen Tapete.

Und über dem allen hinweg ragte mächtig und breit die Kathedrale. Es hieß, sie solle unterminiert sein, man hatte sie vorsichtshalber durch Stacheldraht abgesperrt. Dort vor der Stadt, wo die Wälder begannen, lag der Ort Cuy, Halm bekannt von anno fünfzehn her. Und hinter dem Wald, weit, weit – die Heimat – Deutschland. – Wie mag's dort jetzt aussehen? Die französischen Zeitungen berichten von Unruhen. Man konnte es sich nicht vorstellen.

Sein Träumen auf dem Dachfirst paßte den Franzosen nicht. Übrigens gefiel es Halm auch nicht bei den Dachdeckern. Er glaubte hier öfter Brot zu bekommen, aber sie waren doch mächtig knickerig. Sie frühstückten in seiner Gegenwart recht ausgiebig, doch für ihn fiel nicht ein Bröckchen mehr ab.

Der Posten war auf ihn nicht mehr gut zu sprechen, seit er zu den Dachdeckern gegangen war. Er gab ihm jetzt eine weniger angenehme Beschäftigung. Es hieß, den Schutt am Tor zusammenzukehren, auf einen Karren schaufeln, dann über eine Planke die Treppe hinauf durchs Haus und jenseits wieder hinabbefördern. Das erforderte Kräfte und Geschicklichkeit. Er nahm sich vor, nötigenfalls bei der Arbeit schlapp zu machen, dann gabs ein paar Ruhetage. Mußte er eben nachher wieder zum Kanal hinaus, war es auch nicht schlimm, es hieß, daß die draußen jetzt herrliche Tage hätten, den ganzen Tag am Feuer lägen.

Eben, als er mit der Arbeit beginnen wollte, hielt ein Auto vorm Tor. Zwei Offiziere, „tip top in Pelle," stiegen aus, hinter ihnen ein paar Weiber perversester Art, geschminkt, gepudert und parfümiert zum Überlaufen. Halm drehte angeekelt der Gruppe seinen Rücken zu und fegte. Da trat der eine Offizier an ihn heran. „Vous n'avez pas de saluer? – Wollen Sie nicht grüßen?" Halm blickte ihn fest an: „Im deutschen Heere ist es nicht üblich, daß der Soldat bei der

Arbeit grüßt." Der Offizier, ein schmächtiges, schmales Jüngelchen, gab sich mit der Antwort zufrieden. Ihm war es scheinbar nur um den Eindruck vor seinen „Damen" zu tun. Er hatte den Prisonnier angefahren und damit gut.

Die Ankömmlinge verschwanden im Haus. Es waren Offiziere einer Vermessungsgruppe, für die man das Schloß in Ordnung gebracht hatte. Ihr Amüsement hatten sie also gleich mitgebracht.

Mit der Handwerkerstube wurde es nichts. Es war zu wetten, daß der Jude überhaupt keinen Ton gesagt hatte zu den Franzosen. Er galt als Schmuser. Halm hatte seine Tätigkeit als Filzpariserschuster usw. bald wieder aufgegeben. Die doppelte Portion Essen des Mittags bekam er sowieso, doch seine Nachtruhe opferte er nicht mehr.

Die andern erbten öfter Essen oder Brot von den Franzosen beim Marsch durch die Stadt. Er selbst hatte damit wenig Glück. Freilich bückte er sich auch nicht nach den zugeworfenen Brotstücken. Einmal aber, als er, in seiner Gruppe dicht am Bordstein marschierend, von der Arbeit kam, hielt ihm ein Franzose ein halbes Brot direkt vor die Nase. Er blickte überrascht auf. Ein freundliches Gesicht lächelte ihn an: „S'il vous plais, camarade!" – „Merci bien, camarade!"

Menschen –.

Der Zaun des Lagers war jeden Mittag belagert von französischen Soldaten, die alles mögliche verkaufen oder kaufen wollten. Sie hatten kleine Tütchen gemacht, eine Kartoffel darin, ein kleines Stückchen Fleisch, etwas Brot und verkauften das für zwei Frank das Stück. Der Dolmetscher wechselte das Geld um.

Halm hatte sein Rasiermesser wieder verkauft. Ein Friseur interessierte sich dafür. „Wieviel willst du haben?" fragte der ihn. „Dreißig Mark – das, was ich auch dafür gegeben habe."

– „Du bist verrückt, Mensch.“ – „Tatsache! Bare dreißig Mark mußte ich dafür blechen.“ Der Friseur guckte ihn noch immer mißtrauisch an, aber er nahm das Messer und mußte zwei Sonntage arbeiten, um den Preis aufzubringen. So war Halm wieder zu seinen dreißig Mark gekommen, aber er hütete sich, den Franzosen für ihre sündhaft teuren Tütchen das schöne Geld hinzugeben. Er hoffte, es später nochmal besser gebrauchen zu können.

Die Sieger

Der Waffenstillstand wurde zur Tatsache. Am elften November waren die Franzosen außer Rand und Band. „Der Friede ist da! Es geht nach Haus, Kameraden! La guerre fini!“

Schon am folgenden Tage wurde die Arbeit eingestellt und Abmarsch befohlen. Jeder erhielt für einen Tag Marschverpflegung. Es ging vorerst bis Chauny. Man munkelte aber, daß der Marsch noch weiter führen sollte bis St. Quentin. Und von da würde man ganz selbstverständlich abtransportiert nach Deutschland.

Marokkaner hockten vor den zerstörten Häusern der Stadt Chauny und verhöhnten die Kriegsgefangenen. Einer warf ein Stück Brot herüber. Manche bückten sich schon danach, aber der Feldwebel schleuderte den Brocken mit einem Fußtritt aus der Reihe. Es kam wieder zurück, hin und her – die Marokkaner schimpften und warfen mit Steinen, endlich fand sich ein trauriger Gesell, der den grauen Klumpen aufnahm und in den Mund steckte. Der Bissen wurde ihm danach durch den Spott der andern noch reichlich gewürzt.

In Chauny war eine Schule als Unterkunft vorgesehen. „Bleiben Sie in meiner Nähe,“ sagte der Feldwebel zu Halm,

„wenn wir wirklich noch arbeiten sollten, sorge ich dafür, daß diesmal bestimmt eine Handwerksstube bei uns eingerichtet wird." Halm legte sich in den Raum, in dem der Feldwebel mit dem Dolmetscher, dem Putzer und den Küchenleuten wohnte. Er gehörte nun mit zum Stab, was ihm allerdings wenig Freude machte, denn die anderen sahen ihn scheel an.

Auf dem Hof stand eine Tonne, in der allerlei Abfälle faulten. Hier hatten zu deutschen Zeiten schon englische Kriegsgefangene gelegen. In der Tonne befanden sich auch englische Zeitungen. Halm fischte ein paar Blätter heraus. „The Times", die giftgeschwollene Deutschenfresserin. Da — der Kronprinz als Kinderschlächter. Man sollte es nicht für möglich halten! Und solchen Blödsinn hat man drüben geglaubt.

Während er noch an der Tonne stand, in die Zeitungen vertieft, kamen ein paar Unteroffiziere heran, der eine jener lange Sergeant, von der Affäre mit dem Hunde her bekannt, der andere ein Sanitäter. Sie durchwühlten den stinkenden Inhalt nach Lebensmitteln und fischten einige halbverfaulte Sardinen heraus, die sofort verschlungen wurden. „Ihr Schweine freßt doch auch alles herein," schimpfte Halm entrüstet los. „Wenn du's nicht magst, du Hammel," rief der Sergeant, „brauchst es ja nicht zu essen, jedenfalls halt die Schnauze hier. Ich habe mit dir sowieso noch 'nen Schinken im Salze von damals her."

Halm erzählte die Sache dem Feldwebel, der schwieg vorerst, aber als am nächsten Morgen der Sanitäter beim Antreten, kreidebleich im Gesicht, plötzlich zusammenbrach, hagelte vor versammelter Mannschaft ein Donnerwetter auf die beiden herab, das sich gewaschen hatte. Sie mußten beide ins Lazarett geschafft werden, denn es bestand Cholaraverdacht bei ihnen.

Seltsamerweise wurde heute doch noch gearbeitet und zwar wieder am Kanal, wo eine Brücke instand gesetzt werden sollte. Es war harte Fron, lange nicht so gemütlich wie Noyon. Aber

am nächsten Morgen ging es wieder weiter, nach Empfang von einer Marschration für diesen Tag. Richtung St. Quentin.

Am Abend langten sie dort an. Mitten in der Stadt hielt der Führer, die Gefangenen mußten sich lagern. Er erkundigte sich erst, wo die Unterkunft war. Nach einer Stunde kam er wieder zurück. „Auf! – Marsch!" Es ging einige Straßen weiter, dann hielt er endgültig vor einem großen, dunklen Gebäude, das wie eine Schule aussah.

Hinter den Fenstern war Licht und Lärm. Beim Passieren der schmalen Pforte wurde sorgfältig gezählt. Ein stockdunkler Hof dann, in dem Franzosen mit Pechfackeln herumliefen. Eine barsche Stimme rief: „Hier aufstellen!" Es war der Franzose in der Mitte des Platzes mit der Mütze der Alpenjäger. Vielleicht wieder ein Elsässer. Als das Aufstellen der ermüdeten Leute nicht schnell genug ging, schlug er mit einem Knüppel über die Köpfe. Die Getroffenen schrien vor Schmerz auf. Da wurde der rohe Bursche noch wütender und prügelte rücksichtslos auf die Gefangenen ein, bis ihm ein Korporal den Stock aus den Fingern wand.

War das der Friede?

Es war nur ein kleiner Auftakt zu dem, was die Deutschen jetzt erwartete. In allen Variationen lernten sie den brutalen Charakter dieser Nation allen Wehrlosen gegenüber kennen.

Die Nacht wurde in den zugigen, eisigkalten Schulzimmern schlaflos verbracht. Um fünf Uhr standen die Küchenleute auf und mußten Bouillon zubereiten. Jeder Mann bekam einen halben Trinkbecher davon, an Brot dachte der Franzmann nicht. Um neun Uhr mußte alles antreten. Jetzt, bei Tag sah man, daß die Schule voll von Kriegsgefangenen gelegen hatte. Auf dem Hofe standen mindestens zweitausend Mann.

In Halms Kompanie trugen noch viele das E. K.-Band am Rock. Das paßte den Sachsen nicht, die gegenüberstanden.

Es waren wüst aussehende Kerle. „Reißt doch den Ludersch den Schandorden ab!" – „Arschlöcher ihr! Was wollt ihr denn noch mit der Kirmesmedaille? Das Schützenfest ist aus – der Schützenkönig ist stiften gegangen." – „Redet doch nicht so'n dummes Zeug, Leute," rief ihnen Feldwebel Querl zu, „ihr müßt auch nicht alles glauben, was hier geschrieben wird." Da aber deckten sie ihn mit Hohn und Spott zu, bis der Elsässer mit der Alpenjägermütze Ruhe schaffte.

Die Gefangenen sahen jetzt, daß er noch die Uniform des deutschen Trainsoldaten trug. „Gucke sieh," rief ein Sachse ihm zu, „bist also auch 'n Landser gewesen?" Der Elsässer warf ihm einen höhnischen Blick zu. „Man bloß nicht so kameradschaftlich, Freundchen, sonst –." Dabei ließ er wieder seinen Knüppel tanzen.

Um zehn Uhr wurden die Zweitausend in Marsch gesetzt, aber schon in der engen Gasse hinter der Schule stockte der Zug sofort wieder. Die Kolonne stand stundenlang wartend auf einem Fleck, bis endlich gegen zwei Uhr marokkanische Reiterei angetrabt kam, mit der es dann weiter ging.

In der Stadt waren schon viele Zivilisten zu sehen. Alles befand sich in heller Aufregung über den endlich errungenen Sieg. An den Wänden klebten Plakate, die den deutschen Kaiser darstellten, gebeugt, gedemütigt, überrauscht von den zweiundzwanzig Fahnen seiner Gegner. Es war ein Bild, das jedem Patrioten die Tränen in die Augen trieb, aber es war von allen Plakaten noch das Geschmackvollste. Die andern strotzten von Haß und Verleumdung. Immer wieder wurde der bluttriefende Kinderschlächter, der „Boche" gezeigt. Es war den Deutschen unbegreiflich, daß die Franzosen die Kriegshetze noch fortführten, sie hatten doch den Sieg errungen. Nach deutschem Empfinden brachte man dem besiegten Gegner nur Nachsicht und Mitleid entgegen.

Es waren die bekannten Straßen, durch die der Zug in eiligem Tempo marschierte. Gleich hinter dem Marktplatz stand das kitschige blaue Haus, bei dem er damals umgekehrt war.

Dann kam die Straße mit den beiden Baumreihen. Da und dort ein Haus, das er wiedererkannte. Die unheimliche Öde war jetzt gewichen. Das Leben zog wieder ein, die Häuser waren bewohnt von Soldaten und Zivilisten.

Am unteren Ende mußte die Siegfriedstellung sein. Dort rechts die Seitengasse führte zu ihr. Und danach freies Feld. Dort vor der Höhe rechts hatten die beiden Geschütze gestanden und da war auch noch der halbfertige Kreidestollen zu sehen. Und dann kam der bekannte Laufgraben. Das Herz klopfte. Da oben, wo die Höhe schroff zum Himmel anstieg, geschah es.

Wie oft hatten die beiden davon gesprochen, was sie machen würden, wenn der Krieg heute oder morgen zu Ende wäre. Nun war er aus und sie lagen unter dem Rasen.

Ich hatt einen Kameraden — —.

Durch die Kolonne ging jetzt Bewegung und Gemurmel. Dort vorn, von der Höhe, kam eine bunte Masse herab. Fahnen? Nein — es waren Reiter mit farbenprächtigen Gewändern, Araber in ihren heimatlichen Burnussen — eine leuchtende Fantasia mitten im farblosen Grau der zerstörten Gegend. Die braunen Söhne Mohammeds ritten mit undurchdringlichen Gesichtern vorüber. Kein Wort fiel aus ihren Reihen. Die dunklen Augen blickten gleichgültig über die Köpfe der Deutschen hinweg. Die bewitzelten spöttisch den maskeradenhaften Aufzug. Zu was diese Leute im Krieg gebraucht waren, ging ihnen nicht ein.

Kaum war das vorüber, kam gemächlich und breit französische schwere Artillerie daher. Geschütze wie Pferde waren mit Grün und Fähnchen und blauweißroten Kokarden geschmückt. Die Mannschaften, übermütig vor Freude über das

Kriegsende und den „Sieg" der Alliierten, warfen den Gefangenen lustige, spöttische, auch höhnische Zurufe hinüber. „La guerre fini – hein?" – „Natsch Berlin!!" – „Natsch Paris, hein?" – „Wollt ihr noch nach Paris he? – Wir fahren nach Berlin!" Die Zurufe der übermütigen Poilus wurden allgemach beleidigender. Das siegreiche Heer der grande nation beschimpfte seine wehrlosen Gefangenen. Man verstand kaum, was da alles gerufen wurde, aber die drohenden Gesten, die wütend rollenden Augen sagten jedem genug.

Die begleitenden Marokkaner taten das ihre, um die Deutschen noch mehr zu demütigen. Sie trieben die Gäule an, die Gefangenen mußten beinahe laufen und wo sie ermattet versagten, trat die Reitpeitsche in Aktion. Ein besonders roher Mulatte preschte mit seinem Gaul immerfort fluchend in die Marschkolonne und trat mit dem Fuß nach den unglücklichen Schlappmachern.

Wie durch Dreck und Verachtung geschleift, hetzten die Deutschen dahin. Um nicht das klägliche Laufen mitmachen zu müssen, ging Halm mit langen Schritten, den Blick starr geradeaus gerichtet. Nur nicht denken, nur nicht denken, befahl er sich immer wieder, es ist ja alles so unsinnig – soll man weinen oder lachen über die Dummheit der Menschen –.

Dieser Wahnsinn ist ja keines Gedankens wert.

Sein Nachbar, ein blonder Bursch mit hellen Augen und einer freien klaren Stirn, der ihn irgendwie an Britschin erinnerte, wie er so neben ihm ging, sprach ihn an: „Glaubst du wohl Kamerad, daß dieses alles absichtlich so gemacht ist?" – „Man sollte es bald glauben", erwiderte Halm atemlos. – „Ich glaube es bestimmt", kam es aus dem Munde des anderen, ebenso stoßweise von der Hast des Vorwärtseilens, „da ist irgend so ein verrückter französischer General, der hat das inszeniert, damit seine siegestrunkenen Schangels ein

Augenfutter haben. Wozu sind wir sonst überhaupt erst nach St. Quentin marschiert? Von Noyon bis Candor ist nur ein Katzensprung" – „Wieso Candor? Meinst du, daß es nach Candor geht?" – „Na, Mensch, das ist doch alt. Weißt du denn das noch nicht? Wir kommen ins Sammellager Candor und von da dann wohl nach Haus. – Darum mußten wir auch erst hinter der Schule so lange auf die Marokkaner warten. Die edlen Franzosen sind ja viel zu gut dazu, uns zu begleiten. Wir Deutschen sind doch noch weniger als diese Afrikaner, Auswurf – Dreck und Kot –."

„Sprich nicht so laut", warnte ihn Halm. Da hören sie auch schon, wie der Gaul des marokkanischen Sergeanten von hinten heranprescht. Nur durch einen schnellen Seitensprung rettet sich Halm vor dem Überrittenwerden. Knapp neben ihm wandte der Marokkaner und blickte ihn und seinen Nachbarn drohend an. Die Reitpeitsche wippte. Vielleicht hatten sie sich in der Erregung des Gespräches durch Gesten verraten. Sie hielten furchtlos seinem Blick stand, so daß er wohl in seinem Verdacht irre wurde und sich abwandte.

„Ich wünschte, der Lump bräche sich mal das Genick", preßte der andere zwischen den Zähnen heraus und Halm schloß sich dem Wunsch aus tiefstem Herzen an. Sie schwiegen längere Zeit, dann fing der blonde Nachbar ruhiger wieder an: „Nun sind wir schon neun Kilometer marschiert und immer noch nicht Fuffzehn. Das gehört auch mit zum Schauspiel. Mitleid mit uns is nich. Nicht einmal Gerechtigkeit. Überall ist es Usus, daß bei Kilometer fünf eine Pause gemacht wird –" „Kannst du von hier aus lesen, was da hinten auf dem Schilde steht?" unterbrach ihn Halm. Der andere strengte seine Augen an und buchstabierte: „This – was – Artemps." „Dieses war Artemps? – Komisch. Die Tommys haben Humor. – Paß auf, da wird Rast gemacht."

Richtig bog die Spitze mitten im Dorf nach links ab. Auf einer großen Wiese wurde gelagert.

Der Führer der Marokkaner war ein blutjunger Leutnant mit unbekümmerten, sympathischen Zügen, seiner Herkunft eher Franzose als Marokkaner, wenn er auch im Gesicht ebenso braun aussah wie diese. Er verlangte einen Dolmetscher. Ein hagerer Bursch meldete sich. Die Gefangenen sahen verwundert, wie sich der Offizier recht kameradschaftlich mit ihm unterhielt. Hoffentlich fand der nun den Mut, zu sagen, daß sie noch keine Verpflegung bekommen hätten und daß die Begleitung langsamer reiten möchte.

Nachher ging es von Mund zu Mund, daß der Dolmetscher dies alles auch ungeniert vorgebracht hätte und der Leutnant versprochen, das Marschtempo langsamer zu nehmen. Aber Verpflegung könne er nicht beschaffen, die gäbe es erst in Ham.

Müde und hungrig schleppten sie sich nach der Ruhepause weiter. Immer noch kamen ihnen Marschkolonnen der „Grande nation" entgegen. Nach den Artilleristen nun Fußvolk, aber der mitleidlose Geist sprang von den Geschützen auch zu den Gewehren über – die höhnischen Zurufe setzten sich fort.

Der Offizier hatte sein Versprechen schnell vergessen, nach anfänglicher Rücksichtnahme ritt er bald wieder drauf los, als hätte er nur Kavallerie im Gefolge. Es gab auch keine Ruhepause weiter bis Ham.

In Ham wurden die Gefangenen in einen riesigen Stacheldrahtverhau gesperrt und ihrem Schicksal überlassen. Brot gab's hier nicht und auch keine Zelte. Als Dach für die Nacht hatte wieder Gottes Himmel zu dienen, der tagsüber wohl noch etwas Wärme gespendet hatte, aber jetzt zur Nacht merken ließ, daß man im Monat November war – er wartete mit eisiger Kälte auf.

Die Gefangenen drückten sich noch eine Zeitlang am Eingang herum, in der Hoffnung, daß doch wohl noch Brotsäcke gebracht würden, schließlich legten sie sich enttäuscht zum Schlafen hin. Aber die Kälte wurde immer durchdringender, Reif fiel, von oben und unten drang es eisig durch Mantel und Decke, so daß die meisten bald wieder aufsprangen und umherliefen. Hier und da flackerten kleine Feuer auf, die aber mangels Brennstoff bald wieder erstarben.

Halm wußte, daß die Küchenleute noch einige Lebensmittel von Chauny her bei sich hatten, er hielt sich daher zu ihnen. Sie lagen alle vier zusammen, fest verpackt in ihre Decken und rührten sich nicht. Todsicher, daß sie heimlich kauten. Er rief sie an, keiner antwortete. Schließlich zog er einem die Decke fort. Der Küchenbulle war merkwürdig schnell munter. „Ich habe doch nichts", schrie er wütend und rollte sich wieder ein. Da warf der andere ein Beutelchen herüber. „Halt aber den Mund!" Es war ungekochter Reis darin. Halm zermahlte die Körner zwischen den Zähnen zu einem leidlichen Brei und versuchte, sich einzubilden, er hätte Brot im Munde, aber das Zeug war kaum hinunterzukriegen, es schmeckte roh und jeder Bissen brannte im Magen wie Pfeffer. Er band zuletzt den Beutel wieder zu und verwahrte ihn im Tornister.

Danach trieb er sich im Lager umher, da an Schlaf doch nicht zu denken war. Am Zaun handelten Marokkaner mit den Gefangenen. Sie boten ein Viertel Brot für eine gute Taschenuhr oder sonstige Wertsachen und fanden Leute genug, die darauf eingingen. Sogar Trauringe wurden hergegeben.

Schon früh am nächsten Morgen drängte sich alles wieder um den Eingang. Es gab eine Szene wie damals in Candor. „Brot, Brot!" „Gebt uns zu essen!" – „Ein Tier hat's ja besser wie wir!" – „Kohldampf!" und derbere Zurufe flogen

zu den Posten hinüber. Die patrouillierten aber gleichgültig auf und ab. Die Stadt schien wie ausgestorben zu sein.

Um neun Uhr kamen die Marokkaner, der braune Leutnant vorweg, frisch und unbekümmert, hinter ihm die Kavalkade seiner Leute. Sofort drängte sich der Dolmetscher von gestern nach vorn, nahm stramme Haltung an und sagte in tadellosem Französisch: „Herr Leutnant, wir haben hier noch nichts zu essen bekommen." Der Offizier biß sich betreten auf die Lippen, zuckte jedoch die Achseln und antwortete kurz: „Heute abend in Candor." – „Herr Leutnant, wir können alle nicht mehr, seit vorgestern haben wir nichts gegessen", wagte der Dolmetscher noch zu sagen, doch der Offizier gab jetzt mit scharfer Stimme Befehl zum Antreten. Der Dolmetscher wurde nicht mehr beachtet. Da fingen die Gefangenen wieder an zu murren: „Brot, Brot!" – „Du pain!" – „Bis Candor halten wir es nicht mehr aus, verflucht nochmal!" „Gebt uns Brot – du pain!!" So scholl es immer lauter und drängender.

Der Leutnant hörte sich das eine Weile verwundert an. Seine kindlichen Augen, zwei dünne, dunkle Punkte, starrten scharf auf die graue Masse da vor ihm, die sich empören zu wollen schien. Da riß er plötzlich seinen Gaul herum und gab seinen Leuten einen kurzen Befehl. Die nahmen ihre Karabiner von den Schultern, umzingelten die Gefangenen und legten auf sie an. Der Dolmetscher wurde verlangt. „Wir sollen unverzüglich antreten," rief er nach einem kurzen Gespräch mit dem Leutnant den Kameraden zu, „und in aller Ruhe, sonst wird geschossen."

Sie gehorchten eingeschüchtert.

Beinahe dreißig Kilometer von Ham bis Candor – die Tagesleistung einer gut ausgeruhten Truppe. Mit total entkräfteten, übermüdeten Kriegsgefangenen aber nur zu schaffen

durch Fluchen, Fußtritte, Peitschenhiebe und Drohungen mit Erschießen. Der Offizier brauchte sich nicht darum zu sorgen, daß diese drakonischen Mittel ausgiebig angewandt wurden. Er ritt dem Zuge weit voraus, tat, als sähe und hörte er nichts und überließ es dem teuflischen Korporal, den Transport auf die geeignetste Weise vorwärts zu bringen. Die einzige Konzession, die er an die Erschöpfung der Leute machte, war, daß er das Marschtempo langsamer nahm als gestern und öfter Rast einlegte. Aber schließlich war es auch für ihn das klügste, er hätte sonst nicht den vierten Teil abliefern können.

Zu Anfang ließ sich der Marsch noch leidlich an. Die Hoffnung auf Verpflegung und Unterkunft am heutigen Ziel hielt die Marschierenden hoch, so daß sie ihre letzte Kraft herauspreßten. Aber damit war es auch bei vielen nicht mehr weit her, schon nach der ersten Rast brach hier und da einer ohnmächtig zusammen.

Der Marokkanersergeant bearbeitete solch einen Unglücklichen dann immer mit Fußtritten und Hieben, dabei in einem Idiom fluchend, das wohl in seinem afrikanischen Heimatorte gebräuchlich war, bis er wieder auf die Beine kam. Oft rissen die Nachbarn einen Zusammenbrechenden daher schnell hoch und schleppten ihn weiter, ehe der Unmensch heran war. Wo das nicht geschah, wurden die Nächsten einfach von jenem dazu kommandiert. Das ging dann immer so lange gut, bis sie alle drei zusammenbrachen.

Die lange Kolonne der Marschierenden bot bald einen jammervollen Anblick. Mehr und mehr bröckelten sie auseinander. Ganze Gruppen hingen ab. Wo Rast gemacht wurde, mußten die ersten immer länger warten, damit die Nachzügler Anschluß behielten. Über die letzte Anhöhe kamen endlos neue – einzeln, zu Paaren, in Gruppen – hinkend, die Köpfe tief gesenkt und begleitet von irgendeinem schimp-

fenden Marokkaner. Zuletzt war überhaupt kein Ende mehr abzusehen, in völliger Auflösung zog sich der Zug der zweitausend über viele Kilometer dahin.

Der Sergeant jagte daran entlang, hin und her, her und hin, wie der Hund an der Herde. Sein brutales Gesicht war vor Wut verzerrt, seine Augen rollten wild und er schien es lebhaft zu bedauern, daß er nicht die ganze Gesellschaft auf einmal niederknallen durfte.

Wenn sein Gaul zu hören war, wich man ängstlich zur Seite, denn Rücksicht gab es da nicht. Unachtsame wurden einfach umgerissen. Dann fuhr obendrein wieder die Reitpeitsche durch die Luft mit gräßlichen Flüchen des Rohlings.

Halm der sich selbst kaum vorwärtsbrachte, hatte nur den einen Wunsch, daß niemand in seiner Nähe zusammenbrach, damit er nicht zum Schleppen befohlen wurde. Dann hätte er nicht mehr durchgehalten. Er versuchte, sich nach bewährter Methode einen gefüllten Magen und ausgeruhte Knochen zu suggerieren, aber die geistige Anstrengung, die dazu erforderlich war, machte ihn wirr im Kopf und die Reaktion war ärger als der normale Zustand.

Dann wieder zählte er die Bäume am Weg, die Kreuze im Feld oder die Marschierenden im Zuge, soweit er sie überblicken konnte. Das half zwar einige hundert Meter überwinden, doch die Zahlen, nur von den Lippen geflüstert, drangen auch in den Kopf, setzten sich fest oder schwirrten schmerzhaft darin herum. Er versuchte, den qualvoll langen Weg zu kürzen, in dem er die Kilometer errechnete, zusammenzählte, die erledigte Strecke abzog und sich einbildete, erst jetzt, mit der kürzeren begänne der Marsch – vergeblich, auch das Mittel, sonst so oft erprobt, versagte heute. Wo jeder Schritt zuviel war, stand vor dem Begriff Kilometer schon ganz und gar die Schranke: unmöglich. Er stellte das Denken zuletzt ganz ab

und fühlte sich nur noch als Körper, als Maschine, die von irgendeinem fremden Willen vorwärts bewegt wurde.

Vielleicht war ja überhaupt alles nur ein wüster Traum, vielleicht träumte er tatsächlich — ob er die Augen schloß oder öffnete, es war gleichermaßen blind davor. Bevor es zum Schlimmsten kam — wie in jedem Traum — bevor er zusammenbrach und die Peitsche des Afrikaners über ihm pfiff, würde er erwachen — im schönen weichen Bett, würde sich den häßlichen Traum mit wunderbarem frischen Wasser von der Stirne spülen und hinterher am Frühstückstisch lachend der liebsten Fraue davon erzählen.

Anfangs, bis auch jedes Wort zur Qual wurde, unterhielt er sich öfter mit seinem blonden Nachbarn. Es brachte eine gewisse Erleichterung, dem afrikanischen Teufel alles mögliche an den Hals zu wünschen. Aber das Schicksal hatte für den schon ein Ende bestimmt.

Es dämmerte, als sie in Candor anlangten. Die Spitze stockte. Sie befand sich wohl am Eingang des Lagers und wurde langsam eingelassen. Hinter der letzten Dorfecke war noch die verhaßte Stimme des Sergeanten zu hören, der die Nachzügler herantrieb. Jetzt kam sein Gaul schnaubend näher und plötzlich brach dicht vor Halm wieder ein Mann ohnmächtig zusammen — ein wütender Fluch hinten, die Reitpeitsche klatscht, das Pferd bäumt sich auf, galoppiert heran, die Leute weichen ängstlich zur Seite, da — dicht neben Halm, stolpert das Tier, überschlägt sich, der Reiter fliegt mit dem Kopf voran zu Boden — ein seltsam dumpfes Krachen und der schwere Körper sackt schlaff zur Seite.

Die Gefangenen standen wie erstarrt, niemand rührte die Hand zur Hilfe. Einige Marokkaner kamen herangeritten, doch nur, um festzustellen, daß hier nichts mehr zu helfen war — der brutale Teufel hatte sich in der eigenen Wut den Schädel zerschmettert. —

Das alles war nur ein Vorspiel. – – Vom Tor her hörte man die bekannte Stimme des Lagerdolmetschers. Er zählte ab und gab zwischendurch wieder Antworten auf allerlei Fragen – nach Brot, Baracken und Betten. Danach war heute also noch Brot zu erwarten, Baracken gab es jetzt auch hier, Betten – na, ja. –

„Ob's von hier nach Hause geht, weiß ich selber nicht," fuhr er einen Frager an, „ich möchte auch lieber heute wie morgen nach Haus. Weiter, Herrschaften, haltet das Geschäft nicht auf! – Zweihundertzwanzig – zweiundzwanzig – –."

Die unentwegten Optimisten ließen sich schnell durch seine Auskünfte beruhigen. Sie glaubten alles restlos, und schienen alle Schmach und Qual der letzten Tage bald wieder vergessen zu haben. Man hörte sie überall reden – kindliches, hoffnungsvolles Geplauder, die Brotration, die es heute noch geben sollte, bekam schon einen phantasievollen Umfang – da es doch drei Tage kein Brot gegeben hatte, würde sicher das ganze Quantum nachgeliefert. Daß sich hier weder Zelt noch Baracke befand, wurde auch entschuldigt, es sei eben ein Vorraum sozusagen, man käme sicher noch in die Baracken. Es war ein Wunder, daß die Schwätzer nicht auch noch von Federbetten faselten.

Der Dolmetscher dachte gar nicht daran, den Zugang noch an diesem Abend auf die Baracken zu verteilen, ihm fehlten an der Gesamtzahl mehrere Dutzend, also ließ er sie alle für die Nacht auf dem freien Platze, bis zum nächsten Morgen würden die Fehlenden wohl eingetroffen sein. Jetzt hatten die Skeptiker Oberwasser. „Ihr sollt sehen, er hält auch mit dem Brot nicht Wort, wir kriegen keinen Fatz mehr." Aber sie wurden entrüstet angeschrien: „Schwarzseher, Unken, laue

Affen!" Viel fehlte nicht, und man hätte sie verprügelt. Es war ja auch empörend, den Menschen noch die Hoffnung zu nehmen! Und die Optimisten behielten dieses Mal recht, es gab noch Brot, allerdings wieviel – nun, es brauchte ja auch nicht alles gerade so zu kommen, wie man gehofft hatte: eben nur das bekannte Zweikaffeebrötchenstück.

Beim Scheine eines Feuers, das mitten im Camp aufflammte, bereitete sich Halm sein Lager auf dem Boden. Er nahm sich fest vor, in dieser Nacht zu schlafen, mochte es noch so kalt werden. Das Daunenkissen aus dem Schloß in Noyon, mußte diesmal als Unterlage für den ganzen Körper dienen. Es hielt die Kälte von unten ab, allerdings hieß es dabei etwas krumm liegen, denn es war eigentlich nur ein Kopfkissen. Rock, Mantel und Decke kamen sorgfältig eins nach dem andern über den Körper, wobei ein gefälliger Nachbar half. Ganz zu oberst dann die Zeltbahn, die jener noch rings am Saum mit Erde bedecken mußte. So, die Füße halb aus den Stiefeln gezogen, die Arme über der nackten Brust gekreuzt, vor der Nase nur ein kleines Atemloch, rollte er sich behaglich wie ein Igel zusammen – die krumme Lage hatte auch ihr Gutes: dadurch konzentrierte sich die Körperwärme – und schlief bombenfest, bis ihm Lärm und „Antreten-Rufe" auffahren ließen. Doch er kam nicht hoch. Die Decken setzten ihm Widerstand entgegen, er riß und zerrte – vergebens, sie waren wie festgenagelt am Boden. Der andere befreite ihn. „Mensch du bist ja direkt festgefroren! Du mußt ja gepennt haben wie'n Ratz." – „Wieviel Uhr ist es denn?" rief Halm erstaunt, aus einer Wolke von Dunst aufspringend. „Neun Uhr morgens." „Neun?" überlegt Halm, „von neun bis neun, das soll ja wohl langen. Hat's schon was zu futtern gegeben? Ich habe schwer Kohldampf." – „Bis jetzt noch nicht, aber eingeteilt wird schon seit einer halben Stunde. Mach man schnell, daß du mitkommst."

Halm nahm seine Siebensachen und lief mit hinüber zum Ausgang nach dem Lager hin, wo der Dolmetscher schon wieder laut am Zählen war. Mit den letzten zweihundert Mann wurde er der zweiten Lagerkompanie zugeteilt. Ein Offizierstellvertreter kam und führte sie durch schmale, stacheldrahtflankierte Gänge zum Camp der Zweiten. Ein Schild verriet, daß hier auch die erste lag.

Zwei große und zwei kleine Baracken standen auf dem Platz neben einem halben Dutzend Spitzzelte. Vor der einen großen rechts machte der Offizierstellvertreter, der anscheinend hier Kompanieführer spielte, Halt. Die Abteilung wurde nochmal durchgezählt und dann auf die Baracke losgelassen.

Sie liefen wie verrückt, jeder wollte drinnen den besten Platz erhaschen, doch die ersten kamen schon gleich enttäuscht zurück, kaum, daß sie in die Tür geblickt hatten und riefen: „Hier ist ja alles brechend voll. Wo ist der Offizierstellvertreter? Da können wir doch nicht mehr rein!"

Der Kompanieführer war aber nicht mehr zu sehen. Während einige versuchten, in den Zelten unterzukommen, drängte sich Halm mit einem Rest von Leuten, denen es ebenfalls gleichgültig war, ob sie in diesen letzten Wochen der Gefangenschaft noch einen Schlafplatz bekamen oder nicht, in die große Baracke.

Ein riesiges Schlafstellengerüst in der Mitte, drumherum führte ein Gang, der aber auch belegt war und obendrein von den Neuangekommenen gedrängt voll stand. Überall enttäuschte Gesichter, Schimpfen und Fluchen.

Halm machte gar nicht erst den Versuch, sich durch die graue Masse zu winden. Es war ja doch zwecklos. Er setzte sich neben der Tür auf seinen Affen, hing die Zeltbahn über den Kopf und überließ sich dem Dösen. Zur Not konnte man es auch auf diesem Platz noch die kurze Zeit aushalten, man hatte

ja oft genug in dieser Stellung geschlafen. Doch schon nach wenigen Minuten sprang er verzweifelt wieder auf. Unausgesetzt klapperte die Tür neben ihm und mit jedem Auf und Zu kam ein eisiger Luftzug von draußen herein. Das war hier ein Platz, um sich im Handumdrehen die beste Lungenentzündung zu holen.

Inzwischen hatte sich die starre Menschenmauer im Gang etwas in Bewegung gesetzt und Halm versuchte ebenfalls damit vorwärts zu kommen, hoffend, daß sich in dem riesigen Bauch der Baracke doch wohl noch ein Plätzchen für ihn finden würde.

Das Schlafstättengerüst war roh zusammengezimmert und alle paar Meter eingebrochen. Da hatte man es mit Brettern, Stangen und Stollenhölzern notwendig wieder ausgebessert. Zu vieren, fünfen lagen die Gefangenen übereinander, die untersten auf dem platten Boden, die obersten fast unter der Spitze des Daches. Ringsum an den Wänden klebten Verschläge wie die Schwalbennester, alle voll belegt und in den Nischen darunter, die von den Stützbalken gebildet wurden, war ebenfalls ein Gewimmel von Beinen, Köpfen und grauen Monturen, daß es unmöglich war, sich da irgendwo hineinzuzwängen.

Als er bis zur Mitte vorgedrungen war, stieß er unerwartet auf einen Kameraden aus seiner Kompanie, der zuletzt noch mit bei der Gruppe Dubiat gewesen war. Es war ein blutjunges Kerlchen, das ihm immer ganz sympathisch gewesen war. Der Kleine freute sich ehrlich, ihn hier zu treffen. Statt aller Begrüßung fragte ihn aber Halm sofort: „Hast du keinen Platz für mich?" – „Ach Mensch", klagte der andere, „ich liege hier ja selbst schon mit vieren zusammen in einer Nische, wo doch eigentlich bloß zwei reingehen. Du findest auch in der ganzen Baracke nichts mehr, überall dasselbe. Die

Baracke ist nur für zweihundert Mann bestimmt, und sechshundert liegen darin, jetzt mit euch sind's sogar achthundert. Es ist ein beschissener Kram hier." – „Na es wird ja hoffentlich nicht mehr für lange Dauer sein", meinte Halm. „Wieso?" rief jener erfreut, „wißt ihr bestimmt, daß es von hier weggeht?" – „Na, das ist doch alt, denke ich," sagte Halm verwundert, „wir sind der Meinung, daß hier das Sammellager ist." – „Ich weiß ja nicht," meinte der Kleine zweifelnd, „bei uns hier reden sie ganz anders. Clemenceau hätte gesagt, wir kämen nicht eher nach Hause, ehe nicht alles wieder aufgebaut sei." – „Das ist doch Quatsch," ereiferte sich Halm, „wie lange sollen wir denn da noch hierbleiben? Sofort nach Friedensschluß müssen sie uns ausliefern." – „Da lur up", brummte ein Miesmacher, der daneben stand. Sie drehten ihm verächtlich den Rücken.

„Es gibt Leute, die können einem wahrhaftig jedes bißchen Hoffnung verderben", sagte der Kleine bitter. – „Man muß nicht auf die hören," erwiderte Halm, „wenn wir hier noch so lange bleiben sollen, wie die reden, dann hätte man doch längst für bessere Unterkunft gesorgt. Alles ist doch nur provisorisch, das sieht man ja." – „Eben, das sage ich mir auch immer", pflichtete ihm der andere eifrig bei. „Wie ist es denn sonst hier – Essen und so?" fragte Halm. „Ach Gott, nicht berühmt –" und nach dem, was er aufzählte, mußte es noch genau so sein, wie früher. „Habt ihr von draußen nichts zu essen mitgebracht?" fragt er danach. „Wir?" lachte Halm auf, – „seit drei Tagen überhaupt nichts in den Magen gekriegt. Ich habe nur ein Beutelchen mit Reis im Affen, das hat mir ein Küchenbulle vermacht, aber das Zeug kann man ja so gar nicht genießen." – „Gib's her, ich koche es dir," bettelte der Kleine, „ich will auch nichts davon abhaben." – „Na, die Hälfte kriegst du selbstverständlich, wenn du es kochen

willst," rief Halm erfreut, „umsonst brauchst du es nicht zu tun." Er gab den Beutel dem anderen, der sich schnell damit entfernte.

Während des Gespräches hatte er beobachtet, daß in einer der Seitennischen nur zwei Mann lagen. Das heißt, er wurde nicht recht klug daraus, denn man sah da ein wüstes Durcheinander von Mänteln und Decken, doch schien das mehr künstlich gemacht zu sein. Jedesmal, wenn einer an die beiden Insassen herantrat, und nach Platz fragte, erklärten sie, es läge hier alles voll. Hinterher zerrten sie an den Decken, verteilten sie noch mehr über den Winkel und flüsterten unter sich.

Halm ging auf sie zu und sagte fest: „Ihr habt hier wohl noch für einen Dritten Platz" – dabei warf er ohne weiteres sein Bündel in die Nische. „Hier ist alles voll!" protestierte der eine wieder entrüstet und befördert das Bündel hinaus, aber Halm schob es energisch mit dem Fuß zurück. „Ich will euch mal was sagen, ihr egoistischen Brüder: ich weiß ganz genau, daß ihr beide hier nur allein drin liegt. Wenn ihr jetzt noch einen Ton sagt, dann blamiere ich euch vor der ganzen Gesellschaft und dann sollt ihr mal sehen, wieviel sich hier noch reinlegen werden." Damit setzte er sich auf seine Sachen, fest entschlossen, nur zu weichen, wenn tatsächlich noch Leute mit älteren Ansprüchen auf den Platz kommen sollten.

Die beiden ließen sich einschüchtern, was Halm innerlich belustigte, denn er hatte die Fähigkeit, bluffen zu können, bis jetzt noch nicht an sich entdeckt. Nachdem er einige Zeit auf dem Platz gesessen und niemand gekommen war, der ihn streitig gemacht hätte, sah er ihn endgültig als eigen an und richtete sich darauf ein.

Inzwischen war der Reis fertig gekocht, der Kleine brachte ihn in einem Eßgeschirr an. Obwohl ihm ein wütender Hunger in den Därmen brannte, verzichtete Halm aber schon nach dem

ersten Löffel auf das geschmacklose Zeug und überlies es ganz dem anderen, der es mit glückselig schmatzendem Behagen verzehrte und dabei von den weiteren Erlebnissen der Gruppe Dubiat plauderte.

„Ihr seid damals am besten drangewesen, daß ihr gleich in Gefangenschaft gekommen seid," erzählte er, „wir haben hinterher noch viel durchgemacht. Wie wir damals bei St. Quentin die Feuerwelle anrücken sahen, sind wir sofort rückwärts retiriert. Der Laubfrosch hat uns mächtig angeschnauzt und wollte uns wieder nach vorne schicken, aber wir haben ihm was gehustet. Ihr wäret doch auch noch da, sagte er und da haben wir ihm geantwortet: ihr hättet auch einen Stollen. Er hat uns nicht wieder nach vorn gekriegt. Mittlerweile kam dann der Franzmann an. Und nachher wurdet ihr vermißt." „Ist der Franzmann in euren Graben gekommen?" fragte Halm interessiert. „Ja – zum Teil. Er kam, wie bei Roye, mit Flammenwerfern an und wollte den Graben aufrollen, aber die von der vierten hatten einen famosen Stoßtrupp und der Laubfrosch immer mit vorneweg. Dem Schangel seine Flammenschmeißer wurden einfach mit Handgranaten erledigt. Immer so bündelweise." – „Und was hat der Laubfrosch gesagt, als wir nicht wieder zurückkamen?" – „Übergelaufen, hat er geschrien, übergelaufen ist die Bande, und das muß mir in meiner Kompanie passieren!" Aber Dubiat sagte zu ihm: „Herr Leutnant, bei Feldwebel Wagner läuft keiner über, dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Die sind entweder kaputt geschossen oder auf ehrliche Weise in Gefangenschaft geraten. Na, nachher erfuhren wir denn ja auch, daß letzteres der Fall gewesen ist." – „Meinecke ist aber tot", warf Halm ein. „Ja, das dachten wir wohl," erwiderte jener, „denn von dem ist gar keine Nachricht gekommen. Übrigens bei uns ist auch Sergeant Fellmer noch gefallen. Und weißt du wo?

Du entsinnst dich doch des Unterstandes, wo du damals mit den Unteroffizieren drin gelegen hast? Da hatte sich Fellmer nachher alleine reingelegt, aber kaum war erdrin, kam 'ne Fuffzehner an und hinüber war er. Kopf direkt weg. Da mußte ich noch so dran denken, wenn der Laubfrosch uns die Nacht nicht nach vorn gejagt hätte, wären unsere ganzen Unteroffiziere heidi gegangen und du Halm, ebenfalls mit. Ist doch manchmal komisch, was? – Genau wie du und Loseris damals den Dusel hattet, als die beiden, Britschin und Krantz, zerrissen wurden. Wir haben den Fellmer dann gleich auf der Stelle begraben, obwohl da nicht mehr viel zu nötig war, denn er lag zumeist schon unter der Erde und wie wir noch dabei waren, kam plötzlich Befehl: alles raus aus dem Graben und weiter zurück. Wie immer beim Rückzug – erst wurde wie blödsinnig gekämpft, daß die Stellung gehalten wurde und nachher mußten wir doch raus ohne Kampf. Ich bin dann später bei Fresnois in Gefangenschaft geraten, mit mir noch Holz. Wir beide waren die allerletzten von unserer Kompanie. Und was war das für eine schöne, stolze Kompanie. Weißt du noch, wie wir damals in Marchiennes-Hamage das Sportfest hatten, wo Britschin noch den ersten Preis erhielt und die dicke Zigarre vom General la Chevallerie?" – „Ach Mensch, hör auf damit!" rief Halm gequält und hatte Mühe, sich der Tränen zu erwehren, „ich wollte, wir wären erst aus diesem Mist heraus."

Der ersehnte Ruf zum Essenholen klang durch die Baracke. Die letzten Leute von der ersten Kompanie kamen schon von der Küche zurück, vorsichtig ihr Eßgeschirr balancierend. Die zweite stellte sich auf. Sie bildete eine fast unübersehbar lange Schlange, die an der Baracke mit dem rauchenden Schornstein neben dem Tor vorbeizog. Es gab etwas wässerige Suppe mit einem kleinen Stückchen Fleisch. In der

Brühe schwamm am Boden etwas, das wie Kartoffelschale aussah.

Abends um fünf wurde zum Appell angetreten, drüben die erste, hier die zweite Kompanie. Jede war tausend Mann stark. Der Offizierstellvertreter zählte die zweite durch und teilte den Zugang in Korporalschaften ein. Jede Korporalschaft hatte zwanzig Mann und einen Unteroffizier, der sie beim Appell melden mußte. Halms Unteroffizier war ein blutjunger Einjähriger, der sich ihm sofort vorstellte: „Wuttke – aus Berlin bin ich." Halm erwiderte die Höflichkeit, die sonst nicht üblich war bei den Preußen. „Wenn ich mal nicht da bin, vertrittst du mich wohl", sagte Wuttke dann.

Der Offizierstellvertreter ging dann mit einem französischen Sergeanten die Reihe entlang und einem jungen Feldgrauen, anscheinend dem Dolmetscher.

Wuttkes Gruppe ist die letzte. Dicht daneben bleiben die drei stehen. „Combien?" fragte der Franzose den Dolmetscher. Über Tausend nannte der als Endsumme, die mit dem Notizbuch des Sergeanten übereinstimmte. Dann erklärte dieser, daß fünfzig Mann herausgesucht werden müßten zum Abtransport auf Arbeitskommando. Der Feldwebel solle ihm morgen die Namenliste geben. Übermorgen um sechs wäre Abmarsch. Die Gruppe hieße „Dresden". „Pas des malades?" fragte er dann noch und wendete sich zum Gehen. „Non", sagte der Dolmetscher.

Der Offizierstellvertreter teilte die Marschgruppe „Dresden" von der Spitze der Kompanie ab. Halm erfuhr zufällig, als er wieder in die Baracke kam, daß ein Gefangener, der ihm gegenüber auf einer Tragbahre lag, auch mit dabei war. Sofort machte er sich an ihn heran. „Überlaß mir deinen Platz, Kamerad", bat er. „Wenn du früh genug kommst übermorgen, erwiderte der andere freundlich, „es sind schon mehrere

dagewesen, die ihn haben wollen. Mußt auf den Beinen sein."

In der Nacht wurde Halm die Zeltbahn und die kleine von den Franzosen gelieferte „Plumeau"-Decke geklaut. Er suchte am Morgen die ganze Umgebung ab, fand aber nichts wieder. Seine Nachbarn, die sich übrigens mit ihm schnell ausgesöhnt hatten, waren's bestimmt nicht gewesen, eher Leute, die zur Latrine mußten des Nachts. Die beiden erzählten, es gäbe in der Baracke viele Ruhrkranke. Morgens wären die Decken von denen, die im Gang lagen, alle bekleckert, weil die Kranken in ihrem Drang oft nicht bis zur Tür kämen.

Der Platz hier unten war unmöglich. Er mußte alles daransetzen, um morgen früh auf die Verwundetenbahre zu kommen. Sie war im ersten Stock des Gerüstes eingeklemmt, direkt gegenüber.

Er schlief die halbe Nacht nicht vor Aufregung. Um fünf Uhr schon packte er seine Sachen zusammen. „Willst du umziehen?" fragte man ihn. „Ja – ich kann doch was Besseres kriegen." – „Na, dann mußt du aber höllisch auf den Beinen sein," riet ihm der andere noch, „wenn hier ein halbwegs anständiger Platz frei wird, gibt's oft Schlägerei darum." Zum Glück schienen sie nichts von der Tragbahre zu wissen.

Halm nahm sein Bündel und lehnte sich drüben wie zufällig an das Gerüst, als gehörte er zu denen, die mitten im Gang lagen. Er bat den Mann auf der Bahre, der wartend auf seinen Siebensachen saß, ihn doch vorher schon hineinzulassen, aber der wollte nichts davon wissen. Er wäre schon einmal damit reingefallen, erzählte er, nachher hätten sie gar nicht fort gebraucht und da wäre er seinen Platz losgewesen. Nee, das machte er nicht wieder.

Endlich rief jemand in die Tür: „Gruppe Dresden antreten!" Sofort schob sich Halm, sein Bündel voran, auf die Bahre,

hart neben dem anderen entlang, der seinerseits nach außen strebte. Sowie jener draußen war, legte er sich mit klopfendem Herzen lang in die Mulde, die das Leintuch der Bahre bildete. Im selben Moment zupfte ihn auch schon jemand am Fuß: „He – es ist Zeit. Raus!“ Zugleich kam von oben ein Bein, tastete suchend umher, bis es die Bahre fand, dann flogen sofort ein paar Decken herunter. „Hallo!“ protestierte Halm, „hier ist belegt!“ Der am Fußende rief: „S'isch schon einer drin, verflucht nochmal!“ Der von oben ließ seinen Kopf zum Vorschein kommen. „Das ist aber mein Platz!“ – „Jetzt bin ich hier drin, ihr müßt früher antreten“, gab Halm ruhig zurück. „Mir ist er aber versprochen“, zankte der oben entrüstet. „Mir auch – aber wer zuerst kommt, kriegt ihn und das bin ich in diesem Falle. Also beruhige dich nur und schieb ab, da hast du deine Decken“, damit reichte er ihm das Gemüse wieder hinauf und ließ sich trotz seines Schimpfens und Knurrens auf nichts mehr ein. Wenn es sein mußte, hätte er den Platz auch mit Gewalt verteidigt.

Er bürstete das graue Leinen sauber ab und richtete sich häuslich ein. Reichlich schmal war die Bahre. Man konnte nur mit ausgestreckten Beinen darin liegen, sonst kam man mit den Tragstangen in Berührung. Aber es lag sich auf dem nachgiebigen Stoff doch angenehmer als auf dem harten Boden. Die Nachbarn links und rechts hatten rohe Bretter unterm Hintern. Mit dem zur Rechten wurde er gleich gut bekannt. Es war ein älterer Mann. Er erzählte gleich, daß er schon fünfzig Jahre alt wäre, Bierkutscher von Beruf und aus Berlin. Na, das hörte man – „mir“ und „icke“ und „det“ –.

Da oben lägen nischt wie Sachsen, sagte er und et wäre man jut, det der eene nich hier runter jekommen wäre, det wäre een junger Flaps und saudreckig. Er hätte mal 'ne Attacke mit dem jehabt. Der Sachse wäre immer zu bequem,

det Nachts rauszugehen. Da hinge er sich einfach eenen Pinkelpott zu Fußende ans Lager und das dröppelte dann nach unten durch. Dem hätte er aber den Text jeblasen.

Der Alte riet ihm auch, nachts die Decke über den Kopf zu ziehen, denn von oben fielen immer die Bienchen herunter. „Seid ihr denn auch noch nicht entlaust?" fragte ihn Halm. „Nee, so 'ne Einrichtung scheint der Schangel nicht zu kennen. Bei Wilhelmen wären wir schon längst frei von die Dinger—" „Hast du auch gehört, daß der Kaiser nach Holland geflohen ist?" – „Jeheert habe ick et, aber ick jlobe nich daran. Mag ja sind — — —. Schließlich, wat soll der Mann sonste duhn? Kommt er nach Deutschland, muß er doch an de Laterne –."

Oben lagen Sachsen und unten Württemberger. Der Halm am Bein gezupft hatte, war einer von den letzteren. Er kam gleich darauf wieder heran. „Weischt, Kamerad", sagte er treuherzig, „nu isch es ja egal, aber eigentlich war mir der Platz verschbroche. Und verschbroche isch verschbroche –". „Ja zum Donnerlittchen," rief Halm lachend, „mir war er aber auch versprochen." – „So, das isch natürlich ebbes andersch", beruhigte sich der Württemberger und fragte, aus welcher Gegend der Kamerad stammte. Sicher wäre er Norddeutscher, was Halm zugab. Damit war auch mit diesem ein gewisses Freundschaftsverhältnis hergestellt, was hier unter Nachbarn manche Vorteile hatte.

„Der Würschtelberger," sagte der Berliner nachher, „der wollte wohl ooch uff de Bahre?" – „Ja, dem war sie auch versprochen." – „Na, denn is et man jut, det de so fix bei der Hand jewesen bist. Weeßte, der Würschtelberger, der sollte man ruhig unten liegen bleiben. Da hat er doch seine Korporalschaft beisammen. Det sind nämlich lauter junge Flapse, die Würschtelberger, und die bemuttert der Olle so jewissermaßen. Du mußt et mal anhören, det Morjens, wenn jeweckt wird,

da weckt er se ein nach dem anderen und nachher missen se sich allesamt lausen, und wenn se nich jehorchen, setzt et 'n Donnerwetter."

– Der Gang um das Lagergerüst war durch den Abtransport der Gruppe Dresden etwas leerer geworden. Die da noch übrig blieben, konnten sich jetzt in den Nischen lang legen. Doch nach drei Tagen kam schon wieder neuer Zuwachs, und zwar mitten in der Nacht. Es mußten lauter Sachsen sein, denn man hörte immer nur diesen Dialekt. Die Ankömmlinge waren höchst entrüstet, daß sie keinen Platz mehr fanden und auf der Erde kampieren sollten. Es gab viel Gezänk und Gequängel unter ihnen, bis sie glücklich zur Ruhe kamen. Der sächsische Dialekt wies prachtvolle Schimpfworte auf, worüber sich die Zuhörer heimlich amüsierten. „Man mecht et sich uffnotieren", flüsterte der Berliner, von Lachen geschüttelt.

Alle Augenblicke wurden sie an den Beinen gerüttelt. „Habd 'r denne gar geen Blatz mehr ibrig? Nich den gleensten?" – „Nich den gleensten", sagte der Berliner dann immer wahrheitsgetreu. Spät in der Nacht, als sie sich schon längst beruhigt hatten, kam noch einer heran und rüttelte an Halms Füßen. „Habd 'r denne geen Mitleid mit'n alden Gameraden? Ich hab's goddverdimmich in de Gnochen un gann nich uff em Boden liegen – nu rüggt doch emal e bißchen zusammen, Gameraden, ich will mich ja auch ganz dünne machen." Als sich niemand rührte, kletterte er einfach hinauf und legte sich unten quer vor die Füße. Die trampelten ihn aber mit und ohne Absicht bald wieder herunter, so daß der arme Teufel doch zuletzt unten auf dem Boden hockend, die Nacht verbringen mußte.

Die Sachsen waren auch alle des Glaubens, daß hier das Sammellager wäre, und begriffen nicht, daß vor wenigen Tagen noch ein Transport zur Arbeit kommandiert war.

Es dämmerte allen langsam, daß es doch noch nicht so schnell gehen würde mit der Heimreise. Der Berliner war sogar ganz skeptisch. „Ick gloobe nich eher an die Heimfahrt," sagte er, „ehe ick nich wieder bei Muttern bin. Dem Schangel is nich zu trauen." Der Württemberger wurde bald ständiger Gast am Fußende von Halms Lager. Er hatte immer allerlei Fragen auf Lager, die er gewöhnlich mit seinem treuherzigen: „Was meinscht, Kamrad –" einleitete. Er interessierte sich hauptsächlich für politische Dinge und sein Vertrauen zu Halms Ansichten darüber war so groß, daß er seinen jungen Landsleuten immer nachher alles Wort für Wort wieder erzählte.

Halm lernte auch einen direkten Landsmann kennen. Es war ein junger hannoverscher Student, der ihm zu Kopfende nach der anderen Seite zu lag. Er erzählte in einem fort von zu Hause und sein liebstes Thema war das Kochen. Die schönsten Gerichte wußte er zuzubereiten, und kein Vergleich war ihm treffend genug, um klarzumachen, wie herrlich sie schmeckten. Da drüben hatte er geduldige Zuhörer, aber diesseits war man weniger erbaut von seinem Gefasel, das nur über die eigene Misere hinwegtäuschen sollte. Der Berliner meinte: „Davon kriegt man ja erst recht Kohldampf", und er verbat sich einmal energisch die Kocherei auf der anderen Seite.

Halm kam mit dem Hannoveraner ins Gespräch, als sie die obligate Karte nach Haus schreiben durften. Da fanden sich wieder allerlei Leute ein, die nicht Lateinisch konnten, der Berliner rechts, der Westpreuße links, und von unten brachte der Württemberger außer seiner Karte gleich noch zwei von seinen Landsleuten mit.

Jenseits fungierte der Student als Schreiber. Er rief einmal lachend herüber: „Hast du auch soviel zu tun, Landsmann? Bei mir ist Hochkunjunktur, kein Mensch kann lateinisch schreiben." Und einen Augenblick später fragte er leiser:

„Nimmst du auch Brot dafür?“ – „Ich? Unsinn,“ sagte Halm entrüstet, „wie soll ich dazu kommen?“ – „Warum denn nicht?“ meinte der Student, „siehst du, mir bieten sie es direkt an. Eine Scheibe für eine Schreibe. Das macht für den einzelnen nicht viel aus, für mich aber viel bei der Masse.“ Halm hielt ihm vor, daß solch eine Handlungsweise bei der knappen Kost nicht schön von ihm wäre. Jener wurde verlegen. Man sah, wie es in ihm stritt – die anständige Gesinnung gegen den Hunger. „Du hältst es vielleicht auch eher aus als ich,“ sagte er nach einer Weile, „du bist älter, Landsmann – mindestens zehn Jahre älter als ich, wenn ich mich nicht täusche. Und damit bist du durchgefuttert – stimmt's? Guck dir aber mal meine zwanzigjährigen Knochen an – wie klapprig die noch sind. Ich freß mich ja selbst bald auf vor Kohldampf. Laß mich nur machen hier mit meinem Geschäft – die Leute geben's mir ja ganz gerne.“ Damit beruhigte er zugleich sein Gewissen und bot sich weiter mit seiner hellen Stimme als Kartenschreiber an. Er erreichte jedenfalls, wenn ihm auch nicht jeder Brot für die Arbeit gab, daß er am Abend seine eigene Brotration verdoppelt sah.

Der Berliner Bierfahrer ließ seiner Frau schreiben, sie solle umgehend ein Paket mit Zigarren und Tabak abschicken. Er versprach Halm, davon einen bestimmten Prozentsatz an ihn abzuführen. Der Württemberger verlangte von seiner Frau ein möglichst großes Fettpaket – vom letzten Schwein. „Wenn's ankommt, kriegscht ebbes ab“, versprach auch er. Da wandte sich Halm nach dem Hannoveraner um und schlug ihm vor, es doch auch so zu machen, wenn die verlangten Pakete kämen, sich davon einen Anteil zu sichern. „Da lauere ich nicht drauf,“ sagte der über die Schulter hinweg, „meinste denn, hier käme was an? Bis jetzt hat noch kein Mensch Post gekriegt.“

Halm schrieb an Erika, sie möchte sich seinetwegen nichts entziehen. Nur fleißig schreiben, immer wieder schreiben. Ihm ginge es gut. Keine Sorgen machen. – Mehr ging ohnehin nicht auf die Karte.

Die Sorge um ihr Ergehen quälte ihn mehr als das eigene Ungemach. Er las ihren letzten Brief immer und immer wieder und seine Phantasie malte angstvolle Möglichkeiten um den lakonischen Satz: Der Arzt hat gesagt, die Lunge ist angegangen. Er fragte den Berliner, den Württemberger, wie das damit wäre – ohne zu verraten, daß es sich um seine Frau handelte. Die Antworten waren wenig tröstlich. Der Berliner war besonders pessimistisch. In diesen Zeiten kommt keiner mit so was durch, meinte er. Seine Schwägerin war vor einem halben Jahr daran gestorben. Auch nach der Grippe. Sie hatte die „galoppierende" gekriegt – drei Wochen nur, da war sie hinüber gewesen. Der Württemberger meinte, so was könnte sich ja auch wieder verkapseln, aber dann müsse der Kranke viel Fett essen –.

Ach Fett – das war's ja eben! Erika, Erika, Liebste, daß nur Du mir erhalten bleibst, sonst hat ja dieses ganze Durchhalten keinen Sinn mehr, sonst erlahmt der Wille, der die Maschine hier drinnen noch zum Weiterarbeiten zwingt. Und ist seine eiserne Energie nicht dahinter, läuft sie matter, setzt vielleicht aus –.

Er war fest entschlossen, sich hier Gesundheit und Kraft solange wie möglich zu erhalten. Er sparte mit Worten, mit Schritten und Bewegungen überhaupt, damit die geringe Nahrung nur für die notwendigsten Aktionen der Maschine blieb. Er benutzte den ganzen Vormittag dazu, sich und seine Kleidungsstücke zu säubern, was auch den Vorteil hatte, daß dadurch die Zeit bis zum Essen schneller herumging. Da es kein Wasser im Lager gab – es waren nur zwei Pumpen im

ganzen da für die zehntausend Mann, lediglich für die Küchen – so nahm er einfach den Kaffee zum Waschen. Der Durst war eher auszuhalten als die Unsauberkeit. Und für Flüssigkeit im Magen sorgte die Mittagsportion wirklich genug.

Und jeden Morgen von neuem begann der wütende, verbissene Kampf gegen die Läuse. Dieses Geschmeiß hatte hier herrliche Zeiten. Es sog sich die blassen Körpersäcke voll von dem Saft der Menschen und feierte im Wohlgefühl seines Daseins Hochzeit auf Hochzeit. Sie waren nicht auszurotten und wenn man noch so verzweifelt gegen sie anging. Sie marschierten des Nachts in Gruppenkolonnen an den Pfosten hinauf und hinab, sie spazierten von Decke zu Decke, mit lüsternem Rüssel immer neue Opfer suchend, sie fielen in Massen von den oben Liegenden auf die unteren und scheuchten den Schlaf mit ihrem nervenpeinigenden Gekitzel und Gekrabbel – ekelhafteste aller Geschöpfe, ekler noch als Nattern und Kröten – wenn die Fliegen des Teufels Nasendreck sein sollen, dann sind diese todsicher von seinem After! –

Wenn man sie nur mit Feuer und Rauch vertilgen könnte wie die Millionen Fliegen in Galizien, aber hier ging der Kampf gegen jede einzeln, gegen jedes Ei besonders, und immer wieder vom neuem jeden Morgen. Decken, Mantel und Zeltbahn, das Leinen der Bahre, jede Naht im Rock, Hemd und Unterzeug wurden sorgfältig abgesucht, und wo solch ein graues Wesen hockte, müde vom Taumel der Nacht und voll von Menschenblut, da wurde ihm mit dem Daumennagel das Dasein zerknackt.

Nach beendeter Jagd wurde dann ein kleiner Spaziergang im Lager unternommen, inzwischen ertönte das Essensignal, die Schlange stellte sich wieder auf – heute die eine Kompanie zuerst, morgen die andere – und wand sich an der Küchenbaracke vorbei. Am ersten Schalter gab es einen Schlag

Suppe — immer dasselbe, jeden Tag dasselbe: eine dünne Reissuppe mit etwas Kartoffelschale darin — am zweiten Schalter das Fleisch. Dieses war noch das Beste vom Essen. Es war ein etwa handtellergroßes Stück von Zentimeterdicke und schmeckte gut, besser noch als das zähe Rindfleisch, das es zuletzt bei den Preußen gab.

Nach dem Essen legte man sich auf die faule Haut bis vier Uhr, dann war Appell und hinterher noch Brotempfang. Damit war der Tag zu Ende, und da es hier weder Licht noch Öfen gab, wickelte man sich in die Decken, döste und schlief bis zum andern Morgen um sechs, wo der labberige Kaffee ausgegeben wurde.

Offiziell gearbeitet wurde nicht. Jede Kompanie stellte zwar täglich eine Gruppe Holzholer für die Küche, doch dazu meldeten sich immer genug Freiwillige, die für sich selbst Holz mitbringen wollten oder die hofften, in den Unterständen draußen noch Konserven zu finden.

Die Unteroffiziere, die auch hier gesondert lagen, schafften einmal einen Ofen mit herein, da die Kälte immer empfindlicher wurde. Das gab sofort böses Blut, denn der Rauch blieb in der Baracke und vergiftete die Lungen derer, die unterm Dach lagen. Und das bißchen Wärme drang nicht über die Unteroffiziersecke hinaus. Da sie den Ofen nicht entfernten, machten die im Gang, die sich tagsüber nicht in Decken wickeln konnten, weil sonst die Passage behindert wurde, auf der Erde Feuer an. Die unterm Dach erstickten bald vor Rauch, aber Rücksichten gab es hier nicht. Sie mußten eben sehen, daß sie anderswo unterkamen, und gruben sich draußen vor der Baracke wie Maulwürfe in die Erde ein.

Eines Nachts wurde Halm von einem grauenhaften Stöhnen wach, das schon eine ganze Weile vorher in seine Träume — dunkle, beängstigende Bilder heute, die um Erika kreisten —

gedrungen war. Er fuhr auf und horchte mit klopfendem Herzen. Auch der Berliner war munter. „Da hinten is et", flüsterte er. „Ist denn das wirklich?" fragte Halm verwirrt, „ich dachte, ich hätte nur geträumt." – „Nee, det is wirklich. Da hinten wimmert eener zum Gottserbarmen." Jetzt fing es wieder an – hastig abgerissenes Gemurmel zuerst, dann ein Wort – immerfort wiederholt und allmählich deutlicher werdend: „Mutter, Mutter – Mutter –" unaufhörlich dasselbe, wie aus namenloser Angst hervorgestoßen, bis zuletzt wieder dieses schauerliche Stöhnen daraus wurde.

Viele waren wach in der Baracke. Man hörte aufgeregtes Sprechen. „Schafft ihn doch fort!" – „Ins Revier mit ihm, das kann ja kein Mensch mit anhören!" Doch einer, der wohl in der Nähe des Kranken lag, rief dazwischen: „Wie sollen wir denn jetzt ins Revier kommen? Es kann doch kein Mensch raus aus dem Lager." – „Wenn hier des Nachts eenen wat zusteeßt," sagte der Berliner bitter, „da jibt's keene Rettung nich – und wenn er verrecken muß." – „Der stirbt auch," flüsterte der hannoversche Student übers Kopfende weg, „das ist Agonie – nun schon der dritte Fall, den ich in dieser elenden Baracke erlebe." – „Mensch, ick denke, du studierst Medizin, kannst du ihm denn nich en bisken helfen?" – „Womit denn? Ich habe doch keine Arzenei hier." – „Nun – ick meine man, so 'n bisken zureden. Det hilft doch auch öfter." – „Nichts, gar nichts zu machen," seufzte der Mediziner.

Bis zum Morgen quälte sich der Sterbende noch, dann verstummte er plötzlich. Gleich darauf trällerte das Clairon des Trompeters vorm Tor seine lustige Melodie zum Wecken. Es klang wie Hohn auf diese Nacht – –.

Die Gefangenen griffen zu den Eßnäpfen, kletterten an den Wänden, an Pfosten und Balken herab oder kamen von unten hervor wie aus der Erde gekrochen und eilten hinaus, um

Kaffee zu empfangen. In der Schlange geriet Halm zwischen Leute, die in der Nähe des Toten lagen. „Er hat die Ruhr gehabt," erzählte der eine, „dreimal hat er sich krank gemeldet, aber sie haben ihn nicht ins Revier gelassen. Hier kommt einer wahrhaftig nur als Toter raus, wenn ihm was fehlt." – „Ich habe mich auch schon mehrere Male krank gemeldet," sagte der andere, „aber ins Revier kommen is nich. Dabei geht das Blut bei mir nur immer so weg. Ich will jetzt auch gar nicht mehr hin. Bei dem französischen Arzt muß man ja doch die reine Pferdekur durchmachen. Wo es hilft, da hilft's, sonst heißt es eben: verrecke, du Hund! Das ist die reine Hölle, in der wir hier sind!"

Beim Appell brach auch ein Mann im Glied zusammen. Die nächsten faßten ihn unter die Arme und legten ihn auf ein Spitzzelt. Sein Gesicht war so bleich wie die Zeltleinwand. Halm war dieses Gesicht bekannt. Es war ein Gefangener, der ihm gegenüber im Gang lag und zusammen mit seinem Kameraden bei dem kleinen Feuer hockte, das die beiden Tag und Nacht in Glut hielten. Er schien zuviel Rauch geschluckt zu haben. Der Franzose ließ ihn, vielleicht, weil der Todesfall in der Nacht vorgekommen war, sofort ins Revier schaffen. Dort starb er aber noch am selben Tag. Der Feldwebel machte es am nächsten Tag bekannt – Rauchvergiftung, der Arzt lasse die Leute warnen. Wer hier stürbe, hätte es sich selbst zuzuschreiben. Eine ungeheuerliche Behauptung! Die Hauptschuld lag doch daran, daß hier für nichts gesorgt war.

Immer mehr Leute brachen von da ab beim Appell zusammen. Es wirkte wie eine Epidemie – wo einer lautlos hinsank, von den Nachbarn meist schon aufgefangen, ehe er zu Boden fiel, da folgten ihm sofort andere in der Nähe nach. An einem Morgen lagen zehn Mann drüben auf den Spitzzelten. Der Franzose, der zum Zählen kam, warf nur einen

gleichgültigen Blick auf sie und notierte ihre Zahl als „malades“. Auch der Offiziersstellvertreter kümmerte sich nicht weiter darum.

Er war überhaupt ein unsympathischer, verschlossener Mensch. Man hatte das Gefühl, als ob er mit innerer Verachtung von seinen Landsleuten dächte. Er vermied jede Berührung mit ihnen und sprach nur das Allernotwendigste. Er hatte die Aufgabe, im Lager für Ordnung zu sorgen; aber selten betrat er die Baracke, als ob er fürchtete, sich dort Läuse oder Krankheiten aufzusacken.

Die Franzosen kümmerten sich überhaupt nicht darum, wie es im Lager aussah. Außer zum Zählen kam nie einer in den Camp, und den Lagerkommandanten kannte kein Mensch.

Die deutschen Kompanieführer waren auch dafür verantwortlich, daß niemand ausriß. Aber das hatte hier keine Gefahr. Das Lager war hoch und dreifach umzäunt. Der Draht obendrein elektrisch geladen. Jenseits von der Höhe drohten Maschinengewehre herab und alle fünfzig Meter stand ein Posten, des Nachts sogar doppelt und bei hellem Wachtfeuer.

Der Weg zur schönen Außenwelt ging durch Tod und Verderben oder es bedurfte langer Vorbereitungen, um da hindurch zu kommen. Zu Husarenstreichen aber fehlten Mut und Kraft.

Der Offizierstellvertreter wohnte zusammen mit dem Kompaniedolmetscher in einem sauberen, behaglichen Holzhäuschen, weit von der großen Baracke entfernt, aber dicht bei der Küche. Betreten durfte das niemand. Wer Wünsche hatte, mußte sie durch ein Schalterfenster hereingeben. Aber besser war es schon, man ging überhaupt nicht hin, der Feldwebel sagte ja doch zu allem: nein. Und der affektierte Dolmetscher tat hoheitsvoll wie ein Leutnant.

Die Gefangenen waren davon überzeugt, daß alle diese Kommandierten im Solde der Franzosen standen. Der Kompanieführer von der ersten, ein Württemberger, hatte sogar stets einen Stock bei sich, mit dem er zuschlug, wo es gerade traf. Fast jeden Tag waren sie Zeugen, wie der Rohling da drüben seine Leute prügelte.

Es war nicht nur nervöse Schwäche, die die Gefangenen zusammenbrechen hieß, wenn sie stillstehen sollten – die Krankheiten griffen immer mehr um sich. Besonders Ruhr und Malaria verbreiteten ihre Keime auf alle mögliche Weise, durch das Brot, das andere Hände berührt hatten, durch die Läuse, die sie in das Blut impften, auf der Latrine, wo sie vom blutigen Auswurf emporgewirbelt wurden zu Millionen. Viele Leute verfielen aus Verzweiflung dem Dösen, dieser unheimlichen Apathie, die allen Lebenswillen mordete.

Seitwärts im Gang lag solch ein Willenloser. Er hockte, wann man ihn auch sah, auf seinem Lager, die Decken über den Kopf gezogen, stumm und teilnahmslos wie eine lebende Mumie. Die Glut seiner sehnsüchtigen Träume verzehrte ihn innerlich, wie ihn von außen die Läuse zerfraßen, von denen er sich nie befreite. Alle Versuche der anderen, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln, waren vergeblich – aus dem dumpfen, modrigen Verließ der Decken kam nie eine Antwort. Nur beim Essenholen und Appell sah man sein erschreckend bleiches und abgezehrtes Gesicht. Die dunklen Augen waren wie leblos und schienen immer tiefer in ihre Höhlen zurückzusinken. Bald behielt er auch des Nachts seine hockende Stellung bei, und schließlich ging er nicht einmal mehr zum Essenholen. Als er dann auch beim Appell fehlte, wurde er krank gemeldet, aber zum Arzt kam er nicht. Da er dann aber überhaupt keine Nahrung mehr zu sich nahm und der Gestank aus seinen Decken immer widerwärtiger wurde, rüttelten ihn die Nachbarn ener-

gisch auf und schleppten ihn zum Kompaniefeldwebel. Der schrieb endlich einen Schein zur Aufnahme ins Revier. Der Unglückliche wurde dorthin getragen, aber es war schon zu spät. Eine Stunde danach starb er, sein Lebenslicht erlosch, verglomm wie eine trübe Flamme, weil er ihm das Öl des Lebenswillens entzogen hatte.

Der Württemberger hatte ihn mit hingeschafft und bis zur letzten Minute bei ihm ausgehalten. „Weischt, Kamrad," sagte er nachher zu Halm, „das isch ja Selbstmord, wie er im Buche steht. Wenn einer von meine jungen Landsleut da unten so anfangen sollt zu dösen, ich hau ihm in de Freß, bis er zu Verschtand kommt. Das duld' i net bei uns. Das laß i schon gar net hochkommen."

Die Verantwortung, die sich der Alte da für seine jungen Landsleute aufgeladen hatte, war heroisch genug angesichts der Mut- und Hoffnungslosigkeit, die allmählich immer weiter um sich griff. Es wurde allen immer mehr zur Gewißheit, daß an eine Heimreise in langer Zeit noch nicht zu denken war. Und besonders dieses Unsichere ihres Schicksals bedrückte die Gefangenen. Von draußen kam keine Nachricht herein. Nicht einer erhielt Post, kein Brief, kein Paket wurde ausgeliefert, obwohl jeder davon überzeugt war, daß seine Angehörigen daheim alles taten, ihm sein schweres Los zu erleichtern.

Zeitungen waren natürlich ganz verboten; die Posten, die die Holzholer begleiteten, zuckten die Achseln, wenn sie mit Fragen bestürmt wurden. Sie wußten auch vielleicht selber nichts.

So, von aller Welt abgeschnitten und einer Macht ausgeliefert, die von blindem Haß erfüllt war gegen alles Deutsche, kam den Gefangenen eine Ahnung, ein furchtbarer Verdacht, als sollten diese Zehntausend hier büßen für das, was man dem deutschen Heere während des Krieges an Grausamkeiten

vorgeworfen hatte. Wer wollte auch Frankreich daran hindern, sie hier in dem weltfernen Winkel, eingeschlossen wie in einen großen Sarg, lebend verhungern und verfaulen zu lassen? Die Geschichte wies ja Beispiele genug auf von solchen unmenschlichen Racheakten der Sieger, ohne daß diese je zur Verantwortung gezogen wurden dafür. Und das Vaterland war jetzt macht- und wehrlos.

„Weischt, Kamrad," erzählte der Alte weiter, „jetzt hab i aber mal schpitz gekriegt, was ein'm im Revier erwartet. I sag dir, nix wie halbe Leichen siehst darin. Hier darf man net krank werden, da isch es glei aus. Wer also die Ruhr hat, kriegt jeden Morgen ein Liter fette Pferdebouillon, sonst nix den ganzen Tag. Und das so acht Täg lang. Stell dir das mal vor – fette Roßbrüh' bei Ruhr, beim Michel kurierten sie so was mit Haferschleim, das laß i mir schon eher gefallen. Aber hier kriegst doch das Kotzen, wenn du das nur hörst. Aber das isch dene Doktorsch alles glei – kommst du durch, so kommst du durch, sonscht gehscht eben kaput. Weischt – i glaub's auch bald, dene Schangels isch es nur darum z'tun, uns aus d'r Welt z'schaffe." Am nächsten Tag brachte er die Nachricht, daß auch das Fleisch für alle Gefangene Pferdefleisch wäre – „und die Grumbeere schtampfe sie mitsamt der Schale in de Supp'! So was muß unsereins hier nu reinfresse – da wär man doch lieber beim Michel verhungert – gell?"

Halm wollte nicht an das Pferdefleisch glauben. Eines Morgens jedoch, als er fröstelnd und sehnsüchtig durch den Zaun auf die Berge starrte, hinter denen die Heimat lag, sah er etwas entfernt vom Lager ein Lastauto halten, auf dem sich ein halbes Dutzend Pferde befand. Die Klappe wurde heruntergelassen, zwei Poilus kletterten hinauf und zogen und zerrten unter Hieben, Flüchen und Gelächter einen Gaul nach dem andern herab. Bei vieren gelang das, es waren magere, ab-

getriebene Tiere, die hinkend und alle paar Schritte stolpernd dann weitertrabten. Die beiden letzten brachen zusammen, wurden auf die roheste Weise herabgezerrt und in den nächsten Granattrichter gewälzt. In einiger Entfernung standen Kriegsgefangene, die Schlächter. Sie lockten jeden Gaul einzeln heran und hieben ihn vor den Kopf, daß er wie der Blitz zusammensackte, worauf er sofort zerlegt wurde. Das also gab das Fleisch für die Kriegsgefangenen. Geschöpfe, die ebenso ausgemergelt und verbraucht vom Kriege waren wie sie, mußten den letzten Rest ihres Daseins dazu lassen. Er mochte tagelang kein Fleisch mehr sehen.

Eine Zeit der Mutlosigkeit folgte. „Warum", sagte er sich, „soll ich mich jeden Morgen von neuem zwingen, dieses elende Leben zu erhalten? Das Beste ist, es zu machen wie jene, die sich in den Tod hineinphantasierten, sich mit schönen Bildern belügen und die Gegenwart einfach verleugnen. Eine Welt, die solchen Jammer birgt, lohnt das Aufihrbleiben nicht."

Aber dann riß er sich doch wieder zusammen. Das Leben bot noch so manchen Reiz, der stärker war als die augenblickliche Verzweiflung. Da war Erika, die so vertrauend auf seine Heimkehr wartete, um so mehr jetzt, wo sie krank lag. Da war Deutschland, die geliebte Heimat, die nun, geschändet und geächtet von aller Welt, erst recht jeder Hand, jedes Geistes bedurfte, um wieder zu Ehren zu kommen. Es war ja nicht anders zu denken, als daß jeder Deutsche nun mit Begeisterung an die Erneuerung des Reiches gehen würde. Er glaubte die Wesensart seiner Nation genug zu kennen, um zu wissen, daß sie jetzt, wo ganze Arbeit vor ihr lag, voller Einmütigkeit und Schaffensfreude das Werk beginnen würde. Der große, schöne, ideale Gedanke, auf den Trümmern des alten Reiches ein neues, besseres zu errichten, müsse doch alle Deutschen durchdringen. Es würde wieder so sein wie beim Kriegsausbrauch, alles

würde willig die Hand dazu reichen. Damals war das doch eine gewaltige Belastungsprobe für die Einigkeit der Deutschen gewesen, die glänzend bestanden war. Jeder hatte Gut und Blut geopfert, Arbeiter wie Millionär und jeder hatte dem andern ins Herz geblickt – nun müßten aber auch endgültig alle Standes- und Blutgrenzen fallen, jeder Befähigte den Weg nach oben finden, Deutschland das fortschrittlichste Land der Erde werden: alte Kultur vereint mit modernsten Erkenntnissen. Es würde eine Lust sein, in Deutschland zu leben und zu wirken. Deutschland, heiliges Vaterland – Deutschland über alles –.

So rang er sich an diesem Optimismus wieder zu neuem Aushalten durch.

Eines Tages wurde der Camp nebenan, der bis dahin noch frei gewesen war, mit Elsässern belegt. Sie sollten hier ihre Freilassung erwarten, die bei diesen Glücklichen jeden Tag erfolgen konnte. Sofort begann ein lebhafter Tauschhandel durch den Zaun. Die Elsässer konnten an Tabak kommen und verhandelten ihn an die Deutschen mit gutem Profit. Was noch an Geld, an Taschenuhren und irgendwelchen Wertsachen vorhanden war, wanderte hinüber gegen Zigaretten und Tabak. Und damit kam neues Elend ins Lager. Die ausgemergelten Körper vertrugen das scharfe Tabakgift nicht. Besonders die jüngeren Gefangenen verfielen der Leidenschaft des Zigarettenrauchens und siechten mit ihren wenig widerstandsfähigen Körpern dann meist rettungslos dahin. Als das Geld ausging und das letzte Wertstück fortgegeben war, entzogen sie sich das Brot. Das Hungergefühl wurde dann durch Lungenzüge betäubt, so daß sie zuletzt naiv begeistert erklärten, sie könnten das Brot überhaupt entbehren, wenn sie nur genug zu rauchen hätten. Die meisten büßten diesen Irrtum mit dem Tode. Mit einer Scheibe Brot, die mit Herzklopfen abge-

schnitten wurde, um Tabak für eine Zigarette dafür zu erlangen, begann, mit verräucherter Lunge und eingeschrumpftem Magen, mit völliger körperlicher und geistiger Verwahrlosung endete diese Tragödie der Hemmungslosigkeit. Brot und Fleisch wurden restlos weggegeben, die Suppe, die nicht eingetauscht werden konnte, verweigerte der Magen – aber Lungenzüge, Lungenzüge von morgens bis abends. Die Augen wurden stier, die Haut lag schlaff und faltig auf den Knochen und war widerstandslos den Läusen preisgegeben. Wenn der Tod nicht barmherzig ein plötzliches Ende machte, meist im Schlaf an Herzschwäche, dann spielte der letzte Akt noch im Krankenrevier, ging es gnädig, für einige Stunden, oft aber quälte sich solch ein Unglücklicher noch tagelang, bis das letzte bißchen Leben verhaucht war und das ausgemergelte Skelett in die schon bereitstehende, roh gezimmerte Kiste geworfen und irgendwo verscharrt werden konnte.

Die Älteren und Vernünftigeren richteten mit ihren Ermahnungen nichts aus, wer einmal auf diesem Wege war, ließ sich nicht aufhalten. Der Württemberger ging darum bei seinen jungen Landsleuten gleich so drakonisch vor, daß das Rauchen bei ihnen schon gar nicht aufkam: als einer einmal mit etwas Tabak ankam, setzte es gesalzene Ohrfeigen. Aber wer von den Älteren brachte sonst so viel Energie auf, und welcher Jüngere hätte sich so geduldig bevormunden lassen wie dieses halbe Dutzend Schützlinge des Stuttgarters, die solch eine Maßregelung noch als selbstverständlich ansahen?

Auch Halms Gruppenführer, Wuttke, verfiel bald der unseligen Leidenschaft. Er war selbst ein halber Knabe noch, der gern von seiner Mutter erzählte, und in der Viertelstunde vom Antreten bis zum Abzählen erfuhr Halm allmählich so viel von dieser vortrefflichen Frau, daß er sie bald wie seine eigene Mutter kannte. Wuttke malte besonders gern die Heimkehr

aus und wußte sich nicht genau zu tun in kindlichen Schilderungen, wie seine Mutter ihn empfangen und was sie alles für ihn kochen und backen würde. „Weihnachten muß ich zu Haus sein," schloß er dann meist, „Weihnachten ist es bei uns am schönsten."

Eines Tages bot er Halm eine Zigarette an. Der wies sie heftig zurück. „Mann, rauchst du denn auch?" rief er, „laß das Zeugs weg, rate ich dir, du bist doch selbst nur noch eine Handvoll – willst du dich ganz zugrunde richten?" Er hatte einen gewissen Einfluß auf ihn und erreichte dadurch, daß der junge Mensch das Rauchen für einige Zeit ließ. Aber nur für kurze Zeit, dann gewann es wieder Macht über ihn und diesmal endgültig. Vorwürfe und Ermahnungen hörte er von da ab mit einfältigem, schuldbewußtem Lächeln und leisem Kopfschütteln an, um bei der ersten Gelegenheit sofort das unangenehme Thema abzuwenden, indem er von seiner Mutter erzählte. Weihnachten, ja Weihnachten müsse er unbedingt zu Hause sein, faselte er schon geradezu kindisch – wenn das aber nicht glücken sollte, müsse seine Mutter ein großes Paket selbstgebackener Sachen zurechtmachen und Halm solle von allem abbekommen – aber er dürfe auch nicht mehr so viel schimpfen, das Rauchen täte ihm gar nichts.

Eines Tages fehlte er beim Antreten. Halm meldete ihn krank und führte statt seiner die Gruppe. Der Offizierstellvertreter machte ein mißtrauisches Gesicht und verlangte, daß man ihn ranhole; da aber niemand wußte, in welcher Ecke der großen Baracke der Unteroffizier lag, bequemte er sich selbst und kam nach einer Weile wütend knurrend zurück.

Nach dem Appell suchte Halm ihn auf. Er fand ihn leicht. Nachbarn machten sich eben daran, ihn splitternackt auszuziehen. Er stand mit blödem Lächeln, dürr wie ein gerupfter Spatz, mitten unter ihnen im Gang. „Was fehlt dir?" fragte

ihn Halm – eigentlich überflüssig, denn der flackernde Blick des Kranken sagte ihm genug. „Er soll sich lausen," rief einer der Gedankenlosen, „das ist ja die reine Brutanstalt bei ihm." Wuttke redete irr. „Weißt du, Halm," begann er sofort wieder sein beliebtes Thema, „– wenn wir nur Weihnachten –". Da ging Halm kurzerhand zum Kompanieführer und stellte dem die Sache nochmal vor. Er ließ sich bereden, einen Aufnahmeschein für das Revier auszustellen, doch schon auf dem Wege dorthin starb Wuttke. Sein Weihnachten wurde ihm nicht bei der Mutter. –

Am nächsten Morgen verlas der Offizierstellvertreter wieder eine Bekanntmachung. Es kämen immer mehr Fälle von Nikotin- und Rauchvergiftung im Lager vor, künftig sei es streng verboten, in den Baracken Feuer anzumachen oder Lebensmittel gegen Tabak einzutauschen. Wer dabei betroffen würde, zöge sich schwere Bestrafung zu. So wälzte der Franzose die Verantwortung für das Sterben im Lager immer wieder auf die Gefangenen selbst ab.

Und was so der Tabak, den die Elsässer beschafften, unter den Körpern anrichtete, das bewirkten ihre „Parolen", die sie freigebig als Zugabe bei den Tauschgeschäften lieferten, auf die Gemüter der Gefangenen. Die Elsässer lasen französische Zeitungen, und was sie darin über Deutschland und das künftige Los der Kriegsgefangenen erfuhren, wurde getreulich durch den Zaun übermittelt. Danach gab es nicht mehr die geringste Hoffnung. Deutschland, erzählten die Elsässer, hätte seine Kriegsgefangenen bereits ausliefern müssen, und die berichteten zum Teil unerhörte Fälle von schlechter Behandlung drüben. Alle französischen Zeitungen ständen voll davon. Der Haß gegen die Barbaren jenseits des Rheins lodere hier überall wieder von neuem empor. Man fordere von der Regierung Vergeltungsmaßnahmen an den deutschen Kriegs-

gefangenen, die sich ja noch im Lande befänden. Gegenrepressalien an den eigenen Leuten seien ja jetzt nicht mehr zu befürchten.

Dazu kam, daß den Zeitungen nun der Stoff knapp wurde, wo die Kanonen schwiegen. So brachten sie Bilder und seitenlange Schilderungen von dem zerstörten Gebiet. Dabei wurden besonders die Verwüstungen beim letzten Rückzug der Deutschen hervorgehoben; und da man von den daran Beteiligten noch Zehntausende in der Hand hatte, sollten die dafür zur Verantwortung gezogen und nicht eher freigelassen werden, als bis der letzte Stein wieder aufgebaut und der letzte gefällte Baum wieder gewachsen sei.

Wenn auch viele Elsässer lediglich aus Haß gegen die Deutschen ihre Nachrichten durch den Zaun maßlos übertrieben, so blieb doch, diese bewußte Zukunftsschwarzmalerei abgezogen, immer noch genug übrig, um bei den deutschen Kriegsgefangenen die bitterste Verzweiflung aufkommen zu lassen. Und unter diesem seelischen Druck litten nun hauptsächlich die älteren, deren Herz durch Heim und Familie stärker an Zuhaus gefesselt war. Deutschland erschien ihnen wie ein führerloses Wrack, das immer weiter abgetrieben wurde, ihre Lieben jammernd und weinend darauf, und sie selbst sahen sich rettungslos den Wogen des Hasses preisgegeben.

Clemenceau, hieß es, hätte den Ausspruch getan, es seien zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt. Wer wollte den „alten Tiger", diesen erbittertsten Feind aller Deutschen, hindern, die halbe Million, die er hier unter der Pranke hielt, als erste zu zermalmen? Oder sie wie Galeerensklaven zeitlebens für Frankreich arbeiten zu lassen? Dieses Frankreich trug ja vor aller Welt das Ordium des gepeinigten und gemarterten, des unschuldig angegriffenen Landes – es war sein Recht, sich schadlos zu halten, und wenn es dabei über

die Grenze des Menschlichen hinausging, – hatte es nicht selbst auch unter dem Druck der „Barbaren" gelitten – jahrelang? So würden, sagten sich die Verzweifelten, wohl Gründe genug gefunden werden nach außen hin, um hier heimlich mit allen Mitteln welscher Brutalität die wehrlosen Gefangenen zu Tode martern zu können.

Auch Halm ließ nun wieder den Kopf hängen. Er sprach öfter durch den Zaun mit einem elsässischen Lehrer, den er von Galizien her kannte. Der Lehrer gehörte zu den Vernünftigeren drüben und war alles andere als ein blinder Deutschenhasser. Aber er bestätigte auch, was seine Landsleute erzählten. „Ihr werdet nichts zu lachen haben. Rechnet auf keinen Fall mit der baldigen Heimkehr," sagte er. „Die Erbitterung gegen euch ist zu groß, besonders bei den Bewohnern des zerstörten Gebietes. Und die sind augenblicklich lieb Kind in Frankreich, sie können verlangen, was sie wollen."

„Man möchte einschlafen und überhaupt nicht mehr aufwachen", rief Halm trostlos aus, als er das dem Württemberger wiedererzählte. Aber der Alte behielt den Kopf oben. „Kamrad, du hascht mir neulich selbscht gesagt, es gibt ein Weltgewissen und i glaub das ebenfalls. Alles, was sie uns jetzt antun, kommt ja doch mal raus, und dann isch der Franzos vor aller Welt der Blamierte. So schlau isch er aber auch, daß er das weiß, darum wird er es mit uns net mehr so lang weitertreibe wie bisher. Und er wird uns auch wieder heimlassen. Gelt – wir wollen uns zusammenreißen und net verzage, auf daß wir d' Heimfahrt doch noch erlebe –."

Mit solchen Worten richtete der treue, unverzagte Mensch auch manchen anderen wieder auf. Einmal hörte Halm, wie er zu seinen jungen Landsleuten über das Thema sprach: „Laß sie doch mit unserm Vaterland mache, was sie wolle, möge sie es vor aller Welt schlecht mache und möge sie alle Welt darüber

belüge – einmal kommt ja doch die Wahrheit ans Licht. Je mehr sie dann auf unsrer Ehre herumgetrampelt habe, um so besser für uns. Kommt's raus, daß das Meischte geloge war, dann glaubt dene Lumpe überhaupt kein Mensch mehr. Und wir haben gewonnenes Spiel. Unser Herrgott gibt uns den guten Namen schon wieder –."

Als neue Plage setzte dann der französische Winter ein mit seinen endlosen Regengüssen. Bald regnete es wieder Tag und Nacht ohne Aufhören. Der lehmige Boden Candors sog das herabströmende Wasser nicht auf und verwandelte die Oberfläche in tiefen Schlamm. Für die Ruhrkranken kamen neue Qualen. Die Latrine lag fünfzig Meter von der Baracke entfernt und jeden Morgen bezeichneten blutige Stellen, ja Schuhe und Stiefel, die im Morastflecken geblieben waren, den Weg bis dahin.

Man versuchte, die Wege passierbar zu halten, so daß sich der lehmige Teig zur Seite türmte wie der Schnee im Winter, aber der Regen weichte auch die neue feste Schicht sofort wieder auf. Es goß unaufhörlich vom Himmel herab, das Wasser strömte in die Baracken, die Leinwand der Spitzzelte sog sich prall voll und riß knallend in Fetzen. Die Belegschaft kam durchnäßt und frierend in die große Baracke, mit ihr die Leute, die sich draußen in den Erdlöchern eingebuddelt hatten und nun wieder vor der hereindringenden Flut flüchten mußten.

Wo diese sich in Tümpeln sammelte, wurde sie nutzbar gemacht und zum Waschen gebraucht. Damit brachte sie wenigstens ihr Gutes. Manche versuchten auch, den Durst damit zu löschen, aber das Wasser schmeckte unangenehm nach Rauch und Eisen. Da – es war wie ein Wunder und wurde von vielen auch als Wunder angesehen – entsprang eines Morgens direkt vor der Baracke eine starke Quelle. Es war klares, wohlschmeckendes Wasser in reicher Fülle.

In den anderen Camps sprach sich das Wunder schnell herum und der Zaun war von nun ab ständig belagert von Leuten, die um das kostbare Getränk baten. – Ein jugendlicher Kamerad brachte einen Zuber vom Holzholen mit herein, füllte ihn voll, zog sich splitternackt aus und stieg hinein. „Ach, da fühlt man sich mal wieder wohl!" rief er beglückt. Aber er zahlte schwer für diesen seltenen Genuß – eine Lungenentzündung folgte dem Bad und er mußte sein junges Leben in Candor lassen.

Allmählich wurde auch den Franzosen der Schlamm im Lager zu hoch. Der Adjutant, der zum Zählen kam, geriet ein paarmal bis zum Knie hinein; darum wurde angeordnet, daß die Gefangenen Holzroste arbeiten sollten. Jeden Morgen mußte jetzt das ganze Lager zum Wald hinauf und Holz heranschaffen, das dann in einer Tischlerei zusammengenagelt wurde. Zugleich sollten auch einige neue Baracken in Angriff genommen werden, wofür ebenfalls das Baumaterial aus dem Walde geholt werden mußte; das Krankenrevier wurde vergrößert, Küche und Dolmetscherbaracken beanspruchten bei der zunehmenden Kälte mehr Holz – so blieb es vorerst dabei, daß regelmäßig gearbeitet wurde.

Mißmutig darüber, daß er nun um seine Morgenstunden betrogen wurde, schob sich Halm am ersten Morgen des Holzholens in der langen Reihe der Gefangenen, die gleich nach dem Appell das Lager verließ, mit hinaus, wobei er die Hände tief in den Manteltaschen vergraben hielt. An der Küche war morgens obendrein bekannt gegeben, daß das Brot von jetzt ab erst nachmittags verabfolgt würde, und so hatten sie seit gestern mittag nichts zu essen bekommen. Der Magen knurrte entsetzlich. Die Gedanken drehten sich um leckere Gerichte, von denen das Wünschenswerteste im Augenblick Schwarzbrot und Speck waren – kräftiges, schönes Friedensbrot und herrlichen

weißen Speck, ach, wenn man sich doch daran erst mal wieder satt essen könnte! Wenn diese Zeit erst wiederkommt, nahm er sich vor, dann werde ich zum Frühstück nichts anderes mehr essen als Brot und Speck, alle Delikatessen der Welt sind ja nichts dagegen.

Um aus dem Lager zu kommen, mußte man mehrere Türen passieren. Die erste war die des eigenen Camps, dann wurde ein freier Platz überquert, auf dem die Küchen standen, und am äußersten Ende die Baracke des Dolmetschers vom Lager – wieder ein Tor, danach der breite Gang, der rings um das ganze Lager führte, und dann erst das Haupttor.

Kurz vor diesem ging durch die Reihen der Holzholer der Zuruf: „Hände aus den Taschen! Weitersagen!" Halm schrak aus seinem Speck- und Schwarzbrotdösen auf und riß instinktiv die Hände aus den Manteltaschen. Zugleich drehte er sich um, die Warnung weiterzugeben. Aber da wurde er plötzlich grob angefahren: „Was hast du dich umzugucken, Kerl?" Am Tor stand ein Franzose, das brutale Gesicht wütend auf den Prisonnier gerichtet und in der Hand einen drohend erhobenen Knüppel. Daß er zur französischen Armee gehörte, deutete allerdings nur die blaue Mütze der Alpenjäger und der Waffenrock an – die Hose war aus deutschem Feldgrau in dem Schnitt, wie sie von den Trainsoldaten getragen wurde – also ein Elsässer. Und zwar war es, Halm erkannte ihn bei näherem Zusehen wieder, derselbe, der auf dem Lyzeumshofe in St. Quentin die Gefangenen über die Köpfe geschlagen hatte. Hinter Halm erwischte er wieder ein Opfer. Er schlug einem Mann mitten ins Gesicht. „Nimm die Hände aus den Taschen, du Schweinepuckel!" brüllte er dabei.

Der Getroffene heulte wild auf und verbarg das Gesicht in den Armen. Halm trat auf ihn zu, obwohl ein Posten mit ängstlich drängendem: „Allez, allez!" zum Weitergehen auf-

forderte. „Ist was kaputt – gebrochen?“ fragte er. „Ich weiß nicht,“ rief jener, vor Wut und Schmerz schluchzend. Halm befühlte das Nasenbein, der Knochen schien heil geblieben zu sein, die Nase blutete nur stark. „Hast du kein Taschentuch? Wisch dir das Blut ab. Draußen finden wir vielleicht Wasser.“ – „Den Kopf aufrecht halten und die Nase zusammendrücken“, riet ein anderer; aber der Geschlagene, der willig alles tat, was man ihm sagte, konnte es vor Schmerz nicht aushalten, so nahmen ihn einige unter den Arm und führten ihn fort.

Auf der Landstraße wurde alles schnell in Gruppen eingeteilt, deren jede einen Posten bekam, und hinauf ging es zum Walde.

Um den Mann kümmerte sich jetzt ein hochgewachsener Kamerad, dessen Gesicht ein sympathisches Gefühl einflößte. Er hatte leuchtend blaue Augen und eine klare Stirn. Der Aussprache nach mußte er Rheinländer sein. Er redete dem Geschlagenen gut zu und erreichte bald, daß sich dessen Aufregung legte. Dann sprach er mit dem Posten in tadellosem Französisch. Als sie außer Sicht des Lagers waren, ließ der anhalten, damit das Blut in einer Pfütze abgewaschen werden konnte.

„Das sind Lumpen,“ wandte sich der Rheinländer dann an Halm, als sie weitermarschierten, „wir sind hier verdammt, verraten und verkauft. Den Elsässer am Tor hast du doch wiedererkannt?“ – „Aber sicher, Mensch! Das war doch der Lump aus St. Quentin. Das Gesicht vergesse ich im Leben nicht.“ – „Ich erkannte ihn auch schon von weitem. Mir hat er damals einen über den Kopf gepfeffert und ich würde ihn unter Tausenden rauskennen. Ich erkundige mich auch noch, woher der Kerl ist, den Hieb schenke ich ihm nicht. – Gemein, daß sie uns auch gerade den hier als Büttel hergesetzt haben –.“

Ein anderer Gefangener, der schon öfter mit zum Holzholen draußen gewesen war, mischte sich ein: „Er steht schon lange am Tor, immer mit dem Knüppel in der Hand, und der französische Adjutant neben ihm schlägt mit der Reitpeitsche zu. Der Elsässer muß auch die Leute ins Prison bringen. Die treibt er dann erst durch den langen Gang ums ganze Lager herum, barfuß, und immer mit dem Knüppel hinten drauf." – „Unerhört!" rief der Rheinländer entrüstet, und seine blauen Augen flammten. „Doch, das ist Tatsache," behauptete der andere fest und lebhaft. „Ich habe es selber oft genug gesehen, wenn wir des Mittags vom Holzholen zurückkamen. Wenn einer ins Prison kommt, muß er barfuß gehen und darf nur seinen Anzug mitnehmen. Mantel, Decke und Zeltbahn gibt's nicht. Dabei liegen sie da unter freiem Himmel. Kein Zelt, kein nix ist da. Und was das Schlimmste ist: jeden Tag dreimal kriegen sie von dem Elsässer welche hinten drauf – vor den nackten Hintern. Das Schreien kann man doch bis zu uns hin hören. Habt ihr's noch nie gehört?" Die beiden schüttelten die Köpfe und Halm sagte: „Ich habe ja überhaupt keine Ahnung gehabt, daß es hier auch ein Prison gibt. Für welche Verbrechen kommt man denn da rein?" „Für welche? Nun wenn mal einer ausreißt und so –." – „Aber das ist doch Blödsinn, jetzt noch zu türmen. Schließlich werden sie uns ja doch mal nach Hause lassen." – „Glaubst du daran? Ich nicht", sagte der andere, und der Rheinländer meinte: „Ich habe wohl gewußt, daß hier auch ein Prison ist. Da ist doch neulich auch einer von uns reingekommen. – Aber das mit dem Schlagen – hör mal," wandte er sich beinahe streng an den, der davon erzählt hatte, „ist das auch tatsächlich wahr, was du uns da sagst? Ich meine, hast du es schon mit eigenen Augen gesehen?" – „Wie das ist, wenn einer reinkommt, sicher," erwiderte jener bestimmt, „das habe ich schon mehrere

Male gesehen und das kann ich auch beschwören. Und wie es in dem Prison aussieht, das kann man ja von draußen sehen. Wenn wir zurückkommen, will ich es euch mal zeigen. Es ist nur ein kleiner Platz, wie 'ne Stube groß, aber es ist nichts darauf, kein Zelt und gar nichts. Obendrüber geht dichter Stacheldraht. Der Schlamm soll so hoch da stehen", dabei hielt er die Hand einen halben Meter über den Boden.

„Man könnte hier irrsinnig werden", seufzte Halm verzweifelt. „Na, ich merke mir das alles," rief der Rheinländer und sein Blick ging drohend zu der Baracke der Franzosen hinüber, „es wird den Brüdern nichts geschenkt." – „Was hatte der von uns denn eigentlich verbrochen?" fragte Halm. „Ach, gar nichts von Bedeutung. Er hatte eben Hunger wie wir alle, da ist er über den Zaun geklettert und hat aus der Küche 'ne Handvoll Kartoffeln geklaut, weiter nichts", – „und der Spieß von der Ersten hat ihn dabei geschnappt und ihn gemeldet," ergänzte der andere Gefangene, „laß den Hund nur nach Hause kommen –, der kann auch noch was erleben." – „Der kommt nicht bis zu Haus," sagte der Rheinländer ruhig, „den schlagen sie vorher tot." – „Das ist ja das Traurigste," rief Halm in bitterem Ton, „– daß unsere eigenen Leute selbst an uns zu Verrätern werden."

„Für ein bißchen zu fressen ist alles zu machen," meinte der Rheinländer; „übrigens habe ich da gestern ein famoses Ding gehört, also was diese Brüder betrifft. Stehe ich da am Zaun bei den Elsässern, plötzlich müssen die alle antreten und ihr Spieß verliest ihnen eine Bekanntmachung – ich sage dir, so 'ne Frechheit von den Franzosen ist noch nicht dagewesen. Ich wunderte mich ja, daß die Sache auch bei den Wackes bekanntgegeben wurde, denn die geht das doch eigentlich gar nichts an, aber jedenfalls kriegen wir es heute beim Appell auch noch zu hören. Also das war so: die Gefangenen, hieß es,

sollten nur nicht glauben, daß sie sich an den von den Franzosen eingesetzten Kompanieführern später mal in Deutschland rächen könnten. Frankreich hätte Deutschland heute so in der Gewalt, daß es das ganze Land dafür büßen ließe, wenn einem von diesen Leuten etwas geschähe. Was sagt ihr nun dazu?" „Für wie dumm halten die uns eigentlich?" – „Für noch dümmer als sie selber sind wahrscheinlich. Aber ist so 'ne Frechheit nun nicht unerhört? Das heißt doch geradezu: ihr habt euch von euren eigenen Vorgesetzten alles gefallen zu lassen, und wenn sie euch totschlagen. Aber jedenfalls kommt es auch dadurch raus, daß der Franzose hinter allem steckt, auch hinter diesen Herrschaften. Lumpen alle zusammen!"

Sie waren am Walde angelangt. Der Posten, der während des ganzen Weges ruhig neben seiner Gruppe gegangen war, ohne sie in ihrem lebhaften Gespräch zu stören, wandte sich jetzt an den Rheinländer und sagte ihm freundlich, ja beinah bittend: „Sorgen Sie doch, daß Ihre Kameraden, wenn sie Holz gefunden haben, sofort hier wieder zurückkommen. Wenn einer fehlt, bekomme ich schwere Strafe." – „Bon, monsieur", erwiderte jener und übersetzte es den andern. „Ihr braucht aber auf mich keine Rücksicht zu nehmen, wenn einer ausreißen will," fügte er hinzu, „ich fühle mich durchaus nicht verantwortlich für euch, auch wenn der Posten noch so bittet – der hat nur schwer Angst, daß er ins Kittchen kommt."

Die Leute, es waren etwa zwanzig Mann, verteilten sich im Walde. Halm ging noch eine Weile neben dem Rheinländer. „Ist ja auch Unsinn," meinte der, „hier kann doch keiner ausreißen. Der ganze Wald ist ja dicht von Posten umstellt. Höchstens, daß man sich 'ne Weile versteckt und dann schließlich noch verhungert. – Ich will mal sehen, ob dort in dem Stollen nichts zu picken ist. Neulich hat mein Nachbar hier noch 'ne volle Konservendose gefunden. Machst du mit, Kamerad?" Halm schüt-

telte den Kopf. Er hatte keine Lust, in den unheimlichen Erdlöchern herumzuschnüffeln, und zog allein weiter.

Er fand bald ein halbverfaultes Stollenbrett, das sich zum Mitnehmen eignete, schleppte es zur Seite, und da die Sonne durchzukommen schien, setzte er sich auf einen Baumstamm, zog Rock und Hemd aus und ging seinen Quälgeistern zu Leibe. Der Rheinländer kam darauf zu. „Gehst du auf Jagd, Kamerad?" rief er lachend. „Is recht – sollte man auch machen." Und er setzte sich dabei.

„Bist du eigentlich ein Köllscher Jung?" fragte Halm, während er hartnäckig eine besonders fette Urahne verfolgte, die ihm bis in die Hose gelaufen war. Der Rheinländer hatte die Unterhosen am Fuß aufgekrempelt und dort ein ganzes Nest entdeckt. Er schlug erst entsetzt darüber mit der Hand durch die Luft, ehe er antwortend fragte: „Ja – hört man das raus?" – „O ja –." – „Ja, 's ist ein Kreuz damit," seufzte jener, wobei es unklar blieb, ob er damit die Läuse oder seinen Dialekt meinte, „ich gebe mir doch nun solche Mühe, ein reines, ungefärbtes Deutsch zu sprechen." „Warum Mühe?" rief Halm, die Urahne ermordend, „warum alle Farbe verwischen? – Ich finde das reizlos." Der Rheinländer sah ihn eine Sekunde aufmerksam an, dann sagte er langsam: „Gewiß, du hast recht, aber ich will Jurist werden, und dafür ist es besser, wenn ich nicht bei jedem Wort verrate, aus welcher Gegend ich stamme." – „Studierst du schon?" – „Ja, zwei Semester bereits. Bis zu Anfang dieses Jahres war ich immer ‚k. u.'. Dann mit einemmal schien ich wieder gesund zu sein – ich sollte es nämlich auf der Lunge haben, was ja Quatsch war. Na, und da haben sie mich eingezogen und ausgebildet."

„Also was man hier schon für Fleisch verloren hat", rief Halm, seine mageren Arme betrachtend. – „Und ich erst – 1915 wog ich 148 Pfund, jetzt bin ich nur noch ein Gerippe.

Sämtliche Knochen sieht man bei mir. Aber das ist alles ja das Schlimmste nicht, wenn nur diese geistige Verödung nicht wäre. Sag, hast du nichts zu lesen, Kamerad?" – „Doch, drei Sachen – Bibel, Faust und eine Literaturgeschichte. Außerdem noch ein paar englische Zeitungen." – „Die Bibel? Was die uns schon zu sagen hat. Die ollen Juden, meine ich, können uns heute herzlich piepe sein. Unsere Zeit ist doch noch viel größer als die damals. Wir haben heute auch Propheten und so was, und tausend, Millionen Christusse, die sich geopfert haben. Nur daß die noch nicht wissen wofür. – Von der Literaturgeschichte kann man auch nichts profitieren. Faust? Geht schon eher. ‚Vom Eise befreit sind Strom und Bäche –' ich wollte, es wär erst wieder so weit. Was hast du sonst noch?" – „Einige englische Zeitungen aus dem Lager in Chauny. Interessant – der Kronprinz als Kinderschlächter darin abgebildet. So richtige Dokumente angelsächsischer Dämlichkeit." – „Mensch, das ist fein! Kannst du gut Englisch?" – „Besser als Französisch sicher." – „Schön. Dann bringe ich dir Französisch bei und du mir Englisch – einverstanden?" Halm lachte. „Mensch, soviel Kraft können wir doch gar nicht mehr aufbringen." – „Selbstredend können wir das. Der Wille vermag viel und der Geist ist stärker als der Körper, sage ich. Laß uns nur den Versuch mal machen. Gleich nach dem Essen komme ich zu dir und wir fangen an damit. Du suchst wohl schon vorher die englischen Zeitungen raus."

Halm gab seinem Drängen nach und sagte zu. Vielleicht war's ja auch ganz gut, wenn man sich hier geistig betätigte, man konnte das leidige Dösen damit bekämpfen.

„Hast du schon Holz gefunden?" fragte ihn der Student nach einer Weile. „Ja, das Stollenbrett da." – „Willst du denn das alleine schleppen?" – „Natürlich." – „Verrückt. Was sollen wir uns denn hier so quälen? Da fasse ich doch mit an, der eine

vorn, der andere hinten." – „Meinetwegen", sagte Halm, ging zu einem Tümpel und wusch sich gründlich. „Was das wohl für ein Gefühl ist, wenn man sich erst mal wieder mit richtiger Seife waschen kann," rief er unter Prusten und Schnauben herüber, „ich glaube, man wird überhaupt für manches dankbar sein, was man früher als selbstverständlich angesehen hat, zum Beispiel ein trockenes Dach überm Kopf und ein warmes Bett –", „– und mal ohne Läuse sein – herrliches Gefühl!" ergänzte der Student.

Da riefen vom Waldrand her Stimmen zum Antreten. Schnell zogen sie sich an und gingen mit dem Stollenbrett hinüber. Die Gruppe wartete schon vollzählig. Der Franzose machte ein ängstliches Gesicht. Es wurde sofort abmarschiert. Auch die anderen Gruppen zogen in langer Kette die Straße zum Lager hinab, beladen mit allem möglichen Holz. Ein größerer Ast oder ein Stollenbrett wurde meist von zweien getragen.

Halm und der Student trugen schwer an ihrem Stück, es war für beide sogar noch reichlich, die Körper waren zu schlapp. Hinter ihnen ging ein junger, hundeelend aussehender Mensch, der nur einen dünnen Zweig trug. Aber auch diese geringe Last schien ihm noch zuviel zu sein, er schleppte sich selbst kaum vorwärts.

Kurz vor dem Lager wies der Gefangene, der um das Prison wußte, auf einen regellosen Haufen Stacheldraht in einiger Entfernung. „Da ist es." Darunter lagen also die Unglücklichen in Regen, Wind und Kälte ohne jeden Schutz, Deutsche wie sie, vielleicht tapfere, mutige Männer, die aufbegehrt hatten gegen die Willkür der Franzosen – lagen in Schlamm und Kot, geschlagen und gepeinigt. „Was mögen sie zu essen bekommen?" fragte Halm, bedrückt von dem Anblick. – „Nur Brot –." Also auch die wärmende Suppe wurde ihnen entzogen. „Aber das

ist doch schlimmer als an die Wand gestellt", rief einer empört. „Wer da raus kommt, ist auch reif für den Schindanger." – „Menschen untereinander!" rief der Student wütend von hinten. „Kamerad, Achtung, ich schmeiße das Brett ab! Ich mach's nicht mehr – fuffzehn!"

Und schon rollte das schwere Holzstück auf den Boden, beinahe dem Posten, der erschrocken zur Seite sprang, auf die Füße. „Wir können nicht mehr!" rief ihm der Student zu. „Wir sind schlapp – ausgehungert!" – „C'est malheureux!" murmelte der Franzose. „Restez donc!" Einen Augenblick durften sie verschnaufen, doch bald trieb er sie wieder hoch.

Am Eingang des Lagers stand diesmal ein deutscher Feldwebelleutnant, der die Holzholer mit scharfen Blicken musterte. Den elend aussehenden Gefangenen hinter Halm hielt er an. „Können Sie nicht mehr tragen?" – „Nein, Herr Leutnant", stöhnte der, ganz grün und blau im Gesicht vor Schwäche. „Weshalb? Sind Sie krank?" Jener schüttelte schweigend den Kopf. „Mensch, das sieht doch 'n Blinder, daß du krank bist", fuhr ihn der Student an, aber der Feldwebelleutnant verbot ihm das Dazwischenreden und notierte sich Mann und Kompanie des Gefangenen. „Weiter!" befahl er dann.

„Was soll das nun bloß wieder?" rief Halm, als sie ihr Brett vor der Dolmetscherbaracke hingeworfen hatten und ihrem Camp zugingen. „Weiß ich?" brummte der Student unwirsch. „Hier erlebt man ja alle Tage was Neues. Aber ich werd's schon rauskriegen. Gott – es wird nichts weiter sein, als daß sich eben keiner drücken soll." – „Aber der arme Kerl konnte beim besten Willen nicht mehr tragen." – „Ich hätte an seiner Stelle auch 'ne andere Antwort gegeben. Na, wir werden ja sehen – also bis nachher!"

Den Gefangenen, die am Tore aufgeschrieben waren, wurde für diesen Tag das Brot entzogen. Das war in der Baracke

schon bekannt, als Halm auf seinen Platz kam. Der Berliner sagte es ihm. „Det is hier 'ne Zucht," schimpfte er im Anschluß, „ick wär' ooch balde uffjeschrieben von dem Himmelhund da draußen. Ick hätt' ihm eene ins Jenicke jeben mögen, wie er mir so anluchste. Für diesmal könnte ich noch passieren, saacht er, weil ick 'n alter Mann wär, aber det nächst Mal dürfte ick ooch mehr Holz bringen. Die armen Ludersch, die heit nu keen Brot kriegen, bedaure ick ja —."

Der Student wußte noch mehr zu berichten. „Also das ist so: Der Franzmann nimmt sich irgendeinen deutschen Vorgesetzten heraus und stellt ihn aus Tor — sagt zu ihm: ‚Wenn du genug meldest, bekommst du acht Tage lang doppelte Ration, meldest du aber keinen, wird dir für diese Zeit die halbe von deiner entzogen.' Und solch ein Kerl, anstatt aufzumucken, stellt sich auch brav mit dem Meldebuch ans Tor und notiert. Auch so was muß man hier noch erleben. Man sollte irrsinnig werden. Ich glaube, ich werde auch noch verrückt hier. Vielleicht war dieser Feldwebelleutnant ursprünglich ein ganz anständiger Kerl, aber er hat allmählich seinen Verstand verloren. Und unsereiner würde es an seiner Stelle vielleicht genau so machen. Ach — na, ex! — Laß uns jetzt lernen, bitte. — Aber weißt du —" kam er dann, nachdem ihm Halm die englischen Zeitungen gegeben hatte, noch einmal auf das Thema zurück, „die Sache hat ja einen viel tieferen Grund. Der französische Lagerkommandant nämlich bekommt unsere Verpflegung nicht in Naturalien, sondern in bar ausbezahlt. Er muß alles selber in den Depots einkaufen. Nun rechne mal aus: fünfzig Mann oder mehr wird das Brot entzogen, jeden Tag, sieben Rationen davon kriegt der Verräter am Tor als Belohnung — bleibt noch ganz nett was übrig. Das Geld steckt der Lump in die Tasche. Man muß wissen, wie knauserig der Franzose von Natur aus ist — dieser will sich hier doch

auch gesund machen. Wenn der nur ein paar Monate unser Lager hat, ist er reich. Ich wette doch, alles was wir hier zu verlangen haben, Strohsäcke, Decken, Handtücher, anständiges Essen und so – dafür hat er das Geld wohl bekommen von der Regierung, aber er steckt es in die eigene Tasche. Bei zehntausend Mann kommt da schon ein ganz nettes Sümmchen zusammen. –" „Ich begreife nur nicht, daß es da keine Kontrolle gibt", rief Halm. „Die wird jespickt", meinte der Berliner lakonisch. – „Ja, aber die Schweizer Kommission!" – „Glaubst du an den Zimt?" sagte der Student spöttisch. „Sieh mal – die sogenannten neutralen Staaten sind in Wirklichkeit gar nicht neutral – können es gar nicht sein. Sie müssen ja zu den Stärkeren halten. Und besonders jetzt, wo der Krieg für uns verloren ist, halten sie mit der Gegenseite. Meinst du denn, daß es einer von denen noch wagt, Frankreich Vorschriften zu machen, wie es seine Kriegsgefangenen behandeln soll? Ist doch ausgeschlossen! Die Kommissionen existieren – aber nur auf dem Papier, für unsere gutgläubige Regierung daheim."

Der Student lernte mit fanatischem Eifer. Halm beherrschte die englische Sprache zwar gut – in Wort und Schrift, aber er hatte fast sämtliche Regeln vergessen. So ließ sich der Student von ihm die Vokabeln übersetzen und die Syntax erklären – die Regeln fand er sich danach selbst zusammen. Er selbst war dagegen in seinem Französisch die reine lebende Grammatik. Er ging beim Unterricht mit einer Gründlichkeit vor, der Halm sich nicht gewachsen fühlte. Er versuchte ein, zwei Tage, sich zusammenzureißen, dann aber erklärte er offen, daß er nicht mitkönne. Zudem beschwerten sich die Nachbarn über den Studenten, der ein reichlich lauter Schwätzer war und den Berliner obendrein auf seinem Platz bedrängte, da er in Halms Bahre nicht mit hinein konnte.

Halm sagte ihm das schließlich offen und hoffte, ihn auf diese Weise loszuwerden. Der Student erklärte jedoch, daß er den Unterricht fortsetzen möchte, sie würden dann eben auf seinen Platz gehen. Es sei wirklich das einzige Mittel, über diese Misere hinwegzukommen. Und was er einmal angefangen, führe er auch bis zum Ende durch. Die englischen Zeitungen nahm er mit. Halm ging noch einige Male zu ihm, dann unterblieb auch das. Er verzichtete gern auf den französischen Unterricht, wenn er seine Kräfte nur behalten konnte. Er wurde bei dieser geistigen Betätigung das Gefühl nicht los, als ob sich in seinem Gehirn ein Mühlrad drehe, dessen Achse trocken auf Sand lief. Es knarrte, ächzte und scharrte, daß sich die Nerven schmerzhaft zusammenzogen; und je mehr er sich zum Denken zwang, um so mehr verlangte ihn nach Fett, Speck oder Schmalz, um die trockene Mühle zu schmieren.

Er erzählte dem Studenten von diesem Gefühl, doch der lachte ihn aus. „Dir fehlt der starke Wille, Kamerad!" Halm sah den bedeutend jüngeren Menschen spöttisch an. „Die Erfahrung hat doch gelehrt, lieber Freund, daß Körper, Geist und Seele eng miteinander verbunden sind. Genau wie Erde, Pflanze und Blüte. Eins kann ohne das andere nicht bestehen. Und wenn die Erde mager ist, gedeiht die Pflanze überhaupt nicht. Das kann man auch auf uns umlegen. Du kennst doch den Juvenal noch: mens sana in corpore sano." — Aber jetzt fand der Akademiker Gelegenheit, dem Autodidakten eins auszuwischen. „Umgekehrt wird 'n Schuh draus," rief er. „So ist das nicht gemeint, wie du denkst, das Wort wird nur leider immer in diesem verkehrten Sinne gebraucht. Es bedeutet genau: die gesunde Seele erhält den Körper gesund. Und ich werde auch den Beweis in diesem Sinne erbringen."

Und er zwang seinem Geist mit eisernem Willen eine Leistung ab, die selbst einen gesunden Körper zur Erschöpfung gebracht

hätte. Nach acht Tagen kam er freudestrahlend zu Halm und übersetzte ihm fließend einen ganzen Zeitungsartikel. „Die erste Etappe ist erreicht," rief er danach, „jetzt werde ich ein paar Tage pausieren und dann geht es weiter." Halm sah den jungen Kameraden mit Besorgnis an. Sein Gesicht war wie vergeistigt, die Augen lagen seltsam groß in den Höhlen. „Übernimm dich nicht", warnte er ihn nochmals, aber jener ging lachend davon.

Am nächsten Morgen beim Appell brach er ohnmächtig zusammen. Man legte ihn an ein Spitzzelt. Da lag er mit geschlossenen Augen, das Gesicht so weiß wie die Zeltleinwand – sein Körper hatte sich für die despotische Herrschaft des Geistes gerächt. Da er aus der Ohnmacht nicht erwachte, trugen ihn die Sanitäter ins Revier. Halm sah ihn nicht wieder. –

Die Bekanntmachung bezüglich der Kompanieführer wurde in allen Kompanien verlesen und rief unter den Gefangenen eine ungeheure Erregung hervor: „Wer glaubt, sich an den von den Franzosen bestimmten Führern und Dolmetschern später in Deutschland rächen zu können, verkennt die heutige politische Lage. Frankreich hat Deutschland so in der Macht, daß es sofort das ganze Land vergelten läßt, wenn einem dieser Leute auch nur ein Haar gekrümmt wird daheim." – Jeder Kompanieführer mußte das vorlesen und tat es mit einer Selbstverständlichkeit, die bewies, wie sehr diese schon im Solde der Franzosen standen.

Nachdem anfangs nur vormittags zum Holzholen angetreten wurde, mußte später auch nach dem Essen diese Arbeit verrichtet werden. Auf dem großen Platz bei den Küchen trat das ganze Lager an und wurde in bestimmte Gruppen eingeteilt. Und bald hieß es nicht nur allein Holz holen, sondern auch Häuser abreißen, Straßen pflastern, Latrinengräben aus-

werfen, Stacheldraht aufrollen und Blindgänger sammeln. Der Lagerkommandant schien auf die Idee verfallen zu sein, die Gefangenen durch Arbeit von ihrer trübseligen Lage abzulenken. Aber zu essen gab's deswegen nicht mehr.

Jedesmal, wenn zur Nachmittagsarbeit angetreten wurde, unterhielten sich die Leute in der kindlich geschwätzigen Art, die immer weiter einriß, darüber, wer am meisten Kartoffelschale oder Reiskörner in der Suppe gehabt hatte, wie groß das Stück Fleisch, ob es fett oder mager oder gar ein Stück Leber gewesen war. Dabei wurde ganz ernsthaft hinzugeschwindelt, denn derjenige, der am meisten Glück gehabt hatte, wurde allgemein bewundert. Wer diese Gespräche mit gesundem Verstand angehört hätte, konnte sich in eine Irrenanstalt oder eine Gesellschaft schwachsinniger Greise versetzt fühlen; aber von den Gefangenen selbst ahnte zum Glück niemand, wie weit die allgemeine Verblödung schon eingerissen war.

Immer stand der Elsässer am Tor, neben ihm ein französischer Adjutant, der das Zählen besorgte und zwischendurch ausgiebig von seiner Reitpeitsche Gebrauch machte. Oft waren die Gefangenen auch Zeuge, wie der Elsässer einen ins Prison brachte – genau in der Art, wie es jener Mann damals beschrieben hatte: der arme Teufel mußte barfuß durch den Schlamm laufen, hatte nur ein kleines Bündelchen unter dem Arm und der Elsässer trieb ihn mit dem Stock vorwärts.

Einmal hatte Halm ein Renkontre mit dem Elsässer. Er war mit einigen Gefangenen dazu kommandiert, den Hofraum vor dem Tor zu pflastern. Der Elsässer sah ihnen bei der Arbeit zu, die recht sauer war und nicht besonders schnell vonstatten ging. „Ihr quält euch auch nicht gerade tot dabei", rief er höhnisch herüber. „Wenn man nichts in die Knochen kriegt, kann man auch nicht mehr leisten. Jede Maschine verlangt ihr Futter", gab Halm offen zurück. Der Elsässer trat drohend auf ihn zu.

„Du scheinst ein ganz frecher Bursche zu sein." Aber Halm hielt unerschrocken seinen Blick aus. „Ich sage die reine Wahrheit." – „Ihr Boches habt noch ganz was anderes verdient, verrecken müßt ihr allesamt." – „Ich möchte wissen warum?" rief Halm jetzt aufgebracht, so daß ihn die anderen ängstlich beschwichtigten. „Wir haben alle unsere Schuldigkeit getan, nichts anderes." – „Und die Greueltaten in Belgien? War das auch eure Schuldigkeit?" – „Haben Sie davon etwas gesehen? Sie waren doch auch im deutschen Heere." – „Gesehen nicht, aber gehört habe ich 'ne ganze Menge. Ich weiß Bescheid", sagte der Elsässer im Brustton der Überzeugung. Halm blickte ihn schweigend an, worauf jener mit verlegenem Gesicht wieder an seinen Platz beim Tor zurückging.

Halm sprach mit dem elsässischen Lehrer darüber, aber der wich aus, eine Adresse des Büttels war nicht zu erfahren. Doch der Lehrer war auch über manches verbittert. „Wir Elsässer", sagte er, „sind auch schlecht genug dran. Den deutschen Feldwebel sind wir nun los, den französischen Korporal bekommen wir. Es wird noch mancher ernüchtert werden bei uns. Hätte uns Deutschland doch damals, 1870, zum autonomen Staat gemacht, dann wäre alles ganz anders, wer weiß, dann wäre vielleicht auch dieser Krieg nicht gewesen. – Jetzt müssen wir alle nochmal ein Jahr Soldat spielen in Frankreich. Bei den Deutschen hätten wir das nicht mehr nötig gehabt. Das ist unser Pech –."

Halm mußte jetzt die verschiedensten Arbeiten mit verrichten. Als er einmal mit zu den Latrinengräben kommandiert war, traf er überraschend auf Reusch. Der Kleine war bei der Nachbarkompanie und klagte über sein feuchtes Lager auf der Erde. Er war schon nie anders wie schmächtig gewesen, aber jetzt war er überhaupt nur noch Knochen und Haut. „Ich wollte," sagte er seufzend, „ich wäre damals mit bei Britschin

im Unterstand gewesen und nicht bei dir – dann hätte ich längst alles hinter mir –." Er brach ab und grub mit gesenktem Kopf weiter an seiner Grabenecke.

Auch Halm schwieg erschüttert. Der kleine Reusch – hatte ihn der Tod auch schon im Auge? –

Sanitäter kamen vorbei mit vollen Jauchetonnen und schütteten sie in der Nähe aus. Penetranter Gestank verbreitete sich. „Solche Arbeit hätte man uns mal zu Hause anbieten sollen", rief einer aufgebracht, aber Reusch meinte: „Zu Haus mache ich das ganz gerne, wenn ich nur weiß, daß ich hinterher wieder ein anständiger Mensch sein kann, gut gekleidet und zu essen – aber hier –." Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Da bringen sie wieder den Fraß für uns", sagte er dann plötzlich, auf die Gäule zeigend, die eben unter Geschrei und Hallo vorübergetrieben wurden. Es waren wieder elende, abgemagerte Tiere, mit Eiter und Schwären bedeckt. Knappe dreißig Meter von den Latrinengräben entfernt befand sich die Schlachtstätte. Geduldig, mit hängendem Kopf, standen sie vor ihrem Henker, bekamen einen mit der Axt vor den Kopf, die Beine knickten ein, der Körper sackte zusammen und das Wasser lief ab. Sofort wurde dann gestochen und ausgenommen.

Ein junger Unteroffizier lief hinüber zu den Schlächtern, obwohl der Posten wütend protestierte, und holte sich einen blutigen Lappen Fleisch. Auch die Schlächter schimpften. „Er hat sich die Milz geklaut, die kann man doch nicht fressen." – „Schwein du!" fuhr einer den Unteroffizier an, der das ekle Stück Fleisch mit trotzigem Gesicht unter den Rock steckte, „willst du dich ganz und gar unglücklich machen?" Den Versuchen der anderen, ihm die Milz zu entreißen, setzte er jedoch kräftigen Widerstand entgegen. Am nächsten Tag arbeitete

Halm wieder mit Reusch zusammen. „Der Spinner ist schon im Revier," erzählte dieser, „er hat die Nacht nicht schlecht gequiemt"; und zwei Tage später berichtete er, daß der Unteroffizier tot sei –.

„Das sind die, die uns mit gutem Beispiel vorangehen sollen", schloß er bitter, und fragte dann: „Hast du schon was von Feldwebel Wagner gehört?" – „Nein", erwiderte Halm. „Er ist in der Fünften," sagte der Kleine, „gesehen habe ich ihn noch nicht, er wird eben einer von den Anständigen sein, die sich nicht ans Tor stellen, lieber tot als das –"

Einige Tage später hatte Halm Gelegenheit, Wagner zu sprechen. Er erzählte, daß ihn die Franzosen schon oft aufgefordert hätten, am Tor zu stehen, um den Verräter zu spielen. Aber er hätte immer konsequent abgelehnt. Zu solch einer Gemeinheit gäbe er sich nicht her. –

Halm ahnte nicht, daß er mit einem sprach, der auch schon beim Tod in der Liste stand. Als er später längst in der Heimat war, erreichte ihn eine Anfrage vom Roten Kreuz, ob er keine Angaben über den Verbleib Wagners machen könne, er wäre nicht wieder zurückgekommen. Er konnte nur in Candor geblieben sein. – Stilles Heldentum, das kein Denkmal findet. Hätte er den Franzosen nachgegeben, wäre er wohl sicher zurückgekommen, denn die Lumpen am Tor sahen meist recht gut genährt aus. –

Wenn die Gefangenen des Abends ins Lager kamen, wurde an der Küche das Brot ausgegeben. Je vier Mann erhielten ein ganzes, das sie sich selber teilen mußten. Wie der Franzose sich das dachte, war rätselhaft, denn der Besitz von Messern war streng verboten, überdies waren sie ja meist bei der Gefangennahme abgenommen. Nun müßten es allerdings nicht Deutsche gewesen sein, wenn sie sich da nicht zu helfen gewußt hätten. Man sah die unmöglichsten Instrumente, aus allem

nur möglichen Material, sogar aus Holz. Viele hatten sich auch auf irgendeiner Arbeitsstelle wieder mit richtigen Messern versehen können. Halm benutzte sein Küchenmesser aus dem Noyoner Schlosse.

Man mußte scharf aufpassen, daß der erste von den vieren, der am Schalter das Brot empfing, nicht damit in der Dunkelheit entwischte, wie es schon oft vorgekommen war. Wenn es anging, stellten sich deshalb möglichst Bekannte zusammen. Dann wurde an der Kompanieführerbaracke – die einzige, die Kerzen geliefert bekam – geteilt. Auch dabei ging's selten ohne Zänkerei ab, denn das Mogeln war an der Tagesordnung. Darum hatte man aus Holz und Bindfäden kunstvolle kleine Waagen konstruiert, mit denen bis aufs Milligramm genau gewogen und geteilt werden konnte. Die Waagen wurden dann untereinander verliehen, wie auch die Messer. Halms Küchenmesser kam bei solch einer Gelegenheit einmal ganz und gar unter die Räder. Erst ein paar Tage später entdeckte er es wieder, als er jemand damit Holz zerschneiden sah. „Du, das ist aber mein Messer", sagte er zu dem Mann. „So, ist das dein's?" entgegnete der ruhig, „ich hab's mir von meinem Nachbarn ausgepumpt, weil ich mir ein Holzmesser schnitzen wollte. Sieh – es geht ganz gut, ich habe Eiche genommen. Ich denke, das weiche Brot wird es wohl schneiden können. Da, hast du dein Messer wieder. Danke schön." –

Friede auf Erden . . .

Am „kupfernen Sonntag" wurden den Gefangenen auch diese letzten Messer und Instrumente weggenommen. Daß es „kupferner Sonntag" war, behaupteten wenigstens einige beim Appell, und sofort ging es von Mund zu Mund.

Das kindliche Geschwätz begann wieder. Wie die Läden daheim heute aussahen, und was man alles einkaufen würde zu Weihnachten, wenn – – aber es hatte keinen Zweck, schon jetzt alles zu kaufen, zuletzt, besonders ganz zuletzt wäre es am billigsten – da wußten einige direkt meisterhaft einzukaufen, sie bekamen es beinahe umsonst. Aber diese frohe Weihnachtsstimmung wurde unangenehm zerstört durch die Franzosen, die heute etwas Besonderes zum Appell vorhatten.

In höchsteigener Person erschien nämlich der Lagerkommandant, den bis dahin noch keiner gesehen hatte. Mit ihm der Lagerdolmetscher, jener Unteroffizier, der vor acht Wochen noch rank, schlank und mager gewesen war, aber jetzt einen Bauch vor sich trug, mit dem er Grützner zu einem Klosterbruder Modell stehen konnte. Auch der Kommandant sah wohlgepflegt und blühend aus und sein Bauch wölbte sich trotz des Koppels ebenso rund nach außen, wie der jedes Gefangenen nach innen. Die beiden standen etwas erhöht. Die Gefangenen konnten sich an ihrem Anblick weiden. Der Franzose richtete eine entrüstete Ansprache an sie. Sie verstanden zwar nichts davon, aber sie bekamen einen angenehmen Eindruck von dem behaglichen Lebensgeist dieses Mannes, denn das rollte nur so von Rr's und satten Konsonanten, von schönen vollen O's und A's und Nasenlauten. Danach begann der Dolmetscher zu übersetzen. Er gab sich die erdenklichste Mühe, den entrüsteten Ton des Kommandanten wiederzugeben, und ahmte sogar dessen Haltung und Gesten nach. Es wirkte aber so komisch be ihm, daß die Gefangenen an zu lachen fingen. Das machte ihn wild. Zornig erhob sich seine Stimme und der Bauch wackelte wütend mit. Der Mann war zu bemitleiden. Wie lästig mußte ihm bei solch einer seelischen Erregung das Gewicht da vorne sein.

Also er berichtete empört, daß sich sechs Gefangene unterstanden hätten, einige Brotsäcke mit Messern aufzuschneiden,

um Brot zu klauen. Natürlich hätte man die Übeltäter sofort gefaßt und sie gingen ihrer „gerechten" Bestrafung entgegen. Darüber hinaus würden aber allen Gefangenen die Messer abgenommen, denn es sei ja nun erwiesen, daß Messer im Lager vorhanden wären, obwohl das streng verboten sei usw.

Die Leute kamen um ihren Sonntagmorgen, die einzigen Stunden, die sie jetzt noch zur Körperpflege hatten, denn nachmittags war es in der an sich schon halbfinsteren Baracke bald dunkel. Die Messerrevision dauerte zwei Stunden. Es war das erstemal, daß der Kommandant durch die Baracke ging, und man hoffte, daß er bei dieser Gelegenheit auch mal einsehen würde, wie jammervoll die Gefangenen seines Lagers untergebracht waren. Doch die Pessimisten meinten, er würde wohlwollend über alle Mängel hinwegblicken.

Halm bangte um sein Messer. Er hatte es aber so gut in dem Drahtgitter über der Bahre versteckt, daß es nicht gefunden wurde.

Das war der „kupferne Sonntag".

In der folgenden Woche bekam Halm die Ruhr, von der er bis dahin immer noch verschont geblieben war. Er wachte mitten in der Nacht von einem fürchterlichen Kneifen in der Magengegend auf und erlebte alle Qualen eines Ruhranfalles zu solcher Stunde, wo man nur unter Aufbietung aller Energie vom Schlafplatz über die im Gang Liegenden bis zur Tür kommen konnte. Als er dort schweißbedeckt anlangte, war es auch mit seiner Kraft vorbei . . .

In der folgenden Nacht wiederholte sich der Anfall. Halm bekam es mit der Angst. Wenn er jetzt auch noch krank wurde, war's mit seiner Willenskraft vorbei. Er überlegte, was er gegen die Ruhr tun könne. Am liebsten hätte er Brot, viel trockenes Brot gegessen, er hatte das Gefühl, als ob ihn das kurieren könnte. Es verkauften immerhin noch viele ihr Brot,

um Tabak zu bekommen. Und er hatte noch seine dreißig Mark bei sich. Dafür bekam er ein ganzes Brot. Aber eine Empfindung der Scham hielt ihn von diesem Schritte ab. Sollte er selbst noch dazu beitragen, daß andere ihr Leben verloren durch eigenen Leichtsinn?

Der Gedanke ließ ihn jedoch nicht los. Die ihr Brot anboten, wurden es überall los – was machte es aus, wenn einer mehr unter den Käufern war? Als in der dritten Nacht der Anfall so stark kam, daß er überhaupt keinen Schlaf fand und sich sein ganzes Zeug beschmutzte, verwarf er alle Bedenken und kaufte ein ganzes Brot. Sofort aß er es trocken hinunter und – war wieder gesund. –

„Weischt, Kamrad," sagte der Württemberger am nächsten Sonntagmorgen zu ihm, als sie gemeinsam zum Kaffeeholen gingen, „heut' isch in der Heimat silberner Sonntag. Heut' fange sie zu Haus an, d' Einkäuf' zum Christfest z'mache. I hab's wenigstens mit meiner Frau immer so g'halte. Da sin wir nach Schtuggert nein g'fahre und habe uns ersch mal d' Läde ang'schaut und hinterdrein auch ebbes g'kauft. Ja, der Silberne –" seufzte er wehmütig. „I bin nun doch g'spannt, ob uns d'r Franzos zu Weihnachten heimschicke wird. Vielleicht tut ersch noch ganz überraschend. Er isch doch auch ein Christenmensch – was meinscht, Kamrad?" – „Ich glaube nicht dran, Württemberger. Wenn wir wenigstens Post bekämen, könnten wir schon froh sein." – „Kein Mensch hat bisher Post gekriegt. Doch – in der anderen Baracke erzählt ein Jud', er hätt' zwei Pakete bekommen – ob's wahr isch?" – „Ich meine immer, die Post wird bis Weihnachten funktionieren," erwiderte Halm hoffnungsvoll, „dafür wird unsere Regierung schon sorgen. Sie wissen ja, daß wir hier sitzen und warten." –

Auch der „silberne Sonntag" wurde beim Antreten über Gebühr besprochen. Wer seine Einkäufe am kupfernen noch

nicht gemacht hatte, besorgte sie bestimmt heute. Zugleich wurde darüber debattiert, wie das Weihnachtsfest hier im Lager gefeiert werden würde. An eine Heimfahrt bis dahin dachte man ja kaum mehr, aber die naive Hoffnung drang immer wieder durch, daß der Franzose den Kriegsgefangenen wenigstens ein paar menschliche Tage bereiten würde. Die Schwarzseher und Spötter, die behaupteten, daß man in Frankreich gar kein Weihnachtsfest in unserem Sinne kenne, und daß man darauf pfiffe, ob es die Prisonniers an dem Tage gut hätten oder nicht, wurden empört abgetan. Mindestens, behaupteten die Unentwegten, gäb's für ein paar Tage arbeitsfrei und besseres Essen, vielleicht aber auch hätte der Kommandant alle Pakete, die bis dahin eingelaufen wären, für diesen Tag zurückgehalten, um den Gefangenen eine Freude zu machen. Ernsthaft.

Im Hintergrund der tiefgestaffelten Kolonne stand der Prisonnier Halm und fragte sich, ob er hier nicht doch vielleicht in einem Irrenhaus sei. Er war plötzlich hellhörig geworden für all das Geschwätz und Gefasel rings umher. Bis eben hatte er selbst noch mit seinem Nachbar solche hoffnungsvollen Reden verzapft. Da ging ihm mit einem Male wie ein heller Blitz der Gedanke durchs Gehirn, wie lächerlich das doch alles im Grunde war, denn wo täglich, ja stündlich der Beweis gebracht wurde, daß den Franzosen nur daran gelegen war, möglichst viel Deutsche aus der Welt zu schaffen, da gab es keine Hoffnung mehr für eine menschlichere Regung bei diesen brutalen Machthabern. Und wenn bis jetzt auch nicht das geringste Lebenszeichen aus Deutschland durchgelassen war, wie sollte es dem Franzmann da einfallen, ausgerechnet zu Weihnachten die Post freizugeben?

Ach, all das Gerede waren ja nur lauter Wünsche und Hoffnungen, an denen sich die Phantasie schadlos hielt für das,

was die Wirklichkeit versagte. Man träumte Tag und Nacht, bei jeder Arbeit, die verrichtet wurde, ob man stand oder ging oder lag, das Gehirn war stets umnebelt vom rosenroten Haschischrausch der Phantasie, der die lockendsten Bilder vorgaukelte. Man durfte nur nicht daraus erwachen. –

Über diesen Adventssonntagen lag ein Verhängnis. Der Franzose, der heute das Zählen besorgte, kam damit nicht zu Ende. Er wollte die Sache recht gründlich machen und verzählte sich jedesmal. Dreimal ging er die tausend Mann durch, aber jedesmal kam eine andere Zahl heraus. Schließlich mußten sie einzeln durch die Pforte in den Vorhof gehen und von da wieder zurück. Als das auch dreimal geschehen war, stimmte es endlich. Aber der Sonntagmorgen war wieder dahin. –

Am „goldenen Sonntag" wurde der halben Kompanie das Brot entzogen. Auf folgende Weise: Die Küchenleute waren Bayern, wie ja überhaupt alle Kommandiertenposten in den Händen von Süddeutschen lagen, wobei der Franzose zum Teil mit recht gutem Erfolg auf die Uneinigkeit der Deutschen spekulierte. Jedenfalls kam niemals ein Preuße zu solchen Druckposten.

Der Küchenchef beim ersten Camp nun war ein besonders roher und gewalttätiger Bursche, der die Essenholer bei jeder Gelegenheit beschimpfte – es sollte echt bajuvarisch sein, war aber nur ein wüstes Gemisch unflätiger Redensarten. An diesem Sonntag war er wieder mal schlecht gelaunt. Es passierte da irgendein Versehen, als die Kompanie zur Hälfte durch war beim Brotempfang, da bekam er plötzlich wieder seinen Wutanfall und machte die oft schon ausgesprochene Drohung wahr: ließ die Klappe herunter, so daß keiner mehr Brot bekam. Die Gefangenen warteten geduldig, ob er sich nicht doch noch besinnen würde. Vergebens. Eine Abordnung ging in die Küche. Der Bayer erklärte, daß er von den Franzosen das

Recht bekommen habe, so zu handeln, und es bliebe dabei. Man beschwerte sich beim Kompaniefeldwebel. Der zuckte die Achseln. Da könne er nichts machen, sie hätten es selber schuld – obwohl niemand wußte, wieso – und er müsse dem Küchenchef nur beistehen. Na, ja – verständlich. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Da wollten die Betrogenen die Küche stürmen, doch die Küchenleute stellten sich mit Messern und Beilen davor und drohten obendrein, den Franzmann zu holen. Es nützte alles nichts – um die Schlafmützigkeit oder wer weiß was von ein paar Leuten, bekamen fünfhundert Mann heute kein Brot, und auch die Hoffnung, daß diese Ration morgen nachgeliefert werde, erfüllte sich nicht, der Bayer trieb die Unkameradschaftlichkeit bis auf die Spitze und der Lagerkommandant sparte hundertfünfundzwanzig Brote in seine Tasche.

An diesem Abend jedoch erlebte Halm, der auch mit zu denen gehörte, die um ihr Brot gekommen waren, eine Szene, die das unerhörte Verhalten der Küchenleute noch in den Schatten stellte. Er sprach am Zaun mit einem Bekannten von der Nachbarkompanie. Da trat jenseits ein anderer Gefangener auf sie zu und fragte: „Wollt ihr Brot haben? Ich gebe mein's ab gegen Tabak oder Geld." Sie lehnten ab, doch nun kam ein Vize hinter Halm heran und fragte den Mann, ob er tatsächlich sein Brot verkaufen wolle. „Ja, gegen Tabak oder Geld." – „Wie groß ist das Stück?" fragte der Vize, streckte die Hand durch den Zaun und nahm das Brot. „So," fügte er dann plötzlich in entrüstetem Ton hinzu, „jetzt sind Sie es los. Nun sehen Sie zu, wie Sie Tabak oder Geld dafür kriegen." Dabei wollte er sich mit dem Brot entfernen, aber Halm hielt ihn am Arm zurück. „Das ist doch unerhört", rief er aufgebracht. „Was ist unerhört?" schrie der Vize, „was haben Sie mich hier festzuhalten? Sie wissen doch auch, daß der

Brottausch streng verboten ist, und wenn hier noch einer was sagt, dann melde ich die ganze Gesellschaft dem Kommandanten." Weg war er in der Dunkelheit. Der Betrogene drüben tobte und schrie. Man beruhigte ihn. „Dein Brot bist du los, dagegen ist nichts zu machen, denn ich traue dem Lumpen schon zu, daß er dich meldet, wenn wir ihn schnappen. Aber ich sorge dafür, daß er bekannt wird, dann hat er keinen guten Tag mehr im Lager," sagte Halm. – Er fand den Vize auch bald wieder heraus und brandmarkte ihn; aber man merkte bald, daß man es hier mit einem ganz niederträchtigen Subjekt zu tun hatte. Er drängte sich, wo er konnte, zu Aufsichtsposten und meldete täglich irgend etwas, einmal sogar ganze hundert Mann in eins, die nicht genug beim Chausseebau geschafft haben sollten, und dafür an diesem Tage kein Brot bekamen. Er selbst durfte für diese Heldentat acht Tage lang doppelte Ration holen. Von da ab stand der Vizefeldwebel Müller auf der Liste derer, denen die Heimfahrt zur Reise ins Jenseits werden sollte – wenn nicht schon eher Gelegenheit dazu war. Diese Liste war ungeschrieben, aber sie zählte bereits manchen Namen. –

Beim Antreten zum Nachmittagsdienst wurden jetzt regelmäßig die Kisten mit den Toten an der Front entlang getragen. Immer waren es mehrere, einmal ein halbes Dutzend dieser Opfer französischer Grausamkeit, denen irgendwo da draußen – niemand hatte den Friedhof je gesehen – nun endlich die Ruhe wurde. Es war ein erschütterndes Bild, und das Geschwätz verstummte, wo der traurige Zug vorüberkam.

Und wie jede französische Gemeinheit einen Schurken unter den Deutschen fand, der sie sanktionierte, so folgte hier der letzten Kiste immer, wie der Pastor dem Sarge, ein Gefangener mit langem schwarzen Bart, den Kopf tief gesenkt und die Hände über der Brust gefaltet. Er sah nicht rechts noch

links, immer nur andächtig schmerzvoll vor sich hin, und jeder glaubte, daß es dem bärtigen Kameraden ernst sei mit seiner Trauer. Aber dann sprach es sich herum, daß er ein ganz ausgepichter Heuchler wäre, der sich für einen Missionar ausgegeben und den Kommandanten um diesen Posten gebeten hätte. Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit solle er aber die Kranken im Revier beschwindeln und bestehlen. Es war wohl etwas Wahres daran, denn eines Tages wurde er in die Kompanie zurückversetzt, wobei auch sein langer Bart fallen mußte.

Da es bald überhaupt nicht mehr Tag wurde in der Baracke und Licht nicht geliefert wurde, wußten sich die Gefangenen zu helfen, indem sie Telephondraht aus dem Pionierdepot im Walde mitbrachten, der, aufgerollt und an einem Ende angesteckt, die Kerzen ersetzte. Jeder hatte bald solch eine Rolle über seinem Platze hängen. Es qualmte und stank und räucherte, aber es gab wenigstens für kurze Zeit Licht. Wenn der Dunst anfing unerträglich zu werden, mußten die Drähte ausgelöscht werden. Als Streichholzersatz diente Artilleriebandpulver. Der Friseur aus dem Noyoner Lager hatte davon einen ganzen Stapel hinter seinem Bett, der am Christmorgen, als die Kompanie eben beim Kaffeeempfang war, in die Luft ging. Eine himmelhohe Flamme schoß aus dem Dach heraus und die Kaffeeholer stürzten mit dem Schreckensruf: „Die Baracke brennt!" hinein, um ihre Sachen zu retten. Zum Glück zündeten die Flammen nicht. Einige glimmende Decken waren bald gelöscht. Aber das traurige Nachspiel kam beim Antreten, wo der Offizierstellvertreter bekannt gab, daß alles Pulver und aller Pechdraht mittags abgeliefert werden sollten. Künftig sei auch das Licht verboten.

„Nun haben wir unsere Christbescherung – net mal Licht zum Abend," schimpfte der Württemberger, als sie zusammen am Waldrande Holz suchten, „kein Licht, keinen warmen

Ofen – 's isch doch, um – an diesen Christabend werd' i mei Lebelang denken –." Er setzte sich seufzend auf einen Baumstamm. „Nichts isch in Erfüllung g'gange – net nach Haus, keine Poscht – net das Geringschte. Glaubscht, Kamrad, daß es morgen wenigstens besseres Essen geben wird? I glaub auch daran net mehr. Wassersupp' mit Grumbeereschal', und ebbes Reis und Roßfleisch dazu, wie jeden Tag. Wenn man net so'n Hunger hätt', man möcht's dem Schangel in d' Freß schütte. – Unser Vaterland hat uns auch vergesse – konnt da net einer herkomme von dene Regierungsleut' und sage: hier, jetzt wird aber mal für unsere Gefangene gesorgt – mindeschtens zu Weihnachte solle sie es besser habe? – Aber ich wett', die Schlawiner gebe uns noch obendrein d' Schuld, daß alles so g'komme isch. – Sollscht auch sehe, morgen müsse wir arbeite." – „Am ersten Weihnachtstag? Ausgeschlossen!" rief Halm mit Bestimmtheit, „das gibt's nun doch nicht – an solch einem hohen Festtag?!" „Silvester und Neujahr kriegen wir frei und auch sicher besseres Essen," rief ihnen ein Kamerad zu, „Weihnachten brauchen wir gar nicht darauf zu hoffen, das Fest kennt der Schangel nicht." – „Schwätz net so dumm daher," fuhr ihn aber der Württemberger an, „man sollt' meine, du hättest auch schon gelitte heroben." Der andere machte sich knurrend fort. „Gestern habe ich gehört, daß eine neutrale Kommission hier erwartet wird", erzählte Halm dem Alten. – „So? – Also doch noch? I hab bestimmt g'glaubt, die gibt's überhaupt net. Aber nutze wird's nichts." – „Ja – jetzt wo dieses elende Lager schon ein halbes Jahr besteht, und vielleicht schon Tausende drin verreckt sind, da kommen die Brüder an," rief Halm erbittert, „man sollte sie stellen und zur Verantwortung ziehen dafür." – „Das wird unser Herrgott schon b'sorge", sagte der Württemberger einfach.

Er hatte heute seinen besinnlichen Tag. „Sag, Kamrad," fuhr er fort, „i seh dich oft in der Bibel lesen – das isch ja auch so ein Buch, wo alles drin b'schriebe steht, was im menschliche Lebe passiere kann. Isch da auch so was Grausames drin, wie das, was wir hier durchz'mache habe?" – „Es ist alles schon dagewesen, wenn auch nicht für so viel Millionen Menschen," erwiderte Halm. „Die alten Juden in der babylonischen Gefangenschaft zum Beispiel. Und so mancher einzelne hat auch schwer gelitten im Leben. Wie Hiob –." – „Ja richtig, das soll ja auch solch ein G'schlagener g'wesen sein. Und isch hintennach noch gottesfürchtiger g'worden, gell?" – „Ja." – „Dazu g'hört aber auch ein Glauben." – „Ja, nicht jeden Baum kräftigt solch ein Sturm, manchen wirft er um." – „Kräftigt? Meinscht, wer's durchhält im Glaube, der isch stark fürs ganze Leben, gell?" – „Vielleicht, Württemberger," sagte Halm gequält, „ich kann jedenfalls auch schon verstehen, wenn so mancher auf den Herrgott flucht. Da werden die Menschen geboren ohne ihren Willen, müssen so etwas Furchtbares durchmachen, sterben wieder und wissen nicht, warum das alles." – „Doch, i kann mir das wohl erkläre. Wozu isch denn der Sturm gut in der Natur? Gut isch er auf alle Fäll', sonst wär er net da. Der Bauer sagt: jetzt müscht mal ein ordentlicher Wind komme, daß die faule und taube Frücht abfalle – die unnütze Mitfresser. So isch es auch mit der Menschenseel – wen 's erfaßt hat, mein i, der kriegt helle Augen in diesem Sturm. Und wird stark und gütig – gütig, ja das isch das Rechte wohl."

„Was i nur net begreif," fuhr er dann nach einer Weile in seinem halben Selbstgespräch fort, „isch, daß uns Deutschland vergesse hat. Man sollt die Leut in der Regierung zur Rechenschaft ziehe, wenn mer heimkomme." – „Du sagst doch neulich selbst, Württemberger, Deutschland hat nichts mehr

zu melden." – „Ja, hascht recht. Man vergischt es immer wieder. 'S isch ja ein besiegtes Land. Wenn i doch nur wüßt, welcher Lump sich heut an mein'm Weihnachtspaket freut, das mei Weib mir g'schickt hat." „Und an meinem", rief Halm erbittert, „und an den zehntausend anderen. Jeder kriegt doch heute mindestens ein Paket von Haus. Dazu die Briefe und Karten – wo bleibt das alles?" – „Ob's nicht doch vielleicht noch kommt?" – „Ausgeschlossen. Wo ist denn die andere Post geblieben bisher? Ich weiß, daß sich meine Frau die Finger wund schreibt. Jeden Tag schreibt sie. Wo bleibt das? Wer liest das? Wer gibt den Franzosen das Recht – ach Gott, es ist ja alles Quatsch. Man darf überhaupt nicht darüber nachdenken, sonst könnte man verrückt werden. – Weißt du, Württemberger, ich habe oft Angst, daß ich hier im Gehirn was wegkriege." – „Das befürcht i auch oftmals. Wer weiß, vielleicht habe wir alle da schon g'litte und wisse es gar net. – Nu schau doch mal die Lausbube an da!" fuhr er plötzlich auf. „Ihr sollt das Zeugs net fresse, hab' i doch g'sagt!" Zwei seiner jungen Landsleute buddelten in der Nähe kartoffelähnliche Knollen aus, die von den ewig hungrigen Gefangenen gern gegessen wurden. Da sie aber meist in rohem Zustande gleich heruntergeschlungen wurden, hatte es schon manche Erkrankungen dadurch gegeben.

Die beiden ließen sich durch den Verweis nicht stören. Der eine hatte seinen Sandsack schon halb gefüllt. „Ich sag' nichts mehr," brummte der Alte, „laß sie nur mache. Es geht eben so lange gut, bis da auch mal was passiert. Vorige Woche isch sogar einer dran g'schtorbe. Alles müsse sie aber auch reinfresse. Gestern legt sich denn einer platt auf 'n Bauch und kaut Gras und Löwenzahnblätter rein, wie das liebe Vieh. I sag's ja – der Verschtand." – „Der Hunger, Württemberger." – „Tätst du das auch, – Gras und Kraut so roh reinschlinge,

trotz dem Hunger?" – „Gott bewahre, das mute ich meinem empfindlichen Magen nicht zu, ich will mich nicht mit Gewalt kaput machen." – „'s isch auch meischt immer nur das junge Volk so gierig, die noch nix in d' Knoche habe – wo willscht damit hii?" rief er den einen an, der eben mit seinem Sandsack vorüber ging. „In 'ne Wald," antwortete der kurz. „Friß aber net z'viel davon." – „Na –."

Beim Abmarsch war der Sandsack jedoch leer. „Wo hascht die Grumbeere?" herrschte ihn der Alte an. „Aufg'gesse", war die trotzige Antwort. „Alles? – Und allein?" – „Ja." – „Na, da wünsch i dir alles Gute."

Schon auf dem Marsch wurde der junge Mensch kreidebleich, und kaum im Lager, begann er jämmerlich zu stöhnen und fiel in Krämpfe. Der Alte schaffte ihn ins Revier. „Wenn er da durchkommt, kann er von Glück sagen", meinte er nachher zu Halm. „Sie wollten ihn net mal aufnehme, i mußt erscht Krach schlage. Was soll'n wir denn mit ihm beginne in d'r Nacht?" – – – – – –

Heiliger Abend. Hier und da brannte, vorsichtig nach draußen hin abgeblendet, doch ein Stück Draht in der Baracke.

Halm saß mit dem Rücken an den Pfosten hinter sich gelehnt und verzehrte nachdenklich sein Brot. Es war stockdunkel bei ihm, niemand hatte in dieser Ecke Licht gemacht. Von hinten schnüffelte der Hannoveraner übers Kopfende hinweg. „Was stinkt das hier?" – „Das kommt von der alten Pißbüchse," schimpfte Halm, „der über mir hat sie wieder nicht ausgeleert und da ist es den ganzen Tag durchgetropft. Ich hab' schon Krach mit ihm gemacht. Meine Bahre ist ganz naß am Fußende." – „Riecht wahrhaftig nicht nach Weihnachten", knurrte der Hannoveraner. „Mensch, das ist ja nicht zum Aushalten," rief er nach einer Weile wieder herüber, „da stimmt was nicht – von der Pisse kommt der Duft nicht allein."

Halm fiel es jetzt auch auf. Er wandte sich um, da sah er dicht neben seinem Kopf etwas Helles von oben herabhängen. Er zog daran, es war ein Hemd, eine weiche Masse darin. „Was ist das hier?" rief er empört hinauf, „du da oben – was hast du hier durchgesteckt?" Ein erschreckter Ruf oben – das Hemd wurde heraufgezogen. Dann fing eine tiefe Stimme an zu schimpfen. „Du mußt nun auch nicht zu schlapp markieren – einfach den ganzen Salat ins Hemde und hinters Kopfende gesteckt, daß es noch obendrein runterrutscht. Wenn der dich da unten nun meldet, bist du aufgeschmissen." – „Ich melde keinen," rief Halm hinauf, „aber so was darf auch nicht wieder vorkommen." – Dann stöhnte der, der über ihm lag, leise: „Ich kann ja nachts nicht mehr hoch – wenn ich draußen gewesen bin, bin ich immer so schlapp, daß ich nicht mehr hier raufklettern kann."

Tod, du hast bald wieder einen, dachte Halm und legte sich seufzend zum Schlafen hin. –

Heiliger Abend in der Gefangenschaft. – Herrgott, wie ist dieser Jammer möglich in deiner Welt? Wo bleibt deine Liebe, deine Allmacht? –

In der großen Baracke ist es still. Wo sonst Geschwätz und Gezänk zu hören war, herrscht heute dumpfes Schweigen. Einer nach dem andren zieht die Decke übers Ohr und träumt sich nach Haus oder weint in verbissener Wut in sich hinein. Da fängt am andren Ende jemand leise an, ein Weihnachtslied zu singen, doch im Augenblick ist auch der Teufel los – Fluchen, wüstes Geschrei und Schimpfworte hageln hinüber – der Sänger versucht, sich noch eine Weile trotzig durchzusetzen, aber zuletzt schweigt er eingeschüchtert. – –

Erika – Weihnachtsglanz – Wärme und Licht, Freude und Liebe – wie weit, wie weit. Doch über die nassen Augen senkt sich wohltätig der Schlaf, zaubert die hellen Bil-

der näher und näher und läßt sie in Träumen zur Wirklichkeit werden. – –

Mitten in der Nacht wird Halm wieder durch das Stöhnen eines Sterbenden wach. Er liegt ihm gegenüber im Gang, da wo Halm in den ersten Nächten hier geschlafen hat. „Fehlt dir etwas, Kamerad?" ruft er hinüber. Keine Antwort. Aber das Stöhnen sagt ja genug. Jetzt geht es in Röcheln über. Es ist grauenhaft anzuhören. Halm klettert von seinem Lager herab und bemüht sich um den Mann; doch als er ihm ins Gesicht leuchtet, sieht er, daß hier der Tod sein Werk schon vollendet hat, die Augen sind glasig und haben keinen Blick mehr für diese Welt.

Da hält er es in der Baracke nicht mehr aus. Über die Beine der im Gang Liegenden hinweg klettert er nach draußen.

Da ist Weihenacht – wie ein gewaltiger brennender Lichterbaum steht der Sternenhimmel über der Welt. – –

Stille, heilige Nacht – –

Frieden der Seele – – –

Heraus aus der Hölle

Während die Kompanie zum Appell angetreten stand, wurde der Tote hinausgetragen. Ihm hatte die Heilige Nacht Erlösung gebracht.

Der erste Weihnachtstag. Es wurde zur Arbeit eingeteilt wie jeden Morgen. Halm mußte Steine durch das Dorf karren. Auch am nächsten Tag. Der Württemberger war wieder mit ihm zusammen. Vor dem Dienst hatte der noch seinen jungen Landsmann im Revier besucht. „Er isch tot," berichtete er und heulte, als ob es sich um seinen eigenen Sohn handelte, „was soll i nun seiner Mutter erzähle? I kenn sie gut, wir

sind ja aus einem Dorf. Sag selbscht, Kamrad, hab i die Bub'n net immer ang'halte, sie solle sich in acht nehme? Hab i sie net immer g'warnt? Du warst doch oftmals Zeuge davon, und nun isch es doch passiert. Aber da kann ma gar nix mache, sie lasse sich ja net mehr belehre –."

In der Woche starb auch der junge Sachse, der über Halm lag. Der Tod befreite ihn von unsäglichen Qualen. Nacht für Nacht wimmerte und stöhnte er zuletzt.

Dann kam das neue Jahr – mit Verzweiflung und Zagen, kaum mit Hoffen empfangen. Was würde es bringen – Freiheit oder neue Martern? Arbeitsruhe gab es überhaupt nicht mehr, Sonntag wie Festtag wurde zum Dienst angetreten. Auch am Neujahrsmorgen. Der erste Gruß, den das neue Jahr Halm brachte, war wieder ein Toter. Sanitäter trugen eine Bahre aus dem Walde heraus. „Was ist mit ihm?" – „Er hat in einem Stollen nach Konserven gesucht, da ist er verschüttet – erstickt –."

Ach, es war jetzt alles so gleichgültig, man empfand kein Grauen mehr vor dem Tode. Tod oder Leben – zweifelhaft, was besser war.

Doch dann erlebte Halm noch etwas, das ihn wieder aufs tiefste erschütterte. Er begegnete Loseris in der Baracke. Der Ostpreuße hatte lange im Lazarett gelegen und war zu dieser Kompanie versetzt. Er sah recht bleich und elend aus und war noch schweigsamer als früher. Seitdem sie sich wiedergesehen, wich er nicht mehr von Halms Seite. Abends besuchte er ihn an seiner Bahre, lehnte sich an den Pfosten und – schwieg. Wenn er den Mund auftat, war es nur, um von Britschin und Krantz oder von der Heimat zu reden – von „Sonnntags morgens in der Heimat", wie Britschin damals. Daß er an dem Tag, als die beiden fielen, zum Kartenspielen gegangen und dadurch gerettet wurde, bedauerte er jetzt. Besser wäre es

gewesen, wenn ihn die Granate mit zerfetzt hätte, dann brauchte er dieses alles nicht mehr zu erleben, meinte er. Reusch läge übrigens auch im Lazarett, erzählte er, und er würde es wohl nicht mehr lange machen – war vielleicht schon in einer der Kisten gewesen, die mittags an der Front vorüber getragen wurden.

Halm hatte oft den Eindruck, als ob der lange Ostpreuße verwirrt redete. Wenn sie zur Arbeit antraten, stand er auch regelmäßig neben ihm. Sie hatten längere Zeit eine widerliche Beschäftigung: die blutigen Häute der geschlachteten Pferde zu ordnen und zu bündeln. Loseris murrte und klagte aber nie. Als die Arbeit für Halm so ekelhaft wurde, daß er nichts mehr essen mochte und einmal einen Ohnmachtsanfall bekam, übernahm Loseris die seine mit.

Dann hieß es mal wieder Holz suchen im Walde, was jetzt noch die beliebteste Arbeit war, denn man konnte sich dabei ein paar Stunden im Gebüsch verdrücken. Meist wurde das dann zum Schlafen ausgenutzt. Man war ja ewig müde. Einmal fehlte Loseris beim Antreten. Der Posten war nervös und ängstlich, die Gruppe suchte den ganzen Wald ab, doch der Lange war nicht zu finden. Andern Tags suchten sie von neuem. Da fand ihn Halm an einen Baum gelehnt, die Hände auf die Knie gestützt, und den Kopf vornübergelegt. Er rief ihn an – keine Antwort. „Loseris – schläfst du?" Er zog ihm die Hand vom Gesicht – sie war eiskalt und Loseris tot – eingeschlafen und hinüber gegangen ohne Kampf, ohne Schmerz, einfach, weil das Herz nicht mehr weiterschlagen konnte. –

Von da ab war es auch mit Halms Kraft zu Ende. Er gab sich keine Mühe mehr, das bißchen Leben zu erhalten, wo es doch so leicht auslöschen konnte, wie dieses Erlebnis zeigte. Er ließ alles gehen, wie es wollte, döste und spann sich Tag

und Nacht in einen Nebel wohliger Träume ein. Tod oder Leben, es war alles gleich, die Träume führten leicht hinüber wie auf einer rosenroten Brücke. – –

Doch zu dieser Zeit wurde es im Lager besser. Die Schweizer Kommission, wenn sie auch niemand in den Baracken gesehen hatte, sondern nur auf dem Hügel vorm Lager, wo sie die ganzen Anlagen von oben betrachteten, mußte mit ihrer Anwesenheit doch etwas aufgerührt haben, denn das Lager bekam einen neuen Kommandanten. Er stellte sich selbst den Gefangenen vor, sprach mit ihnen und sagte Besserung ihrer Lage zu. Schon sofort wurde die Essenration reichlicher. Es gab dicken, steifen Reis zweimal am Tage. Die Gefangenen aßen sich wieder satt. Freilich blieb es bei Reis – immer nur Reis jeden Tag; und als der schlimmste Hunger überwunden war, stellte sich neue Sorge ein – trotz des satten Magens wollte die alte Kraft nicht wiederkehren, alle klagten über eine unsägliche Mattigkeit in den Gliedern, die Knochen fühlten sich sonderbar weich an – das unheimliche Wort beri-beri geht von Mund zu Mund.

Neue Baracken wurden gebaut, die Leute aus dem Gang verschwanden endlich, eine Badeanstalt entstand mit Entlausungsvorrichtung, die freilich nur den Zweck hatte, die Eier auszubrüten – der laue Dampf tötete kein einziges Tier. Auch Kleidung traf ein, Hosen, Röcke, Stiefel mit Holzsohlen. Es wurde besonders mit den Stiefeln höchste Zeit, denn die meisten liefen schon längst auf der nackten Pfot'. Des Sonntags war wieder arbeitsfrei, jeden Mittag nach dem Essen konzertierte auch eine französische Militärkapelle draußen vorm Tor – eigenartige, flinke Weisen, die den Berliner Bierkutscher einmal zu dem empörten Ausruf veranlaßten: „Wat is denn det für Musike? Da kann man doch nich nach marschieren und nich nach tanzen!"

Ende Januar kamen dann auch wieder einzelne Trupps aus dem Lager fort zu Arbeitskommandos. Halm hatte Glück, er war gleich bei den ersten zweihundert Mann, die abgeteilt wurden. Es hieß, diese neugebildete Arbeitskompanie sollte nach St. Quentin kommen. Führer war der Vizefeldwebel Querl, der auch in Noyon das Arbeitskommando befehligte. Er stellte sofort wieder seinen Kommandiertenstab wie damals zusammen. Halm reihte er unter die Handwerker. Der Kompanie war von Anfang an eine Handwerksstube bewilligt. Es sollte für Halm eine Bevorzugung bedeuten, aber ebenso gern hätte er draußen mit gearbeitet.

In den ersten Tagen des Februar wurde die Hölle Candor von der Kompanie 960 verlassen. Auf der steinhart gefrorenen Landstraße nach Nesle klapperten vierhundert Holzsohlen dahin – eilig, eilig, daß sie nur fortkamen von dem riesengroßen Sarg. Männer mit langen Bärten waren es, mit ungeschorenem Haar und fahlen, eingesunkenen Gesichtern, die schmutzigen, zerrissenen Kleider flatterten fast um Knochen.

In Nesle wurde für einige Tage ein gutes Lager bezogen. Der Franzose ließ durch den Feldwebel sagen, daß niemand den Versuch machen solle, auszureißen. Die Bewachung – Marokkaner – sei von wütendem Haß erfüllt gegen die Deutschen. Jeder, der sich außerhalb des Lagers sehen ließe, würde sofort niedergeschossen.

Es war eine Bekanntmachung, genau so naiv und lächerlich wie alle, die man bisher gehört. Welches von diesen Skeletten, die hier interniert waren, brachte wohl noch die Kraft zur Flucht auf? Und welcher Marokkaner war nicht aufgebracht gegen die Deutschen?

Dann kam der Marsch nach St. Quentin. Dreißig Kilometer Wegs. Wieder war es frostkalt und die Landstraße glatt wie eine Eisbahn. Das Gehen war mühselig, immer wieder

gleiten die starren Holzplatten aus, mancher schlägt dabei hin, rappelt sich aber eilig wieder hoch, denn die Marokkaner wollen so schnell wie möglich St. Quentin erreichen und dulden keinen Aufenthalt.

Aber mit den vielen Ruhrkranken ist das doch nicht so schnell möglich. Längs des Weges hockt immer eine ganze Reihe von diesen Unglücklichen. Die Marokkaner ließen sie nicht zur Ruhe kommen, mit Kolbenstößen saßen sie dahinter und trieben sie vorwärts. Das Spiel machte den braunen Schurken noch Vergnügen, Gelächter und Witze begleiteten es, besonders wenn ein Kranker mit seinem Geschäft nicht fertig werden konnte und in der Hocke vorwärts sprang.

Fünf oder sechs Gefangene blieben ständig hinter der Kolonne zurück. Sie stöhnten und keuchten unter der Last ihres Gepäcks, und zwei besonders rohe Afrikaner stießen, traten und prügelten sie voran. Einer von diesen Bedauernswerten brach plötzlich zusammen. „Il est mort“, rief der Marokkaner dem Führer zu. Mit ausgebreiteten Armen und Beinen, wie gekreuzigt, blieb der Mann auf der Landstraße liegen. Bald darauf fiel ein zweiter, den die Marokkaner besonders gemartert hatten. Er lag wie ein Klumpen da und rührte sich nicht mehr. Der Schwarze bearbeitete ihn noch eine Weile mit Stößen und Hieben, dann rief er wegwerfend: „Ebenfalls tot!“ und ließ ihn liegen.

Der Prisonnier Halm, der in der letzten Reihe der Kolonne marschierte, wandte den Kopf und prägte sich das Bild ein, wie der dunkle Klumpen da auf der gefrorenen Landstraße immer weiter zurückblieb – „Nicht vergessen, nicht vergessen!“ murmelte er vor sich hin.

Er hatte noch kurz vor dem Abmarsch aus Candor Stiefel mit neuen Holzsohlen empfangen. Schon in Ham waren die durchgelaufen und die letzten zwanzig Kilometer trabte er

auf den nackten Zehen. Es war ein Wunder, daß sie nicht auf dem eisigen Wege erfroren; aber die scharfen Zacken des Eises rissen sie blutig, der Schmerz war fast nicht zu ertragen. –

Spät abends in St. Quentin. Die dunkle Gasse war ihm bekannt. Da links stand das hohe Gebäude des Lyzeums. Die Spitze des Zuges hielt am Tor und die erschöpften Leute hockten sich derweil auf ihre Bündel. Da kamen Poilus heran, gutmütige Menschen, die Brot und Fleischstückchen verteilten. Einer reichte ein großes Kochgeschirr durch die Reihen. Der Boden war hoch mit starrem Fett bedeckt. Ein Gefangener griff gleich mit beiden Händen hinein und schlang es trotz der Warnungen ohne Brot hinunter. Es lag eine fast wahnsinnige Gier in seinen Bewegungen – niemand sonst durfte davon bekommen, nur er, er allein – als ob er sich damit das Leben retten könne, das er doch in diesem Augenblick schon verwirkt hatte; denn sie waren noch nicht auf dem Hofe des Lyzeums, da krümmte er sich vor Schmerzen wie ein Wurm und fiel zu Boden.

Und dann die Nacht. In einem großen Schulzimmer wurden sie untergebracht. Die Lagerstätten hatten Maschendraht. Es lag sich gut darauf, aber der Raum war eisig kalt. „Sechs Grad minus heute abend", hatte ein Franzose am Tor zu seinem Kameraden gesagt und sich dabei heftig geschüttelt. Der hatte sich längst in seine molligen amerikanischen Decken gehüllt – die Gefangenen kannten nichts dergleichen, die Mäntel waren dünn und abgeschabt, die Decken kläglich kurz und die Körper doch so blutleer und wärmebedürftig. Da suchten einige Leute Holz zusammen, schleppten von wer weiß woher Öfen heran und heizten, bis die Öfen glühend waren und der ganze Raum von einer einzigen dicken, beizenden Rauchwolke erfüllt war. Plötzlich drang aus einer Ecke wildes Geschrei, ein Mann tobte herum und schlug alles kurz und

klein, was ihm in den Weg kam. „Der Friseur ist wahnsinnig geworden!" riefen welche. Man versuchte, ihn zu bändigen. „Ich bin blind, ich bin blind!" schrie er aber und schlug weiter um sich. Da wurde er kurzerhand in ein Nebenzimmer gesperrt.

Die ganze Nacht klapperte die Tür von den Ruhrkranken. Am anderen Morgen war der Flur besudelt von Kot und Blut. Mitten darin lag ein Toter, ein zweiter am Fuße der Treppe. — —

Sofort am ersten Morgen wurde zur Arbeit eingeteilt. Die meisten hatten Straßen zu pflastern und Ruinen abzutragen, einige kamen aber auch in Privathäuser, wo sie Ausbesserungsarbeiten verrichten sollten. Einer von diesen kam am Abend freudestrahlend mit einem Säckchen voll Keks — aus der eisernen Ration der französischen Soldaten — zurück, setzte sich behaglich in die Ecke, erzählte von dem guten Kommando, daß er geschnappt hatte, und aß dabei die Keksstücke auf. „Nun habe ich mich aber mal ordentlich wieder satt gegessen", sagte er zufrieden und legte sich zum Schlafen hin. Als ihn am anderen Morgen die Kameraden wecken wollten, da er nicht aufstand, und die Decke zurückschlugen, sahen sie ein kalkbleiches Gesicht — er war tot — das Herz hatte die plötzliche Belastung nicht ausgehalten.

Der Talgfresser war ins Hospital gekommen. Er quälte sich unter den furchtbarsten Schmerzen noch acht Tage, dann erlöste ihn endlich der Tod. Er hatte schwer gebüßt für seine Gier.

Der Feldwebel bestand darauf, daß Halm als Flickschuster fungierte, obwohl der dringend gebeten hatte, daß man ihn doch draußen in der Stadt beschäftigen möge. Der gelernte Schuhmacher, dem er zugeteilt wurde, war ein kleiner, stämmiger Ostpreuße. Außerdem waren zwei Schneider auf der

Handwerksstube, der eine davon hoch schwindsüchtig von Candor her, dann noch der Friseur, dessen Blindheit sich am anderen Tag wieder gegeben hatte.

Die fünf Handwerker bekamen eine Dachstube angewiesen, die sie sich erst noch einrichten mußten. In der Decke gähnte ein gewaltiges Granatloch, eine Tür existierte überhaupt nicht. Da wußte der kleine Schuster Rat. Aus allen Winkeln schleppte er zusammen, was irgend von Nutzen war für die Handwerksstube, die so gemütlich wie möglich werden sollte. Man hatte das lange genug entbehren müssen.

Die Tür war als erstes fertig – ein Rahmen aus Holzleisten mit starker Teerpappe bezogen. Teerpappe, von der sich große Rollen auf dem Boden befanden, mußte auch das Loch in der Decke füllen. Durchregnen würde es nicht, dafür garantierte der Schuster, der den halben Tag auf dem verräucherten Spitzboden herumgekrochen war bei der Reparatur und nachher aussah wie ein Schornsteinfeger.

Halm hatte inzwischen einen prachtvollen Kanonenofen aufgestöbert, der Schuster warf vom Boden Rohre herab und die beiden machten sich dann vereint daran, den Ofen aufzustellen. Das dauerte seine Stunden, denn er wollte und wollte nicht recht ziehen, bis der Schuster dem Rohr eine andere Biegung gab, da mit einemmal klappte die Sache.

Die Schneider nagelten die Betten zusammen, rohe Holzgestelle mit Maschendraht bezogen. Es würde sich weich darauf liegen. Der schwindsüchtige Schneider war ein unleidlicher Gesell. Einmal brachte er sich vor Liebenswürdigkeit um, im nächsten Augenblick war er wieder zänkisch und fing Streit an um die geringste Kleinigkeit. „Er wird es nicht mehr lange machen," sagte der Schuster heimlich zu Halm; „das ist immer so bei Schwindsüchtigen, zuletzt werden sie dann ganz hier oben. – Wenn er uns aber die Bude vollspuckt, melde

ich es dem Feldwebel. Da will ich nicht mit zusammenliegen – schließlich auch noch schwindsüchtig werden –."

Der Friseur half nicht mit beim Einrichten der Handwerksstube. Er zimmerte nur sein eigenes Bett auf und verschwand dann mit seinem Handwerkszeug. „Er muß sich nicht einbilden," rief der Schuster vom Spitzboden herab, als sich die Schneider über diese Unkameradschaftlichkeit aufregten, „daß wir alles für ihn mitmachen. Ich werde ihm das mal klarmachen, wenn er kommt." Und er machte es ihm gründlich klar. Aber der Friseur zuckte gleichgültig die Achseln. „Ich schlafe ja hier nur. Ich muß doch den ganzen Tag unterwegs sein. Und gerade heute wollen sie alle rasiert und geschoren sein – die Feldwebel, die Unteroffiziere –" –„Na, Mensch, denn fang doch wenigstens mit uns an," rief der Schuster, „wir sind dir doch noch näher und du bist von uns doch auch abhängig." Aber der Friseur war schon wieder hinaus. „Jedenfalls, das sage ich dir – Stubendienst machst du treu und brav mit, sonst kannst du was erleben", rief ihm der Schuster nach.

Die Mittagspause nutzte der Friseur besonders aus. Er hatte die Nase dafür, wo etwas zu erben war, denn nachher brachte er einen halben Sandsack voll Brot und Keks mit, setzte sich damit auf sein Bett und verzehrte alles in Gemütsruhe. Die anderen guckten neidisch. „Wahrhaftig," rief zuletzt der kleine Schuster empört aus, „der Bruder frißt alles allein auf. Mensch, du sollst dich doch schämen – haben wir nicht alles für dich mitgemacht?" – „Da, hast du was – und nun sei still!" sagte der Friseur und warf ihm ein Stückchen Keks hin, aber der Schuster schmiß ihm den Bettelbrocken an den Kopf. Von da ab waren die beiden ernstlich verfeindet.

Die Schuster richteten sich ihren Arbeitstisch unter dem einzigen Fenster ein, während die Schneider mit ihrem langen Tisch im Hintergrund blieben. Arbeit gab es sofort genug.

Besonders die Schuhmacher hatten alle Hände voll zu tun, die Holzsohlen waren alle durchgelaufen auf dem Marsch hierher. „Mehr Holzarbeiter wie Schuster ist man hier", knurrte der kleine Ostpreuße unwillig, als er immer wieder neue Platten auf die defekten Stellen nageln mußte. Aber er war ein unermüdlicher Arbeiter und verlangte von Halm nicht viel Hilfe. Der konnte sich auch noch nicht recht zum Arbeiten aufschwingen, hatte das Gefühl, als müsse er Tag und Nacht schlafen. Anfangs hielt ihn die Pflicht hoch, er wollte den kleinen Schuster nicht allein arbeiten lassen; aber als der ihm einmal sagte: „Wenn du so kaputt bist, dann schlaf doch erst mal ordentlich aus", da legte er sich kurzerhand hin und schlief ohne Unterbrechung geschlagene vierundzwanzig Stunden.

Neben ihm stöhnte und röchelte der kranke Schneider. Als der bald auch anfing, hinters Bett zu spucken, ging der Schuster tatsächlich zum Feldwebel und verlangte, daß der Schwindsüchtige runterkam von der Handwerksstube. Tags darauf wurde er dann auch abgeholt und ins Hospital geschafft, wo ihm der Tod schon nach wenigen Tagen das letzte bißchen Atem aus der Lunge preßte. — —

Das Dachstübchen war recht behaglich und die drei Handwerker — der Friseur ausgenommen, doch der war ja nie da — verstanden sich gut untereinander. Der andere Schneider war ein stiller, bescheidener Mensch, der wie selbstverständlich alle Stubenarbeit versah. Er fühlte sich dazu wohl verpflichtet, da er bedeutend jünger war als die anderen. Die vergalten ihm das dann wieder durch andere Gefälligkeiten. Der Schuster verstand es ausgezeichnet, den Leuten mit guten Kommandos in der Stadt Lebensmittel abzuknöpfen für seine Arbeit. Davon bekam dann der Schneider, der selten etwas „erbte", regelmäßig sein Teil ab. Auch der Friseur hätte dem hung-

rigen Jungen manches Stück Brot zustecken können, doch dieser Geizkragen behauptete, es wäre nicht mehr wie Pflicht, daß der Jüngste die Dreckarbeit in der Stube versähe.

Man zankte sich nicht lange mit ihm herum. Er hatte hinter seinem Bett den Sandsack hängen, worin er seine Brot- und Keksvorräte aufbewahrte. Wenn er nun seinen Stubendiensttag hatte, nahm der Schuster einfach aus dem Sandsack eine Handvoll Kekse und gab sie dem Schneider. Der Friseur schien es lange nicht zu merken, aber einmal kam er darauf zu und fuhr wütend auf den Schuster los. Der Sandsack verschwand. Ein verbissener Kleinkrieg begann zwischen Schuster und Friseur. Wenn dieser Stubendienst hatte, fand er abends sein Waschbecken mit dem schmutzigen Wasser im Bett, den Besen dabei; und am nächsten Morgen hatte er kein Wasser zum Waschen, außerdem war der Dreck aus der Stube vor sein Bett gefegt. Der Friseur war aber noch hartnäckiger als der Schuster. Er holte sich sein Waschwasser selber morgens und trug es auch sofort wieder herunter. Der Dreck vorm Bett störte ihn nicht. Er suchte einen Verbündeten in Halm, doch dem war der egoistische Duckmäuser schon in Noyon zuwider gewesen. Der Krieg endete zuletzt in Burgfrieden, denn man brauchte sich gegenseitig. Der Schuster allerdings ließ sich nicht von dem Friseur rasieren, sondern ging zu dem der anderen Kompanie, die in einem Seitenflügel der Schule lag. –

In dem Zimmer nebenan lagen vier Vize. Es stellte sich heraus, daß der Vize Müller, der von Candor her auf der ungeschriebenen Liste stand, mit dabei war. Die Wand nach dort hatte ein Loch, das die Handwerker schon ärgerte, da man hüben und drüben jedes Wort verstehen konnte. Aber in der bröckeligen Mauer hielt kein Nagel, sonst wäre es längst mit Teerpappe verdeckt. Einmal reichte ein Arm ein Paar Schuhe

hindurch. „Das ist ja fein," sagte der Vize dahinter, „jetzt brauche ich noch nicht mal den Weg in die Handwerksstube zu machen. Kann man alles gleich hier erledigen. He – Schuster!" – „Was heißt hier he – Schuster?" fuhr der Ostpreuße ärgerlich auf. „Wer von mir was gemacht haben will, soll durch die Tür kommen!" Darauf verlegenes Schweigen drüben. Einen Augenblick später kam der Vize selbst und entschuldigte sich. „Das Gesicht kenne ich doch?" meinte Halm nachher. „Müller heißt er", sagte der Schneider. „Was, Müller? Richtig, das ist ja der Lump aus Candor, der mit auf der Liste steht." „Was ist mit dem?" fragt der Schuster, der nichts von der Sache wußte. Halm erzählte es ihm. „So einer ist das? – Na, den werden wir schon kriegen. Schneider, geh mal rüber und sag, er soll noch mal kommen!" Müller erschien auf der Stelle mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt. Er glaubte wohl, es handle sich um eine Besprechung wegen seiner Schuhe. „Ich wollte Ihnen nur Ihre Schuhe wiedergeben," sagte der Schuster aber zu seiner Verblüffung, „lassen Sie se in Candor machen, da haben Sie mehr Freunde als hier." Der Vize wußte warum, fragte nicht lange, verlegte sich aber aufs Bitten und drohte zuletzt. „Und wenn Sie bis zum französischen Kaiser gehen, hier kriegen Sie nix gemacht", erklärte der Schuster aber kategorisch.

Es sprach sich dann sofort herum, daß der Feldwebel Müller mit in der Kompanie war. Von da ab hatte er keine Ruhe mehr, auch seine Kameraden auf der Stube machten ihm die Hölle heiß. Überall bekam er zu hören, was ihm auf der Heimreise blühen würde. Schließlich simulierte oder bekam er tatsächlich einen Tobsuchtsanfall, so daß man ihn fortschaffen mußte. Er wurde nicht wieder gesehen, was besonders der Schuster lebhaft bedauerte.

Ein aufrichtiger, ehrlicher Kamerad, dieser ostpreußische Schuster. Einmal zeigte er Halm seine feldmarschmäßige

Photographie. Dabei stellte es sich heraus, daß er Regimentskamerad von ihm war. Sie trugen ja seit langem keine Achselklappen mehr, daher wußten sie es nicht. Auf dem Bilde trug er eine Menge Kriegsorden, das E.K. II, den türkischen Halbmond, eine württembergische und eine hanseatische Medaille. Er erklärte, woher sie alle stammten; danach war er im Krieg weit herumgekommen, in Italien, in Mazedonien und Rumänien gewesen, sogar auf Gallipoli hatte er mit gekämpft. Er erzählte das einfach und wie selbstverständlich, renommierte nicht mit Heldentaten, obwohl ersichtlich war, daß er mutige Dinge vollbracht hatte.

Halm freundete sich allmählich mit ihm an, obwohl sie sonst keinerlei gemeinsame Interessen hatten. –

Dann begann der Kampf gegen die Ratten.

Nacht für Nacht rannten diese Biester, fett wie kleine Ferkel, auf dem langen Flur vor der Handwerksstube hin und her. Es war ein Gequietsche und Getrappel, daß die Handwerker oft kein Auge schließen konnten. Als die Ratten schließlich die Tür durchfraßen und ans Brot gingen, riß dem Schuster, der ihnen schon lange den Tod geschworen hatte, die Geduld. Er hatte damals auf dem Spitzboden Rattenfallen gesehen, die holte er jetzt herunter und stellte sie mit angebräunten Speckbrocken auf. Schon am ersten Morgen waren vier Ratten gefangen. Erhob sich die Frage: wie ums Leben bringen? Der Schuster hielt kurzerhand die Fallen eine nach der anderen aus dem Dachfenster und ließ die Ratten auf die Straße plumpsen.

Gleich darauf kam atemlos der Dolmetscher in die Handwerksstube gestürzt. „Habt ihr hier 'ne Ratte aus dem Fenster geschmissen?" – „Wir? Ausgeschlossen." – „Ist ja doch wahr. Kerls, das Biest ist dem Posten direkt auf den Stahlhelm geplumpst. Das kann 'ne nette Bescherung geben." – „Na,

wenn die olle Blechhaube man heil geblieben ist dabei", meinte der Schuster gelassen. „Aber wir sind's jedenfalls nicht gewesen." Es kam auch nichts danach. Die Beute der nächsten Nacht wurde jedoch nicht wieder auf diese Weise in den Tod befördert, sondern sollte ertränkt werden. Das erwies sich aber als unmöglich – so schnell wie die Ratten im Wassereimer waren, befanden sie sich auch wieder draußen und verschwanden. Da holte der Schuster von den Autofahrern Benzin und schüttete das über die geschlossene Falle – ein Streichholz dran, eine Minute Angst und das Biest war erledigt. So bekamen sie bald Ruhe vor den Plagegeistern.

Und der Tod würgte unter den Menschen weiter, nach wie vor. Jetzt kam er mit der Grippe, und bald gingen die Krankenträger auch hier wieder täglich aus und ein; aber wer ins Hospital kam, erlebte selten den Weg zurück. Der Franzose ließ bekanntgeben, daß die Kranken nicht so lange mit der Meldung warten sollten, die Behandlung setzte immer zu spät ein. Wer Fieberanzeichen merkte, sollte sich sofort beim Arzt melden. Aber es schien doch nicht daran zu liegen, auch wenn sich einer sofort krank meldete, starb er meist nach wenigen Tagen im Hospital. Da, in der höchsten Not, schrieb ein Mediziner in der Kompanie, der schon immer behauptet hatte, die Schuld läge nur an der bewußt oder unbewußt falschen Behandlung durch die Franzosen, nach Deutschland um Aspirintabletten. Und – es war wie ein Wunder – wo keine Post durchkam – dieses Päckchen traf ein! Dann gab er in allen Stuben bekannt: Wer Fieber hat, sofort zu mir kommen! Der Tod wurde bezwungen – wo die Aspirintabletten früh genug genommen wurden, hatte er keine Macht mehr. Und die Franzosen wunderten sich, daß in der Kompanie plötzlich keine Grippekranken mehr waren.

Eines Tages legte sich auch der Schuster hin. „Hol den Doktor!“ sagte er zu Halm. Der „Doktor“ kommt: „Fieber? – Steck mal das Thermometer in die Kerbe.“ Zehn Minuten Warten. Der Schuster kocht vor Hitze. „Wieviel?“ fragt er, als der „Doktor“ die Grade abliest. „Einundvierzig – na, die kriegen wir auch wieder klein. Hier, nimm mal zwei Tabletten.“ Der Schuster schluckt sie schweigend, liegt dann vierundzwanzig Stunden wie festgenagelt auf einem Fleck – ist am anderen Morgen wieder gesund, setzt sich ohne weiteres auf den Schemel und fängt an zu hämmern. „Willst du dich denn nicht erst etwas erholen?“ fragt ihn Halm. „Wozu? Ich bin doch gesund.“ – „Dann haben die Tabletten aber verdammt gut geholfen.“ – „Ja, weißt du – viel Zutrauen hatte ich aber nicht zu dem Dreck. Bei uns kuriert man die Influenza mit Grog, der wäre mir auch lieber gewesen –“

Die Grippe hatte große Lücken in die Kompanie gerissen. Auf jeder Stube waren Todesfälle vorgekommen. Die Gefangenen erholten sich nur langsam von all den Leiden, die sie im letzten halben Jahr durchgemacht hatten. Das Essen war zwar jetzt kräftig, aber eintönig – es gab täglich Kartoffelsuppe. Die in der Stadt gute Kommandos hatten, aßen schon gar nicht mehr in der Kompanie, so daß für die anderen immer reichlich zu haben war. Das nutzte auch die Handwerksstube aus. Jedesmal, wenn die Kompanie durch war, holte der Schneider den Rest aus dem Kessel herauf. Das waren dann fast nur Kartoffeln. Eines Morgens besah Halm erstaunt beim Waschen sein Handgelenk, das ihm mollig rund erschien, wie das eines dicken Mannes. „Bin ich denn so dick geworden?“ dachte er und beschaute sich in der Spiegelscherbe. Aber man hatte gar keinen Anhalt mehr.

Beim Appell beobachtete er heimlich den Friseur. Der hatte einen Bauch vor sich wie Falstaff und im Nacken wulstete sich

das Fett. Und des Schusters Figur näherte sich bald der Kugelform. Sonderbar, daß ihm das erst heute auffiel. „Bin ich eigentlich auch so auseinander gegangen?" fragte er den Schuster. „Es geht an," erwiderte der lachend, „aber das verschwindet alles wieder – ist nur aufgeschwollen von der ewigen Kartoffelsuppe."

Und wie mit einem Schlage war von da ab der Hunger weg. Die Küche behielt immer mehr übrig. Es gab fortan öfter Abwechslung im Essen.

Halm machte noch einmal den Versuch, von der Handwerksstube herunterzukommen. Die Leute aus der Stadt erzählten viel Interessantes von dem Leben und Treiben dort. Besonders die Verpflegung bei den Zivilisten rühmten sie. Es gab da jeden Tag gute Bouillon, gebratenes Fleisch, Wein und herrliches Weißbrot. Die deutschen Kriegsgefangenen waren in der Stadt beliebt. „Wenn wir nicht wären," sagte einer mal zu den Handwerkern – „der Franzmann ließe es sich ruhig durchs Dach aufs Bett regnen und den Wind in die kaputten Fenster pusten. Aber wir machen ja alles wieder in Ordnung und dafür ist er uns dankbar."

Darüber war es Ostern geworden. Die Linden auf dem Schulhofe trugen grüne Schleier und warme, sonnige Tage kamen. Am Ostermorgen saß Halm im Dachfenster, ließ sich von der Sonne bescheinen und träumte sich über die Dächer hinweg zur Heimat.

Noch immer war keine Post gekommen von dort, in der ganzen Kompanie nicht. Der Kommandant zuckte die Achseln, wenn sich die Leute beschwerten. Er wüßte nicht, woran das läge, erklärte er. Er täte sein Möglichstes, aber alle Beschwerden an höheren Stellen blieben unbeantwortet. Die Post nach Deutschland käme aber bestimmt hinüber.

Es mußte da irgend etwas vorliegen – vielleicht weil in

Deutschland Revolution war, daß man also alle aufwieglerischen Nachrichten von dort unterdrücken wollte.

Wenn die Post der Gefangenen hinüber gelangte, dann wußte Erika wenigstens, wie es um ihn stand, brauchte sich keine Sorge zu machen. Aber wie ging es ihr? Lebte sie überhaupt noch? Waren nicht alle lieben Worte an sie ins Leere gerichtet, an eine imaginäre Erika? An ein Grab? – Doch nur nicht daran denken – nicht an das denken! Für ihn lebte sie noch, alle Gedanken und Träume bewegten sich um die wirkliche Erika, wie er sie vor – wie lange schon? – vor anderthalb Jahren in Deutschland verlassen hatte.

Dieser Abschied damals – sie lachte und scherzte, um es ihm nicht zu schwer zu machen, aber immer wieder schossen ihr die blanken Tränen hoch, die sie dann sofort mit aller Energie zurückdrängte. „Ich weiß bestimmt, daß wir uns wiedersehen", hatte sie gesagt – „Unsinn, daß man sich aufregt – so 'n bißchen Trennung bloß –" und dann hatte sie ihn plötzlich aus der Tür geschoben, ein letzter Kuß – und dabei liefen ihr doch nun die dicken hellen Perlen übers Gesicht. Bis er auf der Straße war, hatte sie sich aber wieder zusammengerissen, sie winkte ihm aus dem Fenster nach. Ihre blauen Augen hatten so seltsam tief geleuchtet. Und dann war sie plötzlich verschwunden – war vielleicht in den Sessel gesunken, der am Fenster stand, und weinte, weinte. –

Erika, tapfere Erika – –

Er schrieb ihr, im Fensterrahmen hockend, einen Osterbrief – vier Seiten zu sieben Zeilen, aber alle Hoffnung und alle Liebe ließ sich darin zusammendrängen. –

Erika –

Drinnen im Zimmer saß der Schuster an dem Öfchen, das er mit allem Bedacht in gleichmäßiger Hitze hielt, und briet ein Pferdefilet. Er hatte es vom Küchenchef geerbt für eine Extra-

arbeit und Halm und den Schneider schon eingeladen, es mit zu verzehren. Aber sie winkten ab. Nie wieder Pferdefleisch! Als jedoch jetzt der liebliche Duft des Bratens zu Halm ins Fenster zog, festtägliche Erinnerungen und dito Appetit hervorlockend, da rief er ins Zimmer: „Kollex – ich esse doch mit!" – „Tu auch man – es wird fein. Sollste sehn, daß du es nicht von Rindfleisch unterscheiden kannst." Er hob den Deckel von der Pfanne. Da prutzelte das leckere Stück, das er in aller Sachkenntnis mit Zwiebeln und Gewürz bedeckt hatte. „Nimm mal 'ne Nase voll vorweg", lachte er.

Der Braten schmeckte wirklich ausgezeichnet und der Schuster quittierte befriedigt das Lob, das man seiner Kochkunst spendete. –

Bessere Zeiten

Nach Ostern kam die andere Kompanie, die im Seitenflügel lag, fort. Sofort rückten wieder neue ein. Es waren kräftige Leute in schmucken, sauberen Uniformen, die aus dem Lager Orleans kamen und größtenteils schon 1914 gefangen genommen waren. Auch der Geist bei ihnen war noch der von 1914. Sie hielten sich von Anfang an konsequent zurück. Es schien, als ob sie die Gefangenen von 1918 für Revolutionäre oder dergleichen hielten. Sie nannten sie die „schwarze Kompanie", wegen ihrer verwahrlosten Uniformen.

Aber diese besaßen auch ihren Stolz. Was hatten die von 1914 denn mitgemacht? Nichts, im Vergleich zu den Achtzehnern. Sie waren zwar zum Teil in Korsika und Algier gewesen, hatten aber im allgemeinen ein ziemlich geregeltes Leben geführt, Arbeit und leidliches Essen gehabt. Sie sahen auch gut genährt aus, und mit den Franzosen standen sie,

schien es, auf du und du. Sie wußten, was sie zu verlangen hatten, und verlangten es auch ungeniert. Außerdem sprachen sie größtenteils Französisch. Das machte hier schon viel aus.

Nein, die Leute konnten doch gar nicht mitreden. Wußten die, was Trommelfeuer war, was Gas und Tanks und Brisanzgranaten, was eine Feuerwelle und was Fliegerüberfälle waren? Und die Hinschlachterei zuletzt an der Front, der Munitionsmangel, der Hunger, die seelische Zermürbung – hatten sie davon eine Ahnung? Selbst so etwas wie Candor hatten sie nicht erlebt, glaubten auch gar nicht, daß es so schlimm dort gewesen sein sollte, wie man ihnen erzählte.

Man hatte den Eindruck, als ob sie die von 1918 für geistig minderwertig hielten. Es gehörte ja wohl auch nicht viel dazu, das anzunehmen. Die Leiden, die diese durchgemacht hatten, standen noch deutlich genug in ihren Mienen, die Augen blickten meist teilnahmslos. Da war nichts von der Frische zu spüren, die gesunde Menschen, wie die von 1914, umgab. Sie hatten große amerikanische Schlafdecken, hatten helle Leinenjacken, Bastschuhe und sonst noch manches Angenehme. Sie bekamen regelmäßig ihre Post, sogar Pakete, und sie hatten ihre Musikkapelle mit Geigen, Gitarren, Mandolinen, Zithern und Schützengrabenpauken. Sie konzertierte eines Sonntags nachmittags auf dem Hofe. Man promenierte plaudernd hin und her unter den Linden. Halm konnte Mandoline spielen und hätte gern einen der Musikanten gebeten, ihm die seine mal zu leihen, aber man wagte sich ja nicht an die heran. Er stand wehmütig beiseite, das Herz voll sehnsüchtiger Träume bei den Klängen der Walzer, Märsche und Lieder, die die Leute spielten.

Ein Gitarrespieler fiel ihm auf in der Kapelle. Er hatte intelligente Züge, ein braungebranntes Gesicht und träumerische dunkle Augen. Die blitzsaubere helle Leinenjacke stand

in seltsamem Kontrast dazu. Er mußte immer diesen Menschen anblicken, und das Verlangen kam ihm nach einem wirklichen Freunde, mit dem er auch gemeinsame geistige Interessen hatte. Der dort war vielleicht solch ein Freund, aber wie sollte er an ihn herankommen – eine Welt lag dazwischen. „Kommt nicht zu nahe heran," riefen die Musikanten den Umstehenden von der „schwarzen Kompanie" zu, „wir wollen hier keine Läuse aufschnappen!"

Doch der „schwarzen Kompanie" wurde allmählich auch ein menschlicheres Dasein zuteil. Der Unterschied zwischen ihr und der der älteren Gefangenen war wohl selbst den Franzosen zu kraß. Der Kompanieführer war ein St. Quentiner Bürger, der ein Interesse daran hatte, daß seine Vaterstadt so schnell wie möglich wieder aufgebaut wurde. Er machte selbst mehr den Eindruck eines Germanen, war groß, blond und breit, und er sprach in einer menschlich gütigen Weise mit seinen Leuten. Sie sollten fleißig arbeiten, dann wollte er ihnen auch allerlei Vergünstigungen verschaffen, versprach er ihnen. Eines Tages standen auf dem Hofe Kisten, die aus der Schweiz und aus Spanien gekommen waren. In der Schweizer Sendung waren Kleidungsstücke, deutsche Felduniformen, Wäsche und Stiefel, aus Spanien kamen von der deutschen Kolonie in Barcelona Leinenjacken, Bastschuhe, auch Wäsche und Lebensmittel.

Dann wurde auch eine Kantine eingerichtet. Da auch seit kurzem eine geringe Löhnung ausgezahlt wurde, zwanzig Centimes pro Tag, konnten die Gefangenen Schokolade, Rauchwaren und Obst kaufen. Hauptsächlich Feigen waren zu Spottpreisen und in Massen zu haben und fanden reißenden Absatz. Die zuckerigen Früchte wurden mit wahrer Gier verzehrt.

Bald kam Halm auch zu einem Musikinstrument. In der andern Kompanie war ein Uhrmacher, dem die „Schwarzen"

doch wohl nicht so abstoßend waren, als daß er nicht wenigstens mit ihnen Geschäfte machte. Halm erkannte in ihm einen der Mandolinenspieler aus der Kapelle wieder und fragte, ob er einmal das Instrument geliehen bekommen könnte. „Selbstverständlich – ich habe sowieso keine Lust dazu. Ich übe jetzt hauptsächlich Gitarre. Kannst du denn Mandoline spielen?" – „Ja." – „Dann können wir doch mal ein bißchen zusammen klimpern, ich suche einen Begleiter."

Von da ab war er jeden Abend auf der Handwerksstube und begleitete Halm zu den Wander- und Volksliedern, die der auf der Mandoline erklingen ließ. Und das Zimmer war immer voll von andächtigen Zuhörern: da kamen die Köche von nebenan, die Feldwebel, die Sanitäter oder sonstwelche Leute, die sich von unten heraufgewagt hatten in den „Kommandiertenhimmel". Man gewann wieder Interesse an den geistigen Genüssen des Lebens. Es war die uralte Entwicklung des Menschengeschlechts, die sich bei den Gefangenen in kurzem Abstand wiederholte – Körper, Geist, Seele, die Körper waren gekräftigt, der jetzige Hunger war schon höherer Art; aber alles Geistige war noch erst im Werden, Bücher fehlten. Die andere Kompanie besaß zwar eine kleine Bücherei, doch sie lieh nichts herüber davon. Auch nicht, als die „Schwarzen" durch die wiederholten Schweizer Sendungen ein menschlicheres Aussehen bekamen und gar von Läusen bei ihnen keine Rede mehr war.

Eine Zeitungsnotiz gelangte auf die Handwerksstube. Die Gefangenen würden bald freigelassen, hieß es darin – Verhandlungen seien schon im Gange. Die Notiz wurde ausgeschnitten und über den Schustertisch genagelt. Wer kam, las sie oder ließ sie sich von Halm übersetzen.

Man hoffte wieder –.

Einmal wurde Halm zum Adjutanten gerufen, der in einem kleinen Häuschen wohnte, das wohl sonst dem Schuldiener ge-

hört hatte. Der Adjutant gab ihm eine Zigarette und ein Paar Stiefel zum Besohlen. Als Halm damit die Treppe hinunterstieg, wartete unten auf dem Flur ein Gefangener auf ihn. „Du sollst mal zu meinem Leutnant kommen", sagte der und führte ihn zu einer Tür, an der eine Visitenkarte mit dem Namen: Lt. Schmitt hing. Halm guckte verwundert — hier gab's doch keinen deutschen Offizier. „Ein Französisch-Lothringer", erklärte der Bursche schnell und ließ ihn herein.

Leutnant Schmitt lag im Bett. Halm sah ein blasses Gesicht von echt französischem Typus, mit mandelförmigen Augen und kleinem schwarzen Schnurrbärtchen auf sich gerichtet. „Vous êtes cordonnier?" – „Non." Das Gesicht sah verwundert auf die Stiefel in des Gefangenen Hand und dann auf den Burschen. „Bist du denn nicht der Schuster?" fragte der. — „Flickschuster nur", antwortete Halm. — „Na, dann bist du doch so was wie Schuster. Der Herr Leutnant wünscht ein Paar Schuhe besohlt zu haben." — „Was ist?" fragte das Gesicht aus den Kissen. Der Bursche übersetzte in miserablem Französisch. „Bon. – Vous êtes cordonnier", sagte nun auch der Leutnant und erklärte, was er an den Stiefeln gemacht haben wollte.

Als Halm sich zur Tür wandte, rief ihm das Gesicht nach: „Attendez! – Was sind Sie von Beruf?" – „Buchbinder." – „Das heißt nicht einfach Buchbinder," verwies ihn der Bursche, „das heißt: Buchbinder, Herr Leutnant – mon lieutenant, sagt man im Französischen." Halm hatte diesen Zusatz absichtlich nicht gebraucht, weil er ihm gegenüber dem Gesicht im Bett zu lächerlich vorkam. Er schwur dem Tölpel von Burschen, der seiner Aussprache nach ein Polack sein mußte und selbst keine Ahnung vom Französischen hatte, Rache für diesen Verweis. „Sie können mir einige Bücher binden," sagte das Gesicht jetzt streng. — „Ich habe hier kein Handwerkszeug."

– „Das werde ich Ihnen aus Paris beschaffen. Schreiben Sie bis heute nachmittag auf, was Sie gebrauchen. Dort liegen die Bücher. Nehmen Sie sie mit und überlegen Sie inzwischen, welcher Einband sich dafür eignet. Heute nachmittag um vier Uhr sind Sie wieder hier – sonst –" und er machte die Geste des Abschließens. Also Prison.

Halm nahm schweigend die beiden Broschüren vom Tisch – Musset: Contes und Loti: Südseefischer – machte eine knappe Verbeugung und war endgültig entlassen.

Der Schuster schnüffelte in der Luft, als Halm wieder die Handwerksstube betrat. „Was bringst du denn für'n Duft mit? Warst du bei 'nem Weibe?" Halm knurrte eine ärgerliche Antwort und erzählte, was ihm begegnet war. „Wenn du lieber buchbindern willst, tu es," meinte der Ostpreuße danach, „ich werde mit der Schusterei schon alleine fertig." Halm hatte wohl Lust, einmal wieder in seinem gelernten Berufe zu arbeiten, er war nur erbost darüber, daß der arrogante Offizier, der gar kein Vorgesetzter der Kompanie war, ihn dazu kommandierte. Als der Dolmetscher auf die Handwerksstube kam, wurde er um Rat gefragt. „Der hat doch hier gar nichts zu befehlen," rief auch der erste, doch dann überlegte er sich den Fall ruhiger. „Was soll man schließlich machen – wenn er es absolut will – beschweren kannst du dich nicht über ihn, das ist nämlich der Verpflegungsoffizier für die Franzosen."

Auch der Schneider wurde angespannt. Der Pole kam und bestellte ihn für heute nachmittag mit. Jetzt stand ein wirklicher Offizier da – Leutnant Schmitt hatte sich sorgfältig angekleidet und sah in respektgebietender Haltung auf die beiden Prisonniers herab. Halm gab ihm nur seinen Zettel ab und verschwand dann gleich wieder. Der Schneider bekam den Auftrag, zu notieren, was er alles für eine Uniform gebrauchte, ganz mit der Hand genäht. Er kam fluchend auf die Hand-

werksstube zurück. „Für die Prisonniers bin ich da und jetzt soll ich für den Schangel was Neues arbeiten – obendrein auf seiner Bude. Wer soll denn hier jetzt die Arbeit machen?"

Am Sonnabend fuhr Leutnant Schmitt nach Paris und Montag früh um neun Uhr mußten die beiden auf seinem Zimmer zur Arbeit antreten. Er hatte alles, was aufgeschrieben war, mitgebracht. Jeder bekam eine Tischecke zugeteilt. Der Leutnant war wieder rein Gesicht und sah interessiert vom Bett aus zu. Endlich, gegen zehn stand er auf, kleidete sich ungeniert in Gegenwart der Gefangenen an und verließ das Zimmer. – Bis zwölf sollten sie arbeiten, befahl er ihnen vorher noch, dann Mittagspause und um zwei wieder antreten! Feierabend um sieben Uhr!

Kaum war Leutnant Schmitt draußen, schimpfte der Schneider los. „Hier kann man doch verdammt nicht arbeiten! Und dann unter Aufsicht." Halm warnte ihn. „Vorsicht! Ich traue seinem Burschen nicht, der horcht vielleicht an der Tür."

Der Bursche kam auch gleich darauf grinsend herein, räkelte sich im Faulenzer und erzählte, daß er demnächst entlassen würde. „Aber wenn der Urlaub rum ist, muß ich meine Monate noch bei der polnischen Armee abreißen. Das ist verdammt." – „Da haben wir es besser," meinte Halm, „wir bleiben keine neun Monate mehr Soldat." – „Ach, ihr – wenn ihr wüßtet, was man mit euch vorhat", sagte der Pole überlegen.

Der Schneider bekam schon am nächsten Tag Krach mit dem Leutnant. Er sollte den neuen Rock genau nach einem Proberock arbeiten. In der Mittagsstunde maß der Leutnant alle Konturen des neuen Rockes nach und verglich sie mit dem andern. Als der Schneider kam, gab es ein Donnerwetter. Aber der Schneider, der sonst so still und bescheiden war, ließ sich nichts gefallen, er erklärte, daß der deutsche Arbeiter es

gewohnt sei, sich nicht sklavisch an ein Muster zu binden, sondern auch seinen eigenen Geschmack verwenden dürfe. Der Leutnant verlangte, er solle alles wieder auftrennen und noch einmal nähen. Der Schneider weigerte sich, erklärte, daß er hier überhaupt nicht arbeiten könne, lief schließlich hinaus und knallte die Tür hinter sich zu. Der Offizier stand verdutzt da. „Was sollte das bedeuten?" fragte er Halm. „Herr Leutnant," begann Halm langsam und sann auf eine Ausrede – „der Schneider ist bei Arras verschüttet gewesen, da haben seine Nerven arg gelitten – wir haben auch öfter solche Auftritte mit ihm." „C'est malheureux", murmelte jener gutgläubig, gab Halm die Schneiderarbeit und befahl ihm, sie hinüberzubringen in die Handwerksstube. „Er soll die Uniform dort fertigmachen," sagte er dabei – „und so, wie er es in Deutschland gewohnt ist." –

Halm arbeitete in aller Ruhe an den Büchern weiter. Er band sich dabei nicht an die Arbeitszeit, die der Offizier bestimmt hatte, sondern kam und ging, wann es ihm paßte. Wenn der Leutnant zu Hause war, unterhielt er sich gern mit Halm. Sie sprachen über alles mögliche und Halm bereitete es einen besonderen Genuß, dem vollendeten Französisch zu lauschen, das jener sprach, und davon zu lernen. Ein beliebtes Thema des Leutnants war Geschichte. Er las die „Action française" und war natürlich Panfranzose, daneben ließ er nichts anderes gelten. Halm begegnete ihm ganz offen und furchtlos in den Auseinandersetzungen darüber, machte ihm seinen Standpunkt als Deutscher klar und wies oft genug nach, daß die Meinung des Leutnants lediglich von der „Action française" herrührte.

Diese Stunden gaben Halm viel Anregung. Sie wurden auch fortgesetzt, als die Bücher längst fertig waren. Da ging er bei dem Leutnant aus und ein und war stets willkommen.

Halm fand in diesem Verkehr nichts, obwohl ihm die Kameraden oft Schmuserei und dergleichen vorwarfen. Der Franzose war ein gebildeter Mensch und ersetzte ihm gewissermaßen den Freund, nach dem er sich sehnte. Er bekehrte ihn auch allmählich zu einer gesunden Ansicht über die Deutschen. Außerdem gab es mancherlei leckere Dinge dort zu essen, mit denen der Leutnant sehr freigebig war.

Der Pole fuhr eines Tages fort. Der Leutnant fragte Halm, ob er nicht Bursche bei ihm werden wolle. Der verneinte und der Leutnant kam auch nicht wieder darauf zurück. „Können Sie mir nicht einen tüchtigen Burschen verschaffen?" fragte er ihn aber nach ein paar Tagen, während welcher Zeit ein schmutziger, täppischer Bayer diesen Dienst versehen hatte, der außerdem kein Wort Französisch kannte. „Ein Bursche, der sauber und flink, aber kein Preuße ist." – Halm lachte. „Herr Leutnant, ich bin doch auch Preuße." – „Sie sind Hannoveraner, das ist etwas anderes", entgegnete jener mit erstaunten Augenbrauenhochziehen. Halm schlug einen Rheinländer vor, den er kannte. „Ein Rheinländer ist auch kein Preuße – fragen Sie ihn, ob er bei mir eintreten will."

Halm fragte den Rheinländer. „Ich bin ja eigentlich zu allem anderen geboren," sagte der wegwerfend, „als bei einem französischen Leutnant Pißpottschwenker zu spielen, aber wenn der Mann Verpflegungsoffizier ist, kann ich ihn gebrauchen. Ich habe bis jetzt verdammt schlechte Kommandos draußen gehabt."

Er sah auch recht verhungert aus. „An guter Verpflegung wird es dir sicher nicht fehlen", erwiderte Halm. – „Das ist auch das mindeste, was ich von einem Verpflegungsoffizier verlange", meint der andere und ging mit, um sich dem Leutnant vorzustellen.

Als er herausbekam, daß er auch Englisch verstand, meinte der Offizier, das käme ihm sehr gelegen, er wollte gern Englisch lernen. Der Unterricht begann sofort. Der Rheinländer mußte dem im Bett Liegenden die englischen Ausdrücke für alle Gegenstände sagen, die sich im Zimmer befanden. Der Leutnant mühte sich, sie nachzukauen, hatte aber bald genug von dieser ersten Lektion, kleidete sich an und ging fort. „Mensch, ist das ein dämlicher Kerl," schimpfte der Rheinländer hinter ihm her, „dem Englisch beibringen ist aber kein Vergnügen." – Er räumte etwas auf und ging dann. „Hör mal zu, Kamerad," rief ihn Halm zurück, „ich habe dir diesen Posten verschafft, damit du auch mal bessere Zeiten hast, nun streng dich aber auch etwas an, damit du ihn behältst." – „Wieso? Ist das noch nicht genug, was ich gemacht habe?" – „Ne, wahrhaftig nich – alles andere als das." – „Ich habe jetzt aber keine Lust mehr – ich hau mich in die Falle. Wiedersehn!"

Halm mußte für den Leutnant wieder einige Bücher binden und blieb daher auf dem Zimmer zurück. Er schaffte etwas Ordnung, damit die Faulheit des Rheinländers nicht allzusehr auffiel.

Der Mann war ein Mißgriff, er hatte die Schlafsucht in höchstem Grade. Morgens kam er um zehn, nachmittags um vier Uhr. Halm mußte ihn wer weiß wie oft aus dem Bett holen. Als dem Leutnant das einmal zu bunt wurde, entschuldigte Halm ihn. „Er ist sehr jung, außerdem elend und bleichsüchtig – von Candor her." – Das tat dem Franzosen leid. Mittags brachte er eine Flasche blutbildende Medizin mit, der Rheinländer sollte von seiner Anämie befreit werden. Täglich dreimal einen Teelöffel davon war die Vorschrift, aber er trank gleich zuerst die halbe Flasche leer. „Das Zeug schmeckt ja prachtvoll!" rief er begeistert. – „Wie Likör – da trink auch mal." Halm fand es auch nicht übel und gab der Flasche den

Rest. Der Leutnant wunderte sich nachher, aber der Rheinländer hatte solch eine scherzhafte Art, sich zu entschuldigen, daß der Franzose leise lächelte.

Am nächsten Mittag stand wieder eine frische Flasche im Schrank. Sie hielt diesmal zwei Tage. Da machte es der Leutnant anders. Er schloß die Flasche weg und teilte seinem Burschen dreimal täglich einen Löffel voll zu.

Die Medizin schlug an. Der Rheinländer verlor seine Schlafsucht, dafür bekam er jetzt die Freßsucht. Die Verpflegungsvorräte des Leutnants nahmen erschreckend ab. Er sagte jedoch nichts davon, scheinbar kam es ihm da gar nicht drauf an, und es schien auch, als ob er an dem Rheinländer einen Narren gefressen hatte. Er sah ihm vieles nach.

Aus dem hageren, lang aufgeschossenen Jüngling wurde schnell ein stämmiger Mann. Einmal sah ihn Halm auf dem Hofe neben einem Holzstamm liegen, den er zersägen sollte. Es war ein heißer Tag, verständlich, daß er wieder einmal Morpheus huldigte, aber er schnarchte so unverschämt dabei, daß ihn Halm wecken mußte. „Nun treib es aber nicht zu auffällig", warnte er ihn. Der Rheinländer lag breit auf dem Rücken. Sein respektabler Bauch wölbte sich in die Luft. „Ich finde, du bist nett rund geworden", spottete Halm. „Hundertsechsundachtzig. Aber auf zwei Zentner muß ich noch kommen." „Mach' keinen Quatsch, Mensch! Hör endlich auf mit deiner Fresserei. Der Franzmann macht sich darüber lustig und dann wird es gleich wieder verallgemeinert: der Deutsche ist verfressen." – „Der Deutsche tut eine Sache um ihrer selbst willen, und das habe ich auch getan, basta!" Und er bearbeitete mit seinen neugewonnenen Bärenkräften den Holzstamm, daß die Stücke nur so in der Luft herumflogen.

In diesen Tagen ließ sich auch die Schweizer Kommission im Lager sehen. Der kleine Schuster flog beinahe dadurch ins

Loch. Als die Herren nämlich auf der Handwerksstube erschienen und fragten: „Nun, Leute, hier habt ihr's doch sicher gut?" gab er unverblümt zur Antwort: „Hier, ja. Aber Sie hätten uns in Candor mal danach fragen sollen." Es kam merkwürdiger- oder verständlicherweise nichts danach.

Candor. Wenn man mit einem Franzosen darüber sprach, wurde er meist verlegen. Der Adjutant sagte, es sei ein Vergeltungslager gewesen. Aber man hatte den Eindruck, als ob das erst später daraus gemacht worden war.

Einmal mußte Halm zum Major kommen, der die Gefangenenläger St. Quentins unter sich hatte. Es war ein dicker, gemütlicher Herr. Leutnant Schmitt hatte ihm erzählt, daß der Prisonnier gut Bücher binden könne, und so gab er ihm ebenfalls einige zu binden. Dadurch bekam Halm mehr und mehr in seinem Berufe zu tun und war leidlich zufrieden dabei. Die Zeit verstrich schneller, das brennende Heimweh milderte sich –.

Doch dann kam plötzlich das Gerücht auf, daß die Kompanie 960 nach Laon verlegt werden sollte zum Blindgängersprengen. Es bewahrheitete sich, schon nach wenigen Tagen kam der Marschbefehl, aber zugleich wurde eine Liste von Leuten verlesen, die hierbleiben sollten. Es waren zwölf Mann, Halm darunter.

Er hatte sich aufgeregt über das Kommando nach Laon – gerade jetzt, wo es hier zum Aushalten war, ging es wieder fort, noch dazu mit der fünfzigprozentigen Aussicht in den Tod, denn Blindgängersuchen erforderte viel Opfer – nun, wo er hierbleiben sollte, war es ihm aber auch wieder nicht recht, denn er trennte sich ungern von den Kameraden. Es hieß, die Liste wäre vom Major aufgestellt, die Leute sollten zu seiner persönlichen Verfügung stehen. Auch das kam noch dazu, daß die Zurückbleibenden der Kompanie der alten Gefangenen zugeteilt wurden.

Seelenmord und Selbsthilfe

Als die Kompanie nach acht Tagen abrückte, blieb Halm allein auf der Handwerksstube zurück. Die andern elf lagen auch verstreut in irgendwelchen Stuben und niemand kümmerte sich um sie. Die Küche gab ihnen ohne weiteres Essen aus, die Leitung der andern Kompanie – sie hatte die Nummer 350 – verlangte weder Dienst noch Arbeit von ihnen. Es hieß, sie ständen zwar doch in der Liste, aber da der Major sie beanspruchte, hätten sie mit der Kompanie sonst nichts weiter zu tun. Eine angenehme Aussicht, denn der Major schien die Leute schon vergessen zu haben – er beschäftigte keinen mehr.

Halm kümmerte sich um die andern auch nicht weiter. Er kannte sie kaum. Als er so vierzehn Tage mit Essen, Trinken und Schlafen auf der leeren Handwerksstube zugebracht hatte, hörte er – er lag eben wieder auf seinem Bett und überlegte zum xten Male, ob er diese Zurückgezogenheit so weiterführen könne, ohne Gefahr zu laufen, sich Prison zu verschaffen – auf dem Flur draußen Schritte. Jetzt suchen sie dich, dachte er, und horchte – eine Tür nach der andern wurde geöffnet und wieder zugeschlagen. Dann näherten sich die Schritte der Handwerksstube – Halm sprang vom Bett auf und beschäftigte sich krampfhaft mit irgend was – es klopfte – „Herein!" – – Gott sei Dank, eine deutsche Uniform – ein langer bebrillter Unteroffizier schob sich herein. – „Entschuldigen Sie – sind Sie hier auch von der Kompanie 960 zurückgeblieben?" – „Jawohl." – „Ich ebenfalls. – Schornberg ist mein Name." – „Halm." – „Ich liege da unten auf einer Bude einsam und verlassen. Rüberzugehen habe ich keine Lust, ich mag mit den Herrschaften nichts zu tun haben." – „Mir geht es genau so", sagte Halm und empfand Sympathie für den Langen. Nur,

daß der das förmliche „Sie" gebrauchte, gefiel ihm nicht. „Wollen wir uns nicht zusammenlegen auf eine Bude?" fragte jener nun, „ich komme gern hier herauf zu Ihnen. Die Stube hier ist sowieso gemütlicher als der große Bockstall, auf dem ich liege." – „Gewiß – ich habe nichts dagegen." – „Na schön. Ich bin gleich wieder da."

„Man hält es ja wohl so aus bis zur Heimreise," meinte er, als er wieder heraufkam, seine Siebensachen auf das Bett warf, in dem der Friseur gelegen hatte und sich darauf einrichtete, „– aber wenn nur diese verdammte Langeweile nicht wäre! Man kann doch nicht ewig mit sich selbst diskutieren, da wird man ja verrückt bei. Zu lesen hat man auch nichts. – Ich habe Sie unten auf dem Hof schon immer angeguckt und gedacht: der Kamerad wäre wohl geeignet, dir die öden Stunden ein bißchen verkürzen zu helfen. Hoffentlich bin ich Ihnen nun nicht gerade in die Quere gekommen – vielleicht wollten Sie lieber allein sein –."

„O nein, im Gegenteil", sagte Halm höflich. Der Lange erzählte dann von sich. Er war aus Trier gebürtig und in Luxemburg von Jesuiten erzogen, die er seitdem haßte. Seine Eltern wohnten jetzt in Metz, würden aber wahrscheinlich von den Franzosen ausgewiesen, er wußte es nicht, hatte auch noch keine Nachricht von dort.

Hinterher diskutierten sie bis in die Nacht hinein über Gott und die Welt und kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Schornberg war ein merkwürdiger, zergrübelter Geist, der alle Fragen des Glaubens mit ätzender Ironie abtat. Für Halm war es selbstverständlich, daß irgendein Wesen existierte, von dem das Weltganze geschaffen war, während Schornberg das nicht so ohne weiteres annehmen wollte, für ihn gab es noch eine Reihe anderer Möglichkeiten. „Außerdem, was geht's uns an," fügte er verbissen hinzu, „wir haben nicht

die Sinne, das zu erfassen. Meinetwegen mag's auch einen Gott oder so was geben, aber man soll ihn nicht anbeten. Benedicimus te? Adoramus te? – Ich wüßte nicht warum. Er hat mich doch nicht vorher gefragt, ob ich in diese dreckige Welt wollte. Ich möchte eher mit dem alten Herrn mal sachlich reden. Wie kann er zum Beispiel so 'ne Schweinerei zulassen wie diesen Krieg – ach es ist ja alles Quatsch, man sollte sich mit solchen Gedanken gar nicht befassen, es ändert ja doch nichts!" rief er dann plötzlich resigniert aus.

Er war natürlich Nietzscheaner und zitierte viel aus dem „Zarathustra". Halm kämpfte verzweifelt gegen seinen zerstörerischen Geist an. Er fühlte das Gläubige in sich so blutwarm und kraftvoll, daß es für ihn gar keine Zweifel gab. „Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, warum auf den Gräbern ausgerechnet Kreuze stehen?" fragte der Lange plötzlich. – „Nein. – Oder doch, es ist ja eigentlich selbstverständlich. Bekenntnis zum christlichen Glauben. Wie die Juden den Stern und die Türken den Fes – hab ich wenigstens in Galizien gesehen, da hingen Fesse auf den Grabschildern, als Ersatz dafür auch Blumentöpfe –." „Schön. Also wir das Kreuz. Warum?" – „Weil Er – " – „Wer ist Er? Wie kommt dieser vor zweitausend Jahren gekreuzigte Jude dazu, uns sein Kreuz aufzuzwingen? Bedenken Sie – zweitausend Jahre seufzen unter diesem despotischen Joch –" „– des Geistes." – „Des Geistes? Es ist eine unerhörte Anmaßung von einem einzelnen Menschen –" „– er war ein Gesandter des Geistes." – „Behauptete er selbst und wir glauben es kritiklos. Die Juden sagten: Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muß er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. – War denn das nicht richtig? Wenn so'n Mann heute aufträte, würden sie ihn ins Gefängnis oder ins Irrenhaus sperren. Und laß damals gewesen sein, was will – ein Kreuz als Abschluß eines Menschen-

lebens ist trotzdem sinnlos. Ich würde einen Kreis als Symbol des Todes vorschlagen, Rückkehr, Geschlossenheit in sich. Ein Mensch lebt, kämpft, durchläuft alle Phasen der Zeiten, wie sie sich auch in der Natur finden, ist schließlich der Sache müde und legt sich schlafen — aus! Da kommt so ein schreckliches Kreuz auf sein Grab. Warum? Er war doch müde und ruht endlich. Weil er gelitten hat? Er hat doch auch sein Vergnügen gehabt — alles gemischt. Kreis, Kranz, meinetwegen auch ein Himmelbett, aber nicht so was —" — „Ich würde die Kurve als Symbol wählen," sagte Halm nachdenklich — „hinauf — Höhe — zur Erde." — „Auch das. Läßt sich nur schlecht darstellen." — „Wo das Kreuz angebracht wäre?" — „Na?" — „Auf dem Soldatenfriedhof. Im Felde." — „Meinetwegen. Das ist schon eher verständlich. Opfertod. Für was, ist ja schließlich schnuppe." —

Am nächsten Morgen kommt der Schreiber auf die Handwerksstube, so selbstverständlich, als wüßte er längst, daß die beiden hier liegen, und sagt: „Die Kompanie zieht morgen um in die Champs-Elysées. Ich soll euch das mitteilen." Und geht wieder.

„Verdammt, nun müssen wir doch mit den arroganten Brüdern zusammen", knurrte der Lange hinterher.

Sie verabreden, daß sie ihre Schlafstellen möglichst nebeneinander nehmen wollen.

Die Champs-Elysées sind der Stadtpark von St. Quentin. Unter den hohen Platanen gegenüber dem Landwirtschaftsdenkmal wurden dreizehn Zelte aufgeschlagen, die gewaltig groß waren, hoch wie Baracken, und je sechzig Mann faßten. Sie hatten an jeder Seite eine Reihe Fenster, die bei dem sommerlichen Wetter heruntergeklappt werden konnten. Daß Regen hier durchkam, hatte wohl keine Gefahr, denn die Zeltbahnen waren doppelt und die äußerste zudem so dick wie Elefantenhaut.

Wenn man ein Zelt betrat, ehe die Betten darin aufgeschlagen waren, konnte man sich auf ein heimatliches Schützenfest versetzt fühlen – der grüne Wiesenboden, die Sonne überm Dach und draußen das heitere Laub der Bäume.

Es glückte den beiden nicht, ihre Betten nebeneinander zu bekommen, sie kamen zwar in das Zelt der Kommandierten und Funktionäre, aber der Zeltälteste traf eine ganz bestimmte Anordnung, wobei sie auseinander kamen. Halm hatte es in seinem neuen Schlafnachbar wieder mit einem Ostpreußen zu tun, einem frischen, gesunden Naturburschen, Wasgin mit Namen, der in seiner überquellenden Lebenslust mit jedem Rauferei anfing und auch jeden auf den Boden legte, bis man herausbekam, daß er auch seine schwache Seite hatte: er konnte durch Kitzeln zur Strecke gebracht werden. Dann quiekte er vor Lachen wie ein Ferkel.

Dem langen Schornberg war der Naturmensch ein Dorn im Auge. Er machte Halm Vorwürfe, daß er nicht energischer darauf bestanden habe, neben ihm zu liegen; aber Halm war doch innerlich froh, daß er nicht mit diesem ewig nörgelnden, selbstquälerischen Geist zusammenliegen mußte. Der lebenslustige Ostpreuße gab ihm das Lachen wieder.

Gleich nach dem Umzuge in die Champs-Elysees bekam die Gefangenenkompanie einen neuen Kommandanten. Es war ein unangenehmer Mensch, Deutschenfresser wie er im Buche stand. Er ließ am Eingang des neuen Lagers ein Prison nach Candorer Muster anbringen, vollständig offen und mit Draht überspannt, als wenn Tiere hinein sollten. Die da drin lagen, wären täglich, stündlich den Blicken der eigenen vorübergehenden Kameraden ausgesetzt gewesen. Zum Glück nahm der Major bei der Besichtigung des Lagers Anstoß an dieser mittelalterlichen Einrichtung. Er donnerte den Leutnant sogar öffentlich an und befahl ihm, das Prison entfernen zu lassen.

Halm stand am nächsten Tage dabei, als es von einigen Leuten abgerissen wurde. Da trat der sympathische Gitarrespieler aus der Kapelle auf ihn zu. „Eberhard heiße ich –." „Halm." – „Du gehörst mit zu dem Majorskommando, Kamerad?" – „Ja, wir sind aber scheinbar vergessen – arbeitslos", lachte Halm. „Wird schon noch kommen. Ich gehöre auch mit zum Stabe des Dicken, muß da Lichtpausen machen und so. 's ist ein gemütlicher Herr. Alter Adel. Ich wußte gleich, daß der den Marterkasten da nicht lassen würde."

Sie bummelten dann plaudernd durchs Lager und Halm sah seinen Wunsch plötzlich erfüllt: sie befreundeten sich miteinander. Eberhard war ein Nürnberger Kunstmaler. Als er hörte, daß Halm auch gewisse künstlerische und literarische Ambitionen besaß, wurde er warm. Er hatte in Nürnberger Künstlerkreisen viel mit Schriftstellern und Dichtern verkehrt und interessierte sich sehr für Literatur, besonders für Lyrik, die er als die höchste Wortkunst pries. Halm wollte daneben auch das Drama gelten lassen, aber der Nürnberger ließ sich von seiner Ansicht nicht abbringen und rezitierte zum Beweis eine Reihe Gedichte.

Dann lud er Halm ein, mit in sein Zelt zu kommen und sich seine Bilder mal anzuschaun. Er hatte in einer großen Kiste unter dem Bett eine Menge Kartons mit Zeichnungen und Ölbildern. Auch Holz- und Linoleumschnitte nach Motiven aus der zerstörten Stadt brachte er zum Vorschein.

Halm bewunderte die Arbeiten und bedauerte nur, daß er nicht sehr viel von der Technik verstand, um sie ganz würdigen zu können.

Am nächsten Abend kam Eberhard mit seiner Gitarre zu Halm und sie musizierten zusammen. Ein Kreis von Zuhörern sammelte sich schnell, der alle bekannten Lieder mitsang. Zwischendurch trug Eberhard Kabarettchansons vor. Er ver-

stand die Gitarre dabei meisterhaft zu handhaben und war auch in seinem Ausdruck ganz Künstler. Nach jedem Lied von ihm erhob sich lauter Beifall. Halm spielte auf der Mandoline das „Ave Maria“ von Gounod. Die Zuhörer staunten, daß man diesem simplen Instrument auch solche Weisen entlocken konnte.

Der lange Schornberg befand sich auch unter ihnen. Halm sah einmal mitten im Spiel auf in sein Gesicht, das einen spöttischen Ausdruck hatte. Er wußte, was das sagen sollte: „Es ist und bleibt ein Wimmerschinken, auch wenn Sie sich noch so darauf abquälen.“ So ähnlich hatte er sich schon mal ausgedrückt. Ihn packte die Wut auf den Spötter und er nahm sich vor, die Freundschaft mit ihm nicht weitergehen zu lassen; doch als er nachher, nachdem er Eberhard noch zu seinem Zelt begleitet hatte, an dem Lager Schornbergs vorüberkam, hörte er dessen bittende Stimme: „Kommen Sie doch noch ein paar Minuten an mein Bett, ich möchte gern etwas mit Ihnen plaudern“ – da gab er doch wieder nach, allerdings mehr aus Mitleid, denn der Lange hatte hier keine Freunde.

Er klagte darüber, daß sie sich jetzt so wenig sprechen könnten und durch die neue Freundschaft Halms wohl bald ganz entfremden würden. „Ich habe in den letzten Tagen und Nächten viel nachgedacht,“ fuhr er dann fort, – „wir Menschen sind doch im Grunde genommen ein verunglücktes Experiment – Kinder einer blinden Liebe zwischen Natur und Geist. Und nun müssen wir das ausbaden. Von der Natur haben wir unsern Körper und zum Geiste sehnen wir uns. Es ist just wie in einer unglücklichen Ehe. Wie ein Spielball werden die Kinder da zwischen den beiden Gatten hin und her geworfen. Jawohl, genau so ist es mit uns. Natur das Weib, der Geist der Mann und diese unglückliche Liebe währet ewiglich. Immer wieder fühlt sich das Weib zum Manne hingezogen, immer

wieder die Natur zum Geist – wer ist die eifrigste Kirchgängerin? Das Weib. Aus Sehnsucht. Und immer wieder verschludert der Mann sein Edelstes an das Weib. Die Kirche hat schon recht, wenn sie da von Gott und Teufel spricht. Aber die Pfaffen, diese reinen Knechte des Geistes, haben nicht das Recht, uns ganz hinüberzuziehen zu ihrem Herrn. Wir Menschen sind doch nun mal zwiespältig. Es soll sich keiner von uns Kindern aus dieser Ehe dazu hergeben, einem oder dem andern der Eltern ganz zu dienen. Das ist Verrat an uns, das rächt sich. – Sehen Sie sich die Menschen an, die ganz des Geistes voll sind – schauen Sie sich diese Körper an – unsere ganze Generation krankt doch an einer Überfütterung mit Geist. Daher auch der Bankerott jetzt – sehen Sie mich an, was haben die Jesuiten, diese Oberfronvögte des Geistes, aus mir gemacht: einen unglücklichen, zerrissenen, zu jeder frohen Lebensäußerung unfähigen Menschen – –." – „Sie müssen sich aber nicht so zergrübeln, Schornberg, machen Sie doch bei uns mit, singen Sie, machen Sie Ihren Körper wieder gesund – auch die Natur ist jedem verlorenen Sohn gnädig." – „Nur, wenn es noch früh genug ist. Bei mir hat es keinen Zweck mehr, wer erst so dem Geiste verfallen ist, muß sich weiter quälen. Mann, wenn Sie ahnten, wie ich in seinen Klauen zappele." – „Ich glaube, Schornberg, Ihre Lebensweisheit hat doch ein Loch. Ich glaube an eine Trinität! Körper, Geist und Seele. Es gibt noch etwas außer Natur und Geist – –." „Sie glauben, ja Sie glauben nur immer. Sie sollen nicht nur glauben, Sie sollen wissen, und was Sie nicht wissen, ablehnen – jetzt lassen Sie mich, ich muß erst mal darüber nachdenken."

Am nächsten Morgen kam der Bursche des Majors, ein langaufgeschossener Franzose, ins Lager und holte Halm ab. Der Major hatte wieder allerlei Beschäftigung, auch für die

Schneider — sie sollten seine Käppis mit neuen Schnüren versehen. Halm bekam einen Passierschein für die Stadt und wurde beauftragt, die Zutaten einzukaufen. Es war ein wohltuendes Gefühl für ihn, mal wieder frei, ohne Bajonettbegleitung gehen zu können.

In der Stadt herrschte ein interessanter Betrieb. Alle Nationen, die am Kriege teilgenommen hatten, waren hier vertreten. Da sah man Engländer, Schotten, Kanadier, Russen, Anamiten, Chinesen und Japaner noch in ihren Uniformen herumlaufen, dazwischen elegantes Volk aus Paris, stark parfümierte und recht bunt gekleidete Damen und affektierte Stutzer. Der einfache Bürger aus der Stadt verschwand zwischen diesem Gemengsel aus aller Welt.

Die Häuser waren meist schon notdürftig geflickt. Zuerst hatte man allerdings die Läden wieder instand gesetzt, denn hier galt es vor allen Dingen, die Konjunktur auszunutzen. Es war auch wieder alles zu haben und überall wurde gekauft und gehandelt.

In einem Laden kaufte Halm Zutaten für die Schneider ein. Es war voll von Käufern darin, meist Frauen. An einer Wand hing das bekannte Hetzplakat — „mit diesem Mörder, mit diesem Brandstifter, mit diesem Boche spricht man nicht, man verhandelt nicht mit ihm, man kauft nicht von ihm —".

Ihm schoß das Blut in den Kopf vor Scham und Wut. Er nahm sich vor, den Ladeninhaberinnen, zwei älteren Damen, mal eine Lektion zu geben. Es war doch unerhört, daß jetzt, wo die Deutschen sich in der Stadt so nützlich gemacht, vielleicht gar selbst dieses Haus wieder in Ordnung gebracht hatten, diese Hetze noch fortging.

Er studiert einen Augenblick aufmerksam das Bild und merkt schon, wie hinter ihm verlegenes Getuschel anhebt. Dann benimmt er sich in jeder Hinsicht korrekt und höflich —

das Glück ist ihm auch noch günstig: ein altes Mütterchen stolpert, ihr Korb fällt zu Boden, er bemüht sich um sie – und sie dankt vielmals, dankt ihm gerührt und verlegen. Dann öffnet er ihr noch die Tür. Und die Verkäuferinnen hinterm Tisch sind ebenfalls rot im Gesicht, als er sich nun zu ihnen wendet und freundlich seine Wünsche äußert.

Er erzählt das Erlebnis Schornberg. Der hat auch öfter in der Stadt zu tun und besucht den Laden, um die Lektion seinerseits fortzusetzen. Aber er findet das Bild nicht mehr vor.

Die abendliche Gesangsstunde wird fortgesetzt und die Schar der Sänger und Zuhörer von Tag zu Tag größer. Sobald nur die ersten Klänge des Wanderliedes: „Wie hat das Gott so schön bedacht –" ertönen, das als Eingangslied regelmäßig gespielt wird, kommen sie aus allen Zelten herbei.

Nur Schornberg findet bald keinen Geschmack mehr daran. „Diese Art, der geistigen Verödung entgegenzutreten," sagt er zu Halm „ist mir doch zu vulgär. Bitte, seien Sie so nett und kommen Sie öfter zu mir. Mit Ihnen kann man reden – seinen Geist mit Edlerem füllen. Er hat einen verdammten Hunger danach. Geht's Ihnen nicht auch so?" – „Nicht immer," sagte Halm, „ich finde auch oft Genüge am Singen und Musizieren." – „Genügsamer Mensch –."

Ein Lehrer gründete einen Gesangverein, der draußen unter den Bäumen übte. Das gab Schornberg Veranlassung zu allerlei ironischen Bemerkungen über deutsche Sentimentalität und Vereinsmeierei. Halm verteidigte die Kameraden, die sich auf ihre Weise ergötzten. Der Lange erwiderte gereizt und sie gerieten in Streit. Halm kümmerte sich von da ab weniger nm ihn, er hatte keine Lust, sich durch solche galligen Reden die Freude am Singen verderben zu lassen, denn sie spielten auch auf seine Stunden mit Eberhard an.

Eberhard brachte eines Abends noch einen Lautenspieler mit, einen jungen Lehrer, Geist mit Namen. Und dieser führte dann auch seinen Freund in dem Kreise ein. Eschebach hieß er. Er hatte einen prachtvollen Baß.

Sie sangen und spielten sich ein und wurden bald im Lager das Künstlerquartett genannt. Halm wurde auch in die Kapelle aufgenommen, und wenn die Sonntags nachmittags ihre Konzerte gab, mußte sich das Quartett regelmäßig in Sonderdarbietungen hören lassen.

Es war ein heiterer Sommer. Die Tage flossen schnell dahin. Doch all die scheinbar frohen Stunden täuschten nicht darüber hinweg, daß in den Herzen der Gefangenen die Sehnsucht nach der Heimat brannte, wie kaum zuvor. Oft hörte man des Nachts unterdrücktes Stöhnen in den Decken irgendwo, und in solch einer Nacht, die auch er schlaflos, mit quälenden Gedanken an Erika, von der er noch immer keine Nachricht hatte, verbrachte, gelang Halm ein Gedicht auf diesen seelischen Zustand.

Er zeigte es Eberhard am nächsten Abend.

Gefangene

Nachts, wenn die Träume niedersanken
Mit tausend süßen Heimgedanken
Auf unsre Herzen – hoffenswund,
Hör' ich oft durch die Stille dringen
Dies kettenmüde, wirre Stöhnen
Aus manchem Mund.
Als könnt das Herz nicht mehr bezwingen
All sein vergeblich Heimwärtssehnen,
Und dieser Tage hoffnungslose Zahl,
Und all die Qual – –

Eberhard meinte, es gäbe bessere Gedichte, er erkannte aber Halms Talent an. Er müsse nur erst wieder in Übung kommen. Ein paar Tage später hat Eberhard zufällig ein Gemälde fertig, das die Aussicht von dem Fenster seines Arbeitszimmers auf die Stadt zeigt. Das Bild ergreift Halm tief. Trümmer, nichts wie Trümmer. Drunten in den zerstörten Straßen ein paar einsame Menschen – im Hintergrund die Ruine der Kathedrale, doch über dem allen aus abziehendem Gewölk die Strahlen des neuen Tages. Es packt ihn wieder. Er muß seine Ergriffenheit darstellen, wie der Maler in diesem Bild, so er in Worten, die er schmiedet und glüht und formt, bis sie zum Kunstwerk geworden sind.

St. Quentin

Morgenhelle über Trümmerdächern –
Wie die Nacht in Blut geschwelgt – verrauscht
Das Grauen, doch aus schwerem Traum gerissen
Noch das Herz der Totenklage lauscht.

Morgenfrische. Daß das Herz das Grau'n verwinde,
Harret harte Arbeit sein;
Aus den Lüften ruft ein Glockenton zur Messe
Und es folgen Beter sein.

Morgenstille in den leeren Straßen.
Langsam wird das Leben wieder wach.
Stadt der Trümmer – aus der Nacht der Schrecken
Blühe dir ein schöner Tag.

Er zeigt es Eberhard. Der wundert sich über die Gedanken, die der Freund seinem Bilde unterlegt hat. „Hast du dir denn nicht dasselbe dabei gedacht?" fragt ihn Halm. „I wo – ich mal halt nur das ab, was mir gefällt, denk mir aber nichts

dabei. – Maler sind keine Philosophen", lacht Eberhard. Aber das Gedicht gefällt ihm und er bittet sich eine Abschrift aus. Halm widmet es ihm, worauf Eberhard mit dem Geschenk von zwei Linoleumschnitten dankt. –

Einmal kursiert das Gerücht im Lager, die Heimreise stände dicht vor der Tür. Die Dolmetscher bestätigen es. Auf der Schreibstube lägen schon die Papiere und Listen bereit. Sie tun nur noch etwas geheimnisvoll hinsichtlich des Abreisetages, aber dann kommen sie damit heraus, daß es der nächste Montag ist. Von jetzt ab arbeitet kein Mensch mehr. Die Sachen werden gepackt und man wartet ungeduldig.

Doch der Montag kommt, aber kein Abmarschbefehl mit ihm. Die Dolmetscher werden entrüstet gefragt, sie zucken die Achseln, es hat tatsächlich ein Abmarschbefehl vorgelegen, doch nun ist auf einmal keine Rede mehr davon. Man wirft ihnen vor, daß sie eine Latrinenparole verbreitet hätten, und droht, sie zu verprügeln. Die Enttäuschung ist ungeheuer.

Das Leben im Lager geht wieder seinen alltäglichen Gang, doch die Sehnsucht nach Haus ist jetzt wie aufgerührt.

In Deutschland wird für die Verzweiflung unter den Gefangenen der Ausdruck „Seelenmord" geprägt. Über die Schweiz kommen Bücher und Musikinstrumente. Auch die deutschen Landsleute in Barcelona schicken wieder Kisten mit Liebesgaben.

Die Kompanieleitung regt an, daß ein Theater gebaut wird, wie es auch andere Kompanien schon haben. Der Vorschlag wird größtenteils begeistert aufgenommen, aber es gibt auch manche Gegner.

Auch Halm ist entschieden dagegen. „Wenn wir den Franzosen offen zeigen," sagt er in seinem Freundeskreis, „daß wir uns hier amüsieren, heißt es: die halten's doch aus hier, was soll denn das Gerede und Geschreibe in Deutschland,

die Gefangenen hätten's schlecht, gingen an Seelenmord zugrunde usw. Todsicher, daß sie auch Aufnahmen vom Theaterpublikum machen, wie es vergnügt lachend vor der Bühne sitzt. Und die werden dann in der Welt verbreitet. Schon hat der Franzmann wieder das Odium des zu Unrecht Beschuldigten für sich. – Vergessen wir doch Candor nicht, Herrschaften."

Er redet aber vergeblich. Eberhard ist unbedingt für das Theater, auch Geist. Eschebach will es mit keinem verderben, sagt nicht ja und nicht nein. Sie verstehen Halm nicht, haben ja allerdings auch Candor nicht erlebt.

Doch das Theater wird auch ohne sie gebaut. Wasgin schleppt eines Tages mit seinem Trupp ein großes Zelt ins Lager, andere bringen Stollenbretter und Stangen. Wasgin ist Zimmermann von Beruf, da fühlt er sich auch hier berufen und im Handumdrehen entsteht unter seiner Leitung eine nette Freilichtbühne auf dem Platz neben der Küche. Als alles fertig ist, kommt Eberhard mit Farbentöpfen und bemalt Vorderfront, Vorhang und Kulissen. Am Sonntag mittag ist die Bühne fertig, ein entzückendes Miniaturtheater, bunt, einladend, mitten auf dem grünen Rasen, und harrt nun der Jünger Thaliens.

Die haben sich in aller Heimlichkeit bereits gefunden. Ein Regisseur ist da, ein Theaterdirektor sogar, einige Berufsschauspieler und begeisterte Dilettanten genug. Auch an Requisiten fehlt es nicht. Die Prisonniers haben aus den Trümmern der zerschossenen Häuser manches Brauchbare herangeschleppt.

Am Nachmittag dieses Sonntags sitzen die vier Freunde zusammen draußen in der Zaunecke. Eberhard ist glücklich, daß er die Bemalung der Bühne hinter sich hat und daß sie so gut gelungen ist. Er singt ein Lied nach dem andern. Halm

kommt über seine Verstimmung nicht hinweg. „Wenn das Theater", ruft er, „von uns Gefangenen aus eigenem Impuls gebaut wäre, aber so – kaum, daß die Franzosen gnädig winken, springt schon alles – es ist mir zu dumm, wahrhaftig." Sie lachen ihn aus und hoffen heimlich, daß er sogar mitmachen wird, wenn das Spiel erst beginnt. „Ich singe auf der Bühne Lieder zur Laute", erklärt Eberhard. „Die Kabarettlieder?" fragt Eschebach. „Ja." – „Und dann müßtest du mit Geist zusammen Wanderlieder singen", schlägt Eschebach vor. „Famos! Wird gemacht!" ruft der Maler begeistert, „zwei Klampfen und Wander- und Volkslieder. Machst doch mit, Geist?" – „Selbstverständlich." – „Man müßte nur so eine durchgehende Idee haben dazu. Ein kleines Spiel", sinnt Eberhard nach – „So'n Singspiel", meint Eschebach. „Wanderlieder?" fährt Halm aus seinem Schmollwinkel auf, „das ist doch ganz einfach: Im Krug zum grünen Kranze, Milieu Wirtsgarten, Spieler: fahrende Schüler und so –" „Mensch das wird gemacht! Geist und ich als Scholaren – Biedermeierkleidung, langer grüner Rock, bunte Mützen, Bänder an den Lauten." – „Es muß aber etwas Dialog zwischen den Liedern sein", bohrt Eschebach weiter und tut, als ob das Halm gar nichts anginge. „Ja, Dialog," sagt Eberhard wieder nachdenklich, „– och, das machen wir schon."

Da steht Halm auf und geht im Lager spazieren. Als er nach einer Weile zurückkommt, hat er den Plan zu einem Singspiel fertig. Alle blicken ihn gespannt an. „Also ich denke mir das so:" erklärt er, „vier Personen – erstens der Wirt, zipperleinbehaftet –"; sofort springt Eschebach auf und humpelt mit gut gespielter Verzweiflung umher. „Gut, Eschebach der Wirt – dann der Handwerksmeister, misepetrig, stöhnt, schimpft über die schlechten Zeiten –" Schweigen. „Dann das Wirtstöchterlein Liesel" – „Geist – du!" sagt Eberhard.

„Du bist verrückt, Mensch! Ich ein Mädel spielen?" – „Na, das Gesicht hast du doch dazu", ruft Halm, was ihm Geist übelnimmt und lange nicht vergessen kann. Aber er fügt sich dem Drängen der Freunde und akzeptiert die Frauenrolle.

„Na, und dann der Scholar," fährt Halm fort, „das ist natürlich Eberhard. Das Spiel geht dann so vor sich: Motto: „Gesang verschönt das Leben." Die beiden Alten sitzen da im Wirtsgarten, schimpfen und stöhnen. Die Liesel läßt natürlich auch den Kopf hängen in so 'ner Gesellschaft, der Alte fährt sie obendrein noch an – da kommt der Scholar angesungen. „Wie hat es Gott so schön bedacht, daß er den Wanderburschen macht –" Na und nun kommt Leben in die Bude. Liesel holt ihre Gitarre, sie singen zusammen, allein und dann wieder alle zusammen – er singt ihr das: „Mädele ruck, ruck, ruck" ins Ohr – ein bißchen verliebt tun dabei –" Eberhard mimt schon fest derweil, „– dann singt er auch den beiden Alten ein Lied, dieweil die Liesel eben mal drinnen ist, irgendeins meinetwegen: „Ich ging einmal spazieren, nanu, nanu, nanu –" Aber hinterher auch unsere Soldatenverse. Deswegen muß die Jungfrau Liesel ja verschwinden derweil. Wißt ihr, das kann ein ulkiges Terzett geben. Die beiden Alten singen regelmäßig die Refrains „Nanu, nanu, nanu" und „Was sagste denn dazu!?" und der Scholar das andere. Und so weiter, da können noch eine Menge Lieder hinein. Der Abgesang des Scholaren ist jedenfalls zuletzt: „Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß." Der dicke Wirt hat dann noch das allerletzte Wort, er macht 'nen Luftsprung – ist gesund geworden, alles vom Gesang." – „Und keine Verlobung? fragt Eschebach. „Verlobung? Kitsch!" regt sich Eberhard auf, „bloß nicht so was darein. Aber wer spielt denn nun den Handwerksmeister?" – „Halm, du!" Halm überlegt. „Wenn ich so unkenntlich wie möglich gemacht werde und kein Name

genannt wird auf dem Programm, übernehme ich die Rolle ausnahmsweise. Aber kommt mir später nicht noch mal damit." – „Ausgeschlossen. Nie werden wir dich wieder belästigen", verspricht Eschebach, der sein Ziel erreicht sieht, hoch und heilig.

Zwei Tage darauf sind die Verse des Spiels fertig. Eberhard schafft emsig an den Kulissen dazu. Die Proben beginnen. Was sich sonst am Theater begibt, interessiert die vier nicht.

Das Programm weist jedenfalls trotz mancher Streichungen des Regisseurs noch eine lange Reihe Darbietungen auf, die von mittags bis abends reichen wird. Das Singspiel steht ziemlich am Schluß, zwischen allerlei Couplets. Namen sind bei ihm nicht genannt. Es heißt einfach: „Im Krug zum grünen Kranze. Ein Spiel mit Gesang."

Der Eröffnungssonntag bringt wundervolles Wetter. Auf dem Theaterplatz herrscht schon eine Stunde vor Beginn lebhafter Betrieb. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Jeder bringt seinen Schemel mit und stellt ihn hin, wo er Platz findet. An einem Baum zur Seite hängt das Programm, ein riesiges Plakat, von Eberhards Hand gemalt: ein Laute spielender Pierrot in leuchtenden Farben und daneben die Reihe der Darbietungen.

Die Lagerkapelle eröffnet die Reihe der Vorträge mit zwei Märschen. Max, der Kapellmeister und erster Geiger zugleich ist, strahlt vor Vergnügen. In der Kapelle sitzen auch Eberhard, Geist und Halm, die gleich nach den beiden Stücken hinter die Bühne laufen, um sich umzukleiden. Dann trägt der Gesangverein das: „Elslein von Caub" vor und hinterher: „Ich fahr dahin, weil es muß sein". Gut. Schön! Vater Stahlhut, der Dirigent, hat Zug in seinen Leuten. Und das alles ohne Noten – eine Leistung!

Und nun folgen – sehnlichst erwartet – die anderen Piecen in bunter Abwechslung. Couplets steigen, ein Kraftmensch

produziert sich, ebenfalls ein Verwandlungskünstler, auch einer – es ist der Regisseur selbst –, der mit urkomischen Gliederverrenkungen aufwartet.

Viel Gutes geht über die Bretter des Bühnchens da oben, aber auch manches Minderwertige ist darunter. Der Regisseur erzählte dem Quartett in der Garderobe, es hätten sich auch allerlei Mimen gemeldet, die er nach einem Probevortrag abgewiesen, die aber unbedingt darauf bestanden hätten, ihre Talentlosigkeit offen zu beweisen. Da steht eben ein kleiner Sachse wie angenagelt vorn auf der Bühne, der das Couplet von „Onkel Fritz aus Neuruppin" wie einen Choral herunterleiert und noch x-mal stecken bleibt dabei. Unten lacht man schon über seine Dummheit, was er aber auf den Vortrag münzt. Er lacht munter mit und kann schließlich vor Lachen kaum weitersingen. Als er am Ende ist, erhebt sich unten ironischer Beifall, der kein Ende nehmen will. Und er verbeugt sich immer wieder geschmeichelt.

Aber kaum ist er hinter der Bühne, fährt der Regisseur wutentbrannt auf ihn los: „Mensch, du –! Ha – duu Mensch!! Hab ich dir nicht immer gesagt, du blamierst dich mit deinem „Ongel Fritz aus Neu – ru – bbin –?" Doch der Sachse ist entrüstet. „Ich mich plamiert? Wer behauptet das?" – „Wir alle zusammen", erwidert Eberhard ruhig und schiebt den unglücklichen und erbosten Mimen die Hühnerleiter runter! „Laß dich ja, ja, nie, nie wieder hier oben sehen!" ruft der Regisseur noch hinter ihm her.

Bis das Singspiel drankommt, ist das Publikum schon ziemlich müde. Aber der Regisseur hat es nicht umsonst fast an den Schluß gesetzt – es frischt die Geister noch einmal wieder auf.

Als der Vorhang sich dazu erhebt, hört man denn auch erfreute „Ah's" und „Oh's" im Auditorium. Zum erstenmal

ist die Kulisse gewechselt: ein Wirtsgarten am Rhein in aller Realistik – grüne Läden und Blumen am Fenster, über dem Eingang der Krug im grünen Kranz, seitwärts die Regentonne, ein Kehrbesen lehnt daran und ein Kätzchen räkelt sich in der Sonne.

Der komisch humpelnde Wirt wird mit drastischen Zurufen begrüßt, was Eschebach gleich so anregt, daß er einen Dialog mit dem Publikum improvisiert. Den Handwerksmeister kennt niemand. Er ist unglaublich grau – grau der lange Bratenrock, die Hose, der Zylinder, sein ganzes Gehabe ist grau und misepetrig. Dann kommt die Liesel. Da ist man aber baff. Das Kind ist so hübsch, daß man nicht weiß, ob die nun echt ist oder nicht. Das Publikum spielt recht angeregt mit, bis der Scholar kommt und der Gesang beginnt. Da wird es manch einem arg wehmütig zu Sinn bei den alten lieben bekannten Liedern.

Dann wieder erhebt sich tosendes Gelächter, als das ulkige Terzett steigt. Die Verse werden vom Publikum noch verlängert und Eberhard geht bereitwillig darauf ein. Immer kommen neue, meist recht drastische zum Vorschein. Ein Gefangener scheint solche direkt zu dichten und findet überhaupt kein Ende, bis Eberhard schließlich Schluß macht, denn das Liesel holt doch drinnen nur ihre Gitarre und muß ja mal wieder zum Vorschein kommen.

Als der Wirt seine witzigen Schlußworte gesagt hat, erhebt sich donnernder Beifall, der kein Ende nehmen will. Man verlangt, daß das Stück noch einmal gespielt wird. Aber Eberhard weigert sich energisch. „Noch mal? Das gibt Quatsch!" ruft er und schminkt sich ab. „Souvignier (Souvignier ist der Theaterdirektor) – sag ihnen: nächste Woche!" Der dicke, gemütliche Aachener, der sich für diesen Tag extra einen Frack geliehen hatt, begibt sich vor den Vorhang und richtet das aus, worauf Ruhe eintritt. –

Eberhard hatte für Wein gesorgt. Sie verbringen den Abend zusammen an Halms Lager. Die Stimmung ist allerdings auch ohne Wein angeregt genug. Es wird gesungen, geplaudert und neue Pläne entstehen. Als Eberhard erzählt, daß er zu Haus oft als Pierrot gekleidet herumläuft, ruft Eschebach: „Du mußt als Pierrot auftreten!" – „Geist auch wieder mit", schlägt Halm vor, doch Geist lehnt diesmal ab. Er fürchtet, wieder als Mädchen verwandt zu werden. „Außerdem kann ich diese Lieder nicht so", sagt er. „Nicht als Dame," ruft Halm aber, „– auch als Pierrot. Donnerwetter, da wird wieder ein feines Stück draus. Eine Pierrette muß allerdings auch dabei sein." „Die spielst du diesmal", sagt Eschebach trocken. Halm lacht, schon wieder halb eingefangen.

Sofort entsteht der Plan. „Das Stück heißt also: ‚Pierrot und Pierrette'", erklärt Halm. „Und ich denke mir das so: zwei Pierrots werben um die Pierrette. Jeder will sie zur Frau. Aber sie verschmäht beide. Zum Lieben ist sie da, nicht zum Kinderkriegen. Nur Schmetterling will sie sein, nicht Arbeitsbiene – und dann kann noch ein Clown dabei sein. Eschebach – du!" – „Hm", macht der zustimmend. – „Oder besser noch Clown und August. Leichte und derbe Komik gegeneinander. Eschebach, du spielst besser den August." – „Mache ich auch, wenn's sein muß – den Clown kann ja Kröger geben, der ist es sowieso schon halb." Eschebach sieht, daß er diesmal nicht viel zu purren braucht, Halm schwimmt schon feste mit.

Eberhard entwirft begeistert die Kostüme: „Pierrots gleichmäßig: lila, grüne Knöpfe und Aufschläge, weiße Kappen, weiß gepudert, Pfauenfeder an der Kappe. Pierrette: goldgelbes Kleid, Saum ausgezackt mit grünen Ecken dazwischen, grüne Knöpfe und so weiter, sonst auch Krause weiß usw. Pierrots Gitarre, Pierrette Mandoline. Clown weiß mit

schwarz, August schwarz mit wenig weiß." – „Und die Aufstellung auf der Bühne muß ganz symmetrisch sein," ruft Halm, durch Eberhards farbenfrohe Beschreibung seinerseits wieder angeregt; „die Pierrette ist der Mittelpunkt, Pierrots rechts und links davon, die beiden derben Komiker im Hintergrund", – „und dann male ich eine große grüne Maske mit gesenkten Wimpern, die mitten über der Szene hängen muß," ruft Eberhard dazwischen, – „und der Hintergrund muß ganz dunkel sein, Decken oder so, kein Eingang zu sehen. Die Spieler kommen durch Schlitze herein", ergänzt Halm. „Famos! Dazu male ich zwei Vignetten – längliche Form – auf jeder einen Schmetterling, der auf einer Blüte tänzelt. Die kommen in den Hintergrund beiderseitig vom Mittelschlitz!"

Noch in der Nacht entstehen die ersten Verse, am nächsten Mittag liest sie Halm den Freunden vor, die Lieder werden dazu festgelegt, Eberhard hat die Maske schon fertig, die Vignetten sind in Arbeit. Nachmittags kauft Halm Stoff ein. Die Schneider werden in Bewegung gesetzt. Verse, leuchtend wie die Farben des Spiels, sind Halm gelungen und Eberhard erklärt begeistert, daß er ein echter Dichter sei.

Kröger, der Lagerdolmetscher, mimt gern den Clown. „Der Leutnant interessiert sich für das Stück", erzählt er bei der Gelegenheit, „er hat das Programm gelesen und gefragt, wer das Stück verfaßt hat." – „Soll er bloß nicht selbst zur Aufführung kommen", brummt Halm unwillig.

Halm zieht sich schon zwei Stunden vor der Vorstellung an, da er sich erst etwas an die weibliche „Kluft" gewöhnen will. Außerdem macht's ihm Vergnügen, die Kameraden damit aufzuziehen. Eberhard macht große Augen, als er das entzückende Pierrettchen sieht, und sinkt feierlich vor ihm auf die Knie. Da hebt sie graziös den Rock und zeigt ihre Spitzenwäsche. Eberhard wird glutrot, erhebt sich stirnrunzelnd:

„Mach einen nicht ganz und gar verrückt", sagt er leise und wendet sich ab. Aber er läßt dann kein Auge mehr von der Schönen.

Die Zahl der Zuschauer hat sich verdoppelt, auch die Nachbarkompanie ist heute vertreten. Als der Vorhang hochgeht, herrscht minutenlang atemlose Stille. Die Bühne zeigt ein dunkles Halbrund, nirgends ist ein Eingang zu sehen. Man überlegt, wie da die Spieler hereinkommen sollen, denn daß es Decken sind, kann niemand erkennen. Geheimnisvoll hängt über der Mitte die große grüne Maske mit den schwarzen Wimpern. Vom Hintergrund her leuchten die Vignetten, Schmetterlinge auf farbigen Blüten. Da – ein leises Klatschen hinter der Bühne und fast geisterhaft huscht, selbst ein Schmetterling, die Pierrette aus der dunklen Wand herein, dicht hinter ihr Clown und August, von links und rechts zugleich die beiden Pierrots. Die leuchtend bunte Gruppe steht eine Minute unbewegt, dann beginnt plötzlich der Gesang. „Ach mein Schatz ist durchgegangen, larida –"

Halm-Pierrette wird unsicher, als er bemerkt, daß alle Augen auf seine Beine gerichtet sind. Ist da etwas nicht in Ordnung? Und plötzlich sieht er dicht vor sich in der ersten Reihe das lächelnde Gesicht des französischen Leutnants, der auch die Beine der Pierrette betrachtet. In diesem Blick liegt dasselbe, was er auch vorher bei Eberhard bemerkt hat. Das beruhigt ihn. Es ist weiter nichts, als der Reiz der weiblichen Kleidung, der ja auf die Gefangenen ganz besonders stark wirken muß. Und er geizt nicht mit diesen Reizen, was die Stimmung drunten nur erhöht.

Das Spiel ist symmetrisch, wie die Aufstellung und wie auch die Verse, die zum Teil so gestaltet sind, daß sie von vorn bis zum Ende und wieder zurück mit dem gleichen Sinn gesprochen werden können. Die Pierrots werben verzweifelt um

die Pierrette. Aber sie weist beide zurück und singt das Lied vom Negerbübchen, wobei sie die Mandoline wie ein Kindchen wiegt. Nicht zum Kinderwiegen ist sie da. Zuletzt geraten die Pierrots in Streit um sie und erschießen sich mit der Gitarre – ein dumpfer Ton der großen E-Saite und sie sinken wie entseelte Blüten um. Pierrette tritt zurück. Da stürzen Clown und August, die im Hintergrund bisher das Spiel vorn mit grotesker Komik nachgeahmt haben, auf sie zu und nun wird aus der Tragikomödie eine Hanswurstiade – im Spiel sowohl wie in den Liedern, auch das Erschießen wird parodiert – Stock und Knüppel aufeinander angelegt, purzeln sie nach hinten auf den Steiß. – Pierrette tritt nun in die Mitte, singt noch ein wehmütiges Lied, spricht ein paar letzte Verse und sinkt leise zusammen – Aschermittwoch. –

Am nächsten Morgen wird Halm zum Leutnant befohlen. Der wohnt in einem halbzerschossenen Hause in der Stadt und hat sich vor kurzem erst mit einer Pariserin verheiratet. Sie haben nur ein einziges Zimmer und die junge Frau liegt noch im Bett, als der Prisonnier um neun Uhr morgens anklopft. Aber sie ist ganz ungeniert. „Asseyez vous, s'il vous plaît – mon mari vient tout de suite." Als der Leutnant erscheint, drückt er Halm freudestrahlend die Hand. „C'était brillant gestern nachmittag, das war ausgezeichnet. Sie sind Schriftsteller von Beruf?" – „Nein, Herr Leutnant." – „Ah – die Deutschen. Das Volk der Dichter. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Talent. Ich möchte das Stück gern noch mal sehen. Sie spielen es noch einmal?" – „Nächste Woche des Abends, Herr Leutnant." – „Gut, ich werde wiederkommen und Kameraden mitbringen. Schreiben Sie noch recht viel für unsere Bühne. Au revoir!" –

In dieser Woche ist Halms Geburtstag. Er liegt an dem Morgen länger im Bett als sonst. Das Herz ist ihm schwer.

Er hat über den Ablenkungen der letzten Zeit seine Sorge um Erika vergessen, heute bricht das verstärkt wieder durch, er könnte weinen und ist zum Sterben mutlos.

Kröger hat nun alles in Bewegung gesetzt, daß Post für Halm herankommt, schon seit Wochen und immer noch ohne Erfolg. Es geht ihm allerdings nicht allein so – alle, die in Candor gewesen sind, haben bis jetzt noch keine Post bekommen; sie wird irgendwo zurückgehalten.

Voriges Jahr hat ihm Erika noch nach Marchiennes geschrieben. Ein Paketchen kam damals mit manchen nützlichen Dingen, von ihrer lieben Hand gefertigt und beschafft. Und heute – doch wer weiß, wo sie nun ist – vielleicht aller Sorgen und Leiden enthoben. Ach Erika. –

Da kommt Kröger ins Zelt. „Halm, ein Brief für dich!" Halm fährt auf vom Lager. „Vom Roten Kreuz?" – „Nein – eine Frauenhandschrift. Herzlichen Glückwunsch auch – doppelt." Halm vergißt in der Erregung zu danken, greift nur nach dem Brief – Erikas Handschrift! Erika – mein Gott! Er verbirgt den Kopf im Kissen und schluchzt fassungslos. Er wagt den Brief nicht zu öffnen, hat Angst vor dem, was darin stehen könnte. Aber sie hat ihn ja selbst geschrieben, sie lebt also. – –

Der Brief ist vom April. Jetzt ist es Juni. Er war noch an die Kompanie 960 adressiert. Und nun öffnet er ihn. Gott sei Dank, sie ist wieder einigermaßen gesund. Sie schreibt nur bedrückt und etwas gleichgültig, weil sie doch weiß, daß er ihre Post nie bekommt. Die seine bekommt sie regelmäßig und zählt sie ihm nochmal auf. Zuletzt: „Wann kommst Du heim, Liebster? Wir wissen hier gar nichts. Habt Ihr denn gar keine Ahnung? Und tausend innige Küsse." –

Nun ist alles wieder gut. Nun kann es Geburtstag werden. Und nun kann er sich auch auf die Heimfahrt freuen, vor der ihm heimlich gegraut hatte bisher.

Die Freunde machen ihm den Tag zum Fest. Eberhard, der das meiste Geld verdient durch seine Bilder – er malt für die Franzosen kleine süßliche Blumenstücke, die reißend abgehen –, spendiert ein frugales Mahl, die anderen Wein und Biskuit. Halm selbst ist ja arm wie eine Kirchenmaus, der Major bezahlt ihm nichts für seine Arbeit.

Und Erika bekommt einen Brief, der die vorgeschriebenen fünf Zeilen reichlich überschreitet, aber Kröger richtet es so ein, daß er nicht durch die Zensur läuft. Die Adresse der Kantinenlieferantin in der Stadt muß dazu herhalten.

Vier Tage später hat er schon Antwort auf demselben Wege – ein einziger lieber, freudestrahlender Erguß. Und als besondere Beigabe: ihr Bild. In jubelnder Freude gelingt ihm sofort ein Gedicht darauf.

Dein Bild

Der mich umdüsterte so fahl,
Der Himmel, – schickte einen Sonnenstrahl
Mir heut ins Land.
Wie Blütenflocken eines neuen Mai's
Flog da Dein liebes Bildnis licht und leis'
In meine Hand. –
Dein Bild – die wunderzarten Züge,
So wie durch Traum und Tag ihr fein Gefüge
Getragen ich in meiner Seele Kleinodschrein,
Und sie gehütet drinnen fein
Vor Wetters Wut – gleich wann und wo –
Vor allem, was mich rauh und roh
Umdrohte. –
Dein Bild – in vollen Händen bringt als Bote
Erinnerung ferner, übersel'ger Zeit,
Da ich des Jubels voll um Deine Lieb gefreit,

Da ich den Blick in dieses Augenpaar versenkte,
Da jeder Tag mir neue Seligkeiten schenkte,
Und mir die Welt voll Sonne – da Dein Lieben
Mich ganz umblühte. –
Wie ist das heut' so weit zurückgeblieben,
Sturmzeiten haben mich fernabgetrieben. –
Nun, da die Wetter sich verzogen – –
Kommt mir dies Sonnenkind herbeigepflogen:
Dein Bild! –
Beschauen möcht ich's ohne Ende,
Mir ist, als ob Du Deine lieben Hände
Herüber reichtest – bittend, innig, fromm:
Geliebter – komm!

Er überlegt, ob er es Eberhard zeigen soll, der ihm ja auch jede eigene neue künstlerische Arbeit vorlegt, aber dieses geht auch den besten Freund nichts an. Er schließt es weg.

Und ein neues Spiel entsteht. Diesmal ist es ein Spuk- und Zauberstück erster Ordnung, das nur des Abends gegeben werden kann. Ein großer Apparat ist dazu nötig, doch es finden sich willige Helfer genug.

Eberhard mimt einen Mephisto, der eine Zigeunerbande zum Narren hält. Beleuchtungseffekte sind notwendig, Mondschein, Blitz und Donner müssen herhalten, um den Spuk zu vervollständigen, eine Windmaschine wird vom Regisseur gebaut.

Alle Requisiten werden reichlich von den kunstbegeisterten Prisonniers herangeschafft. Einmal wird ein schwerer Sack ins Lager geschleppt und stracks auf die Bühne. Inhalt: fünf Autolampen nebst Brennstoff für die Beleuchtungseffekte. Die Autofahrer, die sie wer weiß woher beschafft haben, bitten nur darum, sie auch selbst bedienen zu dürfen bei der

Aufführung, damit sie nicht beschädigt werden. Eine Bitte an die Leute, die aufs Feld gehen, und am Abend liegt buchstäblich ein Wald von Büschen und Bäumen am Theater. Andere bringen Wellbleche mit – für den Donner – ein Photograph spendiert Blitzlicht – für den Blitz – und die Schneider arbeiten bis in die Nächte an den Kostümen.

Jeden Tag entsteht eine neue Szene, die abends durchgeprobt wird, und an dem Eifer der Mitspieler entzündet sich Halms Phantasie zu neuen Bildern und Versen.

Die Zuschauermenge ist am Abend der Aufführung schier unübersehbar. Von den Nachbarkompanien kamen sie in Gruppenkolonnen durchs Tor. Die ans Lager grenzenden Bäume sind bis in die Wipfel von Neugierigen besetzt, von Zivilisten und Prisonniers. Die französische Bewachung kommt ohne Waffen und stellt sich bescheiden im Hintergrund auf.

Klingelzeichen – Vorhang – eine mondbestrahlte Waldszene. Eberhard tritt als Fahrender auf und singt das Lied: „Ich trag in meinem Ranzen der alten Stiefel zwei –" Dann ein wehmütiger Monolog. –

Wie bin ich müd – hier möcht ich rasten –
Mondzauber rings – auf Ast und Zweigen lasten
Lichtsilberkronen, weiß wie Winterschnee.
Es tropft herab in Schimmerflocken aus der Blätter
Aufs dunkle Moos. – Die Einsamkeit [Mitten
Kommt – eine Königin – einher geschritten
Mit ihrem Märchentroß, dem Schweigen –
Mich streift der Saum von ihres Kleids Gepränge
Und drückt auf meine Stirn ein Traumgehänge. –

Er erzählt von seinen besseren Zeiten. Währenddes ertönt ein Zigeunerchor. Da kommt ihm der Gedanke, einmal wieder den Mephisto zu spielen, den er als alter Mime oft dar-

gestellt und dessen Kostüm er noch im Ränzel hat. Wenn es ihn dann gelüstet, nimmt er es heraus und legt es an. So auch heute wieder. Er verschwindet, kleidet sich im Busch um und springt unter Blitz und Donner und Sturmgeheul mitten unter die braunen Gesellen. Dann beginnt ein tolles Spiel mit ihnen. Er zaubert Liebespaare zusammen, läßt sich von dem Oberhaupt der Bande die ganze Verwandtschaft verschreiben, wofür der noch hundert Jahre zu leben zubekommt, läßt sich von der Wahrsagerin aus der Hand lesen und sagt ihr zum Dank ein Mittel, wie sie ihre vertrocknete Visage wieder jung machen kann, so daß sie ihn empört anfaucht. Zuletzt ist „alles in Butter", jeder sieht seine Wünsche erfüllt, auch der Mephisto, dem klingender Lohn wird, weil er doch auf Erden nicht ohne Geld sein kann – Romantik, Phantasie und glückliches Ende. –

Als die Zigeuner fortgezogen sind – man sieht die Sonne strahlend hinter den Büschen aufgehen und Hähne krähen zu Dutzenden irgendwo –, da lacht sich der Fahrende-Mephisto ins Fäustchen und singt zum Abschied das Lied vom Bettelmusikanten. –

Donnert da die Gewittermaschine noch einmal? Nein – es ist nur der Beifall vor der Bühne. Das Publikum tobt, klatscht und trampelt, Äste knacken in den Bäumen und die Scheinwerferaugen leuchten noch einmal zusammen hell auf die Szene.

Halm hat einen Zigeunerburschen gemimt und wird jetzt von den Mitspielern wie auf Verabredung in die Mitte bugsiert. Dann steigt von unten der runde Souvignier herauf und überreicht ihm im Namen der Kompanie einen großen Strauß Chrysanthemen. Halm dankt verwirrt, und aus dem dunklen Loch da unten braust es erneut und stärker herauf.

Zehn Minuten später sitzt er auf seinem Bettrand, hat den

Strauß vor sich und fährt liebkosend mit der Hand über die prachtvollen Blüten. Gelb, weiß, lila – fünf, acht, zehn Stück, groß wie Kinderköpfe. Das müßte Erika miterlebt haben. Die ersten Lorbeeren – und er streichelt wieder und wieder die entzückend gekräuselten Blütenblätter.

Schornberg tritt auf ihn zu. „Ich darf mich den Glückwünschen anschließen. Und – bitte geben Sie mir heute keinen Korb! – ich lade Sie allerherzlichst zu einem solennen Abendbrot ein – à deux."

Halm blickt ihn verwundert an. Er weiß, daß der Lange selbst alles andere als ein Krösus ist. „Also ja oder nein," drängt der, „Ihre Freunde werden Sie ja wohl mal eine Stunde entbehren können." Da sagt er zu.

Wasgin bringt einen Krug mit Wasser für die Blumen. Ein bunter Fetzen Papier wird darum gewickelt und das Ganze auf dem Tisch befestigt, indem ringsum Nägel eingeschlagen werden. Schornberg mokiert sich über die Anordnung. „Wenn dieser Kraftmensch wenigstens erst die Decke auf den Tisch gelegt hätte, jetzt müssen wir vom rohen Holz soupieren." – „Ist alles noch zu machen," ruft Wasgin herüber, „schneiden wir einfach ein Loch mitten in die Tischdecke und ziehen sie über den Krug – da – fertig, gnädiger Herr Schornberg!" „Na," meint der spöttisch, „jetzt können Sie sich solch einen Gewaltakt ja noch erlauben, aber nachher zu Hause –" „– mach ich's noch genau so, wenn's mir paßt. Ich bin nicht verheiratet." – „Um so schlimmer." –

Es sind allerlei gute Sachen, die Schornberg da zum Vorschein bringt. Halm weiß, daß er manche Woche hat sparen müssen, um das zu ermöglichen, und das ist beschämend für ihn, denn er hat sich die ganzen letzten Wochen nicht um ihn gekümmert.

„Schornberg, was machen Sie für Geschichten." – „Werden Sie nicht rührselig, Dichtersmann. Ich will Ihnen mal was

erzählen, damit Ihnen die Sentimentalität vergeht. Also diese Blumen—vorweggeschickt: Sie haben sie ehrlich um uns verdient, das ist selbstverständlich. Aber Sie hätten doch mal hören müssen, unter welchen Umständen sie bewilligt wurden. Im Namen der ganzen Kompanie – rührend – nicht wahr? Hat sich aber was.

Eines Abends war eine große Beratung hier in der Ecke. Thema: Halm und Anerkennung seines Schaffens für die Allgemeinheit. Da dieser berühmte Dichter in geldlosen Verhältnissen lebt, weil er dank seiner Aufopferung für uns alle keine Gelegenheit hat, sich ein Frankenvermögen zuzulegen, wie die meisten unter uns – also muß ihm geholfen werden. Na, ich will nicht weiter breittreten, was da vorgeschlagen wurde – zuletzt waren sie sich aber doch alle über Blumen einig, gewissermaßen als Lorbeerkranzersatz, und da man befürchtete, daß Ihnen praktische Dinge, wie zum Beispiel diese Hummermayonnaise hier, doch nicht recht sein würden. Einer erwähnte dann gleich Paris und –zig Franken, die man sammeln wollte; doch andere meinten, ein einfacher Feld-, Wald- und Wiesenstrauß aus der Umgebung von den Schlachtfeldern – wie sentimental! – täte es auch. Sie würden sich sicher sehr darüber freuen. Sapienti sat est! – Ich leere mein Glas auf Ihre Kunst, Herr Halm – hoffentlich läßt man Sie später in Deutschland nicht auch so verhungern dabei wie hier. Und nun haben wir doch das Vergnügen, unter den Chrysanthemen aus Paris zu soupieren. Der Jude war's, der die meiste Einsicht zeigte. Er hat sich persönlich mit dem Leutnant in Verbindung gesetzt dazu, und der hat die Blumen bereitwilligst sogar per Flugzeug aus Paris kommen lassen. Kostenpunkt: zwanzig Franken. – Chrysantheme heißt Goldblume. Da haben Sie wenigstens Golderſatz – doch wir leben ja in Ersatzzeiten – bitte, verschmähen Sie die Hummermayonnaise nicht. Sie ist auch aus Paris." –

Tage der Abspannung folgen für Halm, die sich in schwerer seelischer Bedrücktheit äußern. Gewisse Anlässe tragen mit dazu bei, daß eine regelrechte Melancholie daraus wird. – Eberhard entfreundet sich ihm, Geist ist ein kleinlicher, eifersüchtiger Mensch, der den Maler immer mehr zu sich herüberzieht. Es ist Halm unbegreiflich, wie dieser sich von dem Lehrer, der weder Schwung noch Geschmack besitzt, so einfangen lassen kann. Auch am Theater sind allerlei Eifersüchteleien und Quängeleien im Schwange, die Halm seine Mitwirkung dort vorerst verleiden. Der Regisseur, der immer festeren Fuß gefaßt hat, verlangt von Halm, daß er keine Versstücke mehr schreiben soll, nur Schwänke. Halm lacht ihn aus. Wenn er Prosaarbeiten schreibt, sollen es nur ernste Dramen sein, und er beginnt schon gleich mit dem Entwurf zu einem Heimkehrerdrama.

Dann kommt der Herbst dazu. Die Bäume tragen gelbe und rote Fackeln. Kurze Zeit aber dauert nur das herbstliche, farbenfrohe Fest, der Abschied von dem heiteren Sommer, dann setzt eine Regenperiode ein und verwandelt das Lager in einen Schlammpfuhl nach Candorer Muster.

Es geht Halm nicht allein so. Das sorglose Dahinleben ist allgemein einer dumpfen Trübseligkeit gewichen. Das Schicksal der Gefangenen ist ungewisser denn je, von einer Heimfahrt gar keine Rede. Schon steht der Winter vor der Tür mit dem Weihnachtsfest und immer noch nicht daheim.

Fluchtpläne werden heimlich erwogen und ausgeführt.

Wasgin verschwindet eines Nachts, nachdem er sich noch am Abend vorher mit Halm herumgebalgt hat. Glogauer ist plötzlich ebenso spurlos weg. Erst Wochen später hört man von ihm, er ist in Zivil nach Paris gefahren – eine Kleinigkeit für ihn, da er für einen Franzosen durchgehen kann und auch sehr gut französisch spricht – dort hat er sich vierzehn

Tage bei einer früheren Freundin versteckt und ist dann mit gefälschten Pässen nach Spanien gefahren. Von Madrid aus schrieb er eine Karte. Gerettet! Befreit! Er will nun per Schiff nach Deutschland.

Ja Glogauer – der hat Geld und Kenntnisse und Beziehungen und kann sich daher solch eine Extratour leisten.

Einen tollen Streich leistet sich dann die Nachbarkompanie. Da halten eines Tages zwei Lastautos vorm Tor, etwa dreißig Prisonniers steigen auf, der ganze Kompaniestab, Feldwebel, Handwerker, Köche und Schreiber, nehmen ganze Säcke mit Verpflegung, außerdem die Kantinenkasse mit und fahren davon. Unterwegs kleidet sich einer als Franzose um und markiert den Posten, das Bajonett an der Seite. Sie kommen aber nur bis Hirson, da werden sie verhaftet und die Anstifter der Flucht erhalten einige Jahre Gefängnis. Die Kompanie nebenan wird obendrein aufgelöst, was ihr selber übrigens ganz lieb ist, denn sie lag auf dem ehemaligen Militärfriedhof. Da wurde es zuletzt reichlich ungemütlich. Bei dem nassen Wetter sackten die zugeworfenen Gräber ein und es ist manchem passiert, daß er nachts samt seinem Lager plötzlich in solch einem Loch versank.

Bei Halms letztem Stück „Walpurgis" hat ein Lehrer mitgewirkt, Imming mit Namen, der ihn jetzt oft besucht. Eine neue Freundschaft bahnt sich an, Imming verrät etwas verschämt, daß er auch dichtet, und bringt zwei Arbeiten mit: „Die hundert Babyloner" betitelt und: „Sehnsucht". Es sind gute Gedichte und Halm ermutigt ihn zu weiterem Schaffen. Imming erzählt, daß er auch ein größeres Drama in Arbeit habe, „Auferstehung". Aber er traut sich die Vollendung nicht zu.

Es sind stille Stunden mit ihm. Etwas später kommt auch noch ein Dritter dazu, ein kluger, aber sehr scheuer Mensch,

den Imming schon länger kennt und schätzt. Ein Halbtscheche, Czesla mit Namen, aus dem abgetretenen Hultschiner Ländchen, der jedoch innerlich unbedingt Deutscher ist. Er will katholischer Missionar werden, hat die Missionsschule St. Gabriel bei Wien besucht, versteht schon jetzt sieben Sprachen und ist in der Philosophie zu Hause. Halm bewundert sein immenses Wissen, die Gespräche mit ihm sind ein innerlicher Genuß.

Czesla lobt Halms Dichtkunst, was der lachend zurückweist, er will ja Größeres schaffen. Alles, was bis jetzt gewesen, war Übung, Spielerei. Doch Czesla meint, daß besonders „Pierrot und Pierrette" schon eine gute Leistung gewesen sei. Das Stück habe einen sehr ernsthaften Hintergrund. Halm lacht. „Ist gar nicht meine Absicht gewesen dabei –" „Unbewußt doch wohl," meint Czesla, „ein echter Dichter schafft ja überhaupt nicht bewußt."

Von nun ab ist der Freundeskreis wieder geschlossen. Die Mandoline wird nicht mehr angerührt, aber jeder Abend verfließt in solchen anregenden Gesprächen. Einmal schlägt Halm vor, daß man doch diese Anregung auch weiteren Kreisen bieten könne, zum Beispiel einen Zirkel gründen, der Diskussions- und Leseabende abhält. Czesla ist dagegen, er schätzt die Masse nicht. Imming jedoch nimmt die Idee begeistert auf. Es gelingt ihm, eine auserlesene Anzahl überragender Geister zusammenzutrommeln, etwa ein Dutzend, die von da ab wöchentlich zweimal des Abends in der „Infirmerie", dem Leichtkrankenraum (als dem einzigen, wo nachts Licht gebrannt werden darf), zusammenkommen.

Man liest „Faust", „Die Braut von Messina", „Judith", man bespricht und liest Strindberg, Dehmel und neuere Dichter, Vorträge werden gehalten und darüber diskutiert stundenlang, oft bis in den Morgen hinein. Sie haben alle brennen-

den Hunger auf geistige Kost und sind dankbar, daß sich eine Möglichkeit findet, ihn zu stillen. Dem „Seelenmord" wird aufs neue begegnet. Halm schlägt immer wieder vor, den Kreis zu vergrößern, eventuell der ganzen Kompanie im Theaterraum Vorträge zu halten. Einige sind dafür, die meisten dagegen. Es liegt darin ein gewisser Egoismus. –

Eberhard, Geist und Eschebach sind jetzt eine versunkene Welt. Nur Eschebach beteiligt sich am Zirkel. Den anderen ist das zu hoch.

Am Totensonntag geht Halm mit seinen neuen Freunden zum Militärfriedhof, der vor der Stadt liegt. Dort sind neuerdings alle Gefallenen, die im Gebiet ringsum lagen, zusammengebracht. Alle Nationen sind hier vertreten und jede liegt für sich. Die Franzosen haben schneeweiße Kreuze mit der blauweißroten Kokarde in der Mitte, Bulgaren und Russen das Doppelkreuz, bei den Bulgaren steckt auch eine große grünweißrote Flagge. Da liegen die Engländer, dort die Amerikaner, Japaner und Anamiten sind vertreten und wer weiß was noch alles. Und die braunen Kreuze dort sind deutsche Gräber. Ursprünglich war es überhaupt ein deutscher Militärfriedhof. Das bezeugt das große, an einer Ecke zerschossene Denkmal mit den Namen der Gefallenen, die hier liegen. Und die mit aller Liebe gepflegten alten Gräber, die noch ganz individuell angelegt sind. Da sieht man einen Propeller auf dem Grab, dort Stahlhelme, etwas weiter einen riesigen Ausbläser, Zeichen, daß ein Artillerist darunter liegt, usw.

Halm geht langsam hinter den Freunden her und liest gedankenlos die Namen an den Kreuzen auf dem deutschen Komplex. Da hält er den Schritt an: „Hier ruhen der Gefreite Britschin und der Musketier Krantz. Gefallen vor St. Quentin am 16. Sept. 1918."

Also hier jetzt – sie sind damals auf dem Friedhof in der Stadt beerdigt. Ihr beiden lieben Kameraden –. Er steht bewegt vor dem Grabe und liest immer wieder die Worte – Britschin und Krantz –, dann schmückt er das Kreuz mit Blumen, die er sich von Imming, der auch einen bestimmten Gefallenen besucht, erbittet. Britschin – wie war's doch „Sonntags morgens in der Heimat"? Es ist wieder Sonntagmorgen, aber ach – Heimat. – – –

Lange Reihen niedriger schwarzer Kreuze zeigen die Gräber der Kriegsgefangenen an. Die Aufschrift besteht aus einigen ominösen Zahlen und Buchstaben, als wenn Sträflinge dort lägen. Es ist ein trauriges Bild gegenüber den geschmückten Gräbern der anderen Kämpfer. Sind die Kriegsgefangenen weniger als jene? Ist unter jenen nicht vielleicht mancher, der in der Etappe gestorben ist, ohne je einen wirklichen Kampf erlebt zu haben, und haben die, die in Gefangenschaft geraten sind, nicht allermeist noch bis zur Erschöpfung gekämpft, ehe sie sich ergaben?

In Deutschland begräbt man die Kriegsgefangenen anders. In Halms Heimatstadt liegen sie mit auf dem großen Zentralfriedhof, haben geschmückte Gräber und Denkmäler. Ist das vielleicht übertriebene Sentimentalität, so kann man dieses hier nur als krasse Pietätlosigkeit bezeichnen. – –

Einige Tage später wird Halm aus dem Lager gerufen. Draußen steht Leutnant Schmitt, der das Lager nicht betreten darf, da er nicht zur Kompanie gehört. Halm hat ihn seit dem Wegzug aus dem Lyzeum nicht wieder gesehen. „Ich möchte Sie zu einem Spaziergang auf die Schlachtfelder abholen, vielleicht haben Sie Interesse daran, den Stollen einmal wiederzusehen, wo Sie gefangen genommen sind." Halm ist sofort bereit und dankt dem Offizier für die Aufmerksamkeit. Der murmelt einiges von Verpflichtetsein wegen der netten Bucheinbände.

Sie gehen dem Horloner Wäldchen zu. Leutnant Schmitt hat lange im Hospital gelegen und er ist noch jetzt nicht dienstfähig. Er sieht auch sehr schlecht aus. Das lange Krankenlager hat ihn nachdenklich gemacht. Er ist zu politischen Gesprächen aufgelegt und Halm merkt, daß er seine abfällige Meinung über die Deutschen, besonders die Preußen, sehr geändert hat. Als ihm einmal der Ausdruck „Boche" entschlüpft und Halm ihn belustigt ansieht, entschuldigt er sich. „Sie sind's nicht alle, aber auf viele paßt das Wort." – „Für die Franzosen gleichen Genres ist leider der passende Ausdruck noch nicht geprägt", entgegnet Halm offen. Der Leutnant nimmt's ihm nicht übel. „Sie hatten in Deutschland kein Schimpfwort für uns während des Krieges?" fragt er. „Nein, Herr Leutnant, nicht in diesem gehässigen Sinne. Schangel, Tommy oder Rußky sind harmlose Ableitungen." – „Wovon das Wort Schangel?" – „Von Jean." –

Sie unterhalten sich dann über die deutsche Tüchtigkeit und Arbeitsliebe. „Die deutschen Waren sind gut und zuverlässig," sagt der Leutnant, „wir haben zu Hause eine Nähmaschine, ‚Bavaria' heißt die Marke, und es ist die beste der Welt." – „Ich glaubte immer, die Singermaschinen wären das." – „Singer? Ah – Sie meinen Sängschär? (er spricht das Wort französisch aus). Nein, die amerikanische ist nicht so gut, die deutsche ist besser. – Die Deutschen sind tüchtig, aber auch sehr verfressen", fügt er hinzu. Halm will das nicht wahr haben, doch der Franzose behauptet es mit aller Bestimmtheit. „Ich war in Köln vor dem Kriege bei einer Generalsfamilie, deren Söhne ich erziehen mußte. Da wurde Unglaubliches verschlungen. Ein französischer General ißt nicht halb soviel wie ein deutscher.

Halm schweigt. Er kennt solche „verfressenen" Deutschen nicht näher, in seinem Bekanntenkreise ißt man mäßig, aber es hat keinen Zweck, mit dem Franzosen darüber zu streiten.

Der Weg zum Stollen ist unschwer zu finden, obwohl der Leutnant den Prisonnier aus einer unbekannten Ecke heranführt. Plötzlich stehen sie dicht davor. Halm will hinuntergehen, doch vor dem finsteren Loch packt ihn das Grauen, er wendet sich ab und erklärt dem Leutnant die Vorgänge bei der Schlacht, wie er sie damals erlebt hat. Dann gehen sie den Weg am Wäldchen entlang, den er damals allein gegangen ist — den Franzosen entgegen.

Es herrscht hier jetzt eine unheimliche Stille. Dort ist das Gatter. Gleich dahinter die ausgebauten Granattrichter. Hier in diesem lag er selbst. Das Wellblech deckt es noch. Kaltes Dörrgemüse aß er darunter und einen Zipfel Rotwurst. Dort, fünfhundert Meter geradeaus steht die Baumgruppe. Halm schreitet rasch darauf zu, der Franzose folgt mühselig. Er humpelt etwas und erklärt, er wäre schlecht zu Fuß, worauf Halm seine Schritte mäßigt. Von der Baumgruppe aus geht der Weg zurück, die Brücke dort führt über den Schützengraben — die erste Linie damals. Sie springen hinein. Da sind die beiden Unterstände, der erste ist heil, der zweite ein einziger Granattrichter. In diesem lag er und die Unteroffiziere. Aus der schrägen Wand ragt etwas heraus — ein Bein, halbverfault und angefressen. Das ist Sergeant Fellmer. Wenn der „Laubfrosch" sie damals nicht hier herausgejagt hätte, lägen sie jetzt alle darunter, auch er — Halm.

Er wendet sich seufzend dem Leutnant zu, der in rücksichtsvollem Schweigen abseits steht. Sie verlassen den Graben wieder und schlagen den Weg nach der Stadt ein. Eine Handgranate liegt am Wege. Halm will sie aufnehmen, doch der Franzose wehrt ängstlich ab. In einiger Entfernung suchen Kriegsgefangene Blindgänger zusammen. Eben ist wieder ein großer Granattrichter davon gefüllt, die Lunte gelegt, alles wirft sich auf die Erde und nach langen Minuten fliegt die

Ladung auf, daß die Splitter kilometerweit durch die Luft surren. –

Kurz vor der Stadt steht Wegewarte im Felde. Die blauen Blumen winken verlockend herüber. Halm läuft hin, um sie zu pflücken. Der Leutnant verbietet es ihm aber, und erst als Halm verspricht, sie unterm Rock zu verstecken, erlaubt er es. Der Spaziergang mit dem Prisonnier soll nach außen hin dienstlichen Anschein behalten. –

Halm zerreißt das Manuskript zu seinem Heimkehrerdrama „Arbeit" wieder. Durch die Gespräche mit Czesla und Imming ist ihm eine neue Idee gekommen. Ein Heiligabendspiel, betitelt: „Der Stern von Bethlehem." Die Handlung geht im Sternenraum vor sich und beleuchtet das Weltgeschehen aus dieser Sicht. Die Gestalten sind allegorisch.

Der Regisseur ist zwar wütend über das neue Versspiel, doch er darf es nicht zurückweisen, da Halm doch zuviel Einfluß besitzt in der Kompanie. Eberhard wird gebeten, die Himmelskulissen zu malen. Er liest das Manuskript erst durch und zuckt die Achseln dazu. Religiöses, tiefsinniges Zeug – nicht sein Geschmack. Aber den Sternenraum bemalt er.

Halm muß andere Mitspieler nehmen diesmal, findet aber Leute genug, die sich in das Stück schnell hineinzuleben verstehen. –

Christabend 1919. Und immer noch Gefangenschaft. Immer noch denkt Clemenceau, der alte Tiger, der meistgehaßte Mann bei den Deutschen, nicht daran, diese letzten Opfer des Krieges freizugeben. Gewiß, Verhandlungen sind genug gewesen deswegen, aber Deutschland hat ja noch nicht ganz beigegeben und mit diesem Druckmittel lassen sich noch allerhand Zugeständnisse erpressen. –

Verpflegung und Unterkunft lassen noch viel zu wünschen übrig. Der Franzose kümmert sich um nichts. Wenn die Ge-

fangenen leidlich zufrieden sind, ist es nur, weil sie meist gute Kommandos in ihren gelernten Berufen in der Stadt haben. Aber die draußen haben es schlechter. Sie schweben noch täglich in Lebensgefahr durch die Blindgänger, liegen in niederen Zelten und sind nur auf die knappe, eintönige Gefangenenkost angewiesen. Niemand weiß, wann es heimwärts geht, in Deutschland nicht und auch kein Franzose weiß es. Das Schicksal der Gefangenen ist ungewisser denn je. Und wieder müssen die Hunderttausende fern von ihren Lieben das Weihnachtsfest in der Verbannung begehen. Das Heimweh gerade in diesen Tagen hilft auch kein noch so liebes Paket aus der Heimat verwinden. Im Gegenteil –.

Neben der Bühne hängt ein Plakat, das die Theaterstücke für die Festtage anzeigt. Am ersten Festtag gehen die „Realisten" über die Bretter, am zweiten ist bunter Nachmittag und ein besonderes, kleineres Plakat kündet die Aufführung von Halms Heiligabendspiel an. „Ein Gedicht zur Christnacht" ist der Untertitel. Gestalten: der Stern von Bethlehem, der Nachtwind, die Wolke, St. Nikolaus, die Träne, die arme Seele –.

Der Zuschauerplatz ist seit der Regenperiode überdacht. Er faßt jetzt höchstens zweihundert Personen. Aber das ist genug, denn das Interesse am Theater hat letzthin sehr nachgelassen. Auch heute kommt nur ein kleiner Teil der Kompanie, aber man sieht in den Reihen die Besten. Ein stimmungsvolles Musikstück leitet ein. Der Gesangverein singt: Es ist ein Ros' entsprungen, dann hebt sich der Vorhang für das Spiel. Himmelsraum mit vielen Sternen, die von hinten durchleuchtet werden. Unten sind Wolken. In der Mitte steht der Stern von Bethlehem, als Weltenpilger gekleidet in langem gelben Gewand, den Stab in der Rechten und hinter dem Kopf einen großen Stern. Er spricht mit leiser Stimme einige einleitende

Verse, dann treten Nachtwind und Wolke auf, ein Gespräch mit diesen beiden Naturkindern beginnt, über der Menschen Weihnachten. Dann kommt die arme Seele. Sie ist auf dem Wege zu Gott und klagt dem Stern ihr Leid, das sie auf der Erde durchmachen mußte. Er antwortet tröstend. Es gibt einen Ausgleich. St. Nikolaus poltert herein und schimpft auf die schlechte Welt, die den Glauben ausrotten will. Und dann kommt, grau gekleidet, die Träne – in den Händen zwei Krüge, ein großer und ein kleiner. Es sind leidenschaftliche Worte, die sie dem Stern entgegenschleudert. Sie will zu Gott mit den Tränen der Frauen und Kinder und will anklagen. Es gibt zuviel Jammer auf der Erde, die Menschen können es nicht mehr ertragen. Besonders für die Bedrückten und Entrechteten spricht die Träne. Daß ein Mensch Macht hat über Millionen andere, ein Mensch Schuld hat an diesen Tränen, die heute geflossen sind von Frauen und Kindern – da, schau hinein! – So sieht der Menschen Frieden aus – hier blickt er dir entgegen, macht's dir Pein? (Stern wendet sich betroffen ab.) – Bist so der Güte voll, daß du's nicht glaubst dieweil? – Das ist vom Bittersten nur der geringste Teil – hier Muttertränen schwer und voll – 's wußt nicht das Herz, ob es noch weinen soll – es war von allem Schmerz so stumm – und schrie nur himmelwärts: Warum, warum?! – Und was dir hier entgegenblickt so rein – sind Kindertränen, schau hinein! – die haben Unschuldsaugen tropfen lassen – das kleine Herzchen konnt das Weh nicht fassen – es wußte nur, daß es des Vaters bar – Und daß sein Christkind wieder so bescheiden war –.

Der junge Spieler spricht die Worte mit starker innerer Empfindung, fast zu schnell, aber durch die Reihen der Zuschauer geht Bewegung, Köpfe senken sich und plötzlich schluchzt jemand bitterlich auf – – –.

Die Schlußverse spricht der Stern. Worte über Deutschland, Trost, Hoffnung – sein Los ist Arbeit, aber sein Lohn auch einmal köstlich – Gott segnet stets nach Wetterzeit – – –.

Als Halm wieder in seinem Zelt sitzt, kommen Menschen zu ihm, ganz fremde Gesichter, die ihn beglückwünschen und ihm danken – noch mit Tränen in den Augen.

Und dann schreibt er an Erika einen langen, lieben Weihnachtsbrief. Inzwischen besuchen ihn auch Czesla und Imming, sogar Eberhard stellt sich ein und sagt, wie sehr auch ihn das Stück erschüttert hat. Es liegt etwas wie Abbitte in seinen Worten und Halm drückt ihm warm die Hand. Mit Czesla und Imming sitzt er dann noch bis in die späte Nacht zusammen. Man fragt ihn nach weiteren Plänen. „Ich weiß es nicht," antwortet Halm. „Gedichte. Aber fürs Theater habe ich nichts mehr vor."

Das neue Jahr kommt heran. Gerüchte gehen wieder im Lager, daß es nun doch endlich bald heimgeht. Die Deutschen sollen noch einmal nach Versailles kommen zu einer letzten Unterschrift und dann sollen die Gefangenen freigegeben werden. Man glaubt nicht daran. Man glaubt nichts mehr, was die Franzosen versprechen.

Erika schreibt, daß sie in den Weihnachtstagen bei Bekannten war. Da hat man im Scherz den Tisch befragt, wann der Ersehnte endlich zurückkäme aus Feindesland. Am vierten Februar, sagte der Geist. Aber auch sie lacht darüber. „Ich kann nicht daran glauben, wenn ich es auch hoffe –."

Dann kamen noch schwere, unheimliche Tage. Ein Orkan braust über Frankreich dahin. Die Bäume in den „Champs Elysées" krachen und stürzen. Viele sind angeschossen und werden leichte Beute des Sturms. In manchen stecken sogar noch Blindgänger, die zum Teil jetzt krepieren.

Nachts ist es am schlimmsten. Da rauscht und braust es in den hohen Bäumen wie Meeresbrandung. Äste stürzen herab

und zerschlagen die Zelte. Noch ist das Lager von stürzenden Bäumen verschont geblieben, aber in vier anderen Kompanien hat es schon Tote gegeben und gegenüber dem Lager liegt eines Morgens ein gewaltiger Riese entwurzelt am Boden. Die Gefangenen springen aus den Betten, sowie der Sturm einsetzt, und laufen auf den freien Platz bei der Latrine. Dort kann man wenigstens die fallenden Bäume sehen und ihnen ausweichen. Es herrscht eine verzweifelte Stimmung wie in den schlimmsten Tagen des Krieges unterm Trommelfeuer.

Eines Abends sitzt Eberhard noch lange bei Halm. So selten er kommt, heute kann er den Weg überhaupt nicht heimfinden. Er ist sehr aufgeräumt und erzählt lustige Geschichten von den „Elf Scharfrichtern" in München. Als er endlich gegangen ist, kommt er nach wenigen Minuten schon wieder zurück – leichenblaß: „Halm – kommst mal mit?"

Da ist ein schwerer Ast, selbst ein starker Baum, auf das Kantinendach gefallen, hat es eingedrückt und dann das Zelt, in dem Eberhard liegt, zerrissen. Und das mannsstarke Knie des Astes hat sich tief in Eberhards Bett gebohrt. Niemand sonst ist verletzt und Eberhard, der zu Mus gequetscht wäre – war nicht im Bett.

Da wird Eberhard nachdenklich. „Es gibt doch Dinge –" sagt er kopfschüttelnd und kommt nicht darüber hinweg.

Doch dann geht auch das vorüber. Und dann wird es doch wahr: die Deutschen sind in Versailles gewesen, Clemenceau hat ihnen die Hand gedrückt und gesagt: „Nun bekommen Sie Ihre Gefangenen wieder." Und an der Kantine hängt ein Zettel, auf dem genau steht, wieviel Gepäck jeder mitnehmen darf, und sonstige Verhaltungsmaßregeln für die Heimfahrt.

Man liest ihn, aber man glaubt immer noch nicht daran. Und doch fahren die Heimkehrerzüge schon. Gefangene am Bahnhof haben sie gesehen und die glücklichen Kameraden ge-

sprochen. Die Dreihundertfünfzigste soll Ende des Monats fahren. Acht Tage noch – –.

Sieben, sechs nur – doch sie dehnen sich zu Ewigkeiten. Man geht wie im Traum umher. Abends sitzen Halm und seine Freunde nebst den Zeltgenossen jetzt meist um den warmen Ofen und sie plaudern von der Zukunft in der Heimat oder von ihren Erlebnissen in der Gefangenschaft.

Sie sind in den verschiedensten Lagern gewesen, Kröger sogar auf Korsika, und er erzählt eines Abends davon. Sie hätten's nicht gerade schlecht gehabt, sagt er, das Essen wäre sogar gut gewesen; nur anstrengende Arbeit und viel Krankheiten hätte es dort gegeben. Halm berichtet dann von seinen Erlebnissen in Candor. Man macht große, entsetzte Augen in der Runde. Dann erzählt der Frankfurter Strauß von einem Lager, das auch einen besonders brutalen Kommandanten hatte. Der hätte ein Prison anlegen lassen, das überhaupt jeder Beschreibung spottete: ein Schlammpfuhl und dicht darüber gespannt Stacheldraht. Die Unglücklichen, die da reinkamen, mußten Tag und Nacht in dem Schlamm liegen, rührten sie sich, stießen sie mit dem Kopf gegen das Drahtdach.

Man schweigt eine Weile erschüttert. Dann ruft ein Prisonnier aus dem Dunkel von seinem Bett herüber: „Bei den Rußkis haben es die Gefangenen auch schweinemäßig gehabt, besonders in den Lagern. Wenn es bei uns hier ewig Reissuppe gab, dann haben sie beim Panje immer nur Kohlbrühe mit Fliegenfett gekriegt.“ – „Am besten haben sie es noch bei den Engländern“, meint Imming. „Ich sprach mit einem aus der englischen Gefangenschaft, der sagte, sie bekämen sogar Reis mit Himbeersaft.“ Man lacht belustigt über das andächtige Gesicht, das Imming bei der Erwähnung dieses lukullischen Gerichtes macht.

„Nein, am besten haben sie es bei den Amerikanern,“ ruft der Westfälinger Sassenberg dann. „Ich sage euch, das klingt wie ein Märchen, wenn ich euch das erzähle. Bei den Amerikanern werden sie so genudelt, daß sie dick und fett werden. Aber sie müssen alles aufessen, sonst kriegen sie nächstes Mal weniger. In einer Kompanie bei Tours haben sie Bäcker angefordert, damit die das viele Mehl verbacken, und da kriegt jeder prisoner of war täglich ein Viertel Platenkuchen. Die Amerikaner haben sich direkt einen Spaß daraus gemacht, unsere Leute, wie sie so mager und ausgehungert in Gefangenschaft kamen, wieder rauszufuttern; und wenn dann einer besonders dick geworden war, dann hat ihn der Offizier beim Appell auf die Schulter geklopft und hat gelacht: „Ah – big man! big man!“ – Bei den Amerikanern fehlt's unsern Leuten an nichts. Da ist aber auch für alles gesorgt. Im Lazarett in Tours müssen sie jeden Tag baden und jeden Tag reine Wäsche anziehen. Und Sport treiben sie und lesen, was sie wollen, und ihre Briefe dürfen sie verschlossen abschicken; die gehen nicht durch die Zensur – –“

„Die haben ja auch nichts nach Hause zu klagen,“ meint Kröger sarkastisch. „So einer soll sich ja ewig Gefangenschaft wünschen.“

Heimat, o Heimat

Dann werden auch Tag und Stunde der Abfahrt festgesetzt. Am 29. Januar 16,30 Uhr – abermals Verhaltungsmaßregeln dazu: Jeglicher Radau im Zuge, auch das Singen, ist verboten. Geschieht es doch, wird sofort kehrt gemacht und die Kompanie fährt als allerletzte heim.

Bis zum letzten Tag wird gearbeitet. Am Abend vorher ist großes Autodafé im Lager. Vater Stahlhut, der Gesangs-

dirigent, hat gebeten, daß man von draußen Leuchtpatronen, Artilleriepulver und dergleichen brennbare Kriegsüberbleibsel mitbringen möge. Am Abend türmt sich ein tüchtiger Haufen davon neben dem Theater auf dem freien Platz. Es spricht sich schnell herum: der Gesangverein hat etwas vor, und nach dem Abendessen sammelt sich die ganze Kompanie draußen, denn Stahlhut steht schon im Kreise seiner Sänger da. Jetzt hebt er den Stab. „Ruhe!" – „Pscht!" –

Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten –.

Der Chor singt es unisono und alle anderen fallen mit ein. Gewaltig brausen die Klänge dahin. Beim letzten Vers schwenkt jemand vorn einen brennenden Strohwisch und schleudert ihn auf den Pulverhaufen – ein kurzes helles Zucken, dann flammt es himmelhoch auf, sprüht, zischt und knattert in allen Farben.

Herr, mach uns frei –.

Am nächsten Morgen steht Halm schon früh vor dem Eingang seines Zeltes. In den Bäumen, Richtung Deutschland, funkelt die Sonne. Die Luft ist hell und weich, es könnte ein Märzmorgen sein – Frühlingshoffen. O Freiheit! Doch Deutschland wird nicht restlose Freiheit bedeuten. Wir bleiben auch dort Sklaven. Aber schon das ist unsägliches Glück, seinen Schritt wieder ungehindert lenken zu können wohin man will. Und nicht mehr von Haß und Verachtung umgeben zu sein. –

Das Theater da drüben ist halb abgerissen, der Vorhang hängt in Fetzen, die Bohlen sind gestern noch zum Feuern benutzt. – Hier rundete sich eine Episode deines Lebens, Freund Halm. Wann und wo in Deutschland wird sich die Schicksalsspirale wieder in gleicher Richtung drehen? Es lagen bisher immer lange Pausen zwischen solchem Schaffen, mag sein, daß auch nun wieder die Zeit Ebbe kommt. Aber er ist froh im Herzen. Ich tat, was ich konnte, sagt er sich, ich habe gegeben,

was ich vermochte, habe mich verströmt und bin doch innerlich reicher geworden. Wer gibt, dem wird gegeben. So möchte ich sterben können, so im Bewußtsein des: du hast dein Werk vollendet. Und dann eingehn zur letzten Freiheit – es müßte eine schöne Heimfahrt werden –.

Dann kommen Czesla und Imming. Sie haben ihr Gepäck schon fertig. Zum letztenmal gehn die drei auf ihren Bummel hinter den Zelten und plaudern von der Zukunft. Czesla weiß noch nicht bestimmt, ob er Missionar wird. Es kann auch sein, daß er nach Hause kommt, heiratet und Bauer wird wie seine Vorfahren. Viele von seinen ehemaligen Mitschülern haben geheiratet. Die beiden andern lächeln. „Johannes," sagt Halm, „du mit deinem Wissen – und dann Bauer? Das glaubst du doch selber nicht. Du wirst sicher Missionar." – „Ja, aber der Schritt ist schwer. Man muß viel aufgeben." Imming ist Volksschullehrer. Am liebsten möchte er auf dem Dorfe bleiben. Er hat eine Braut, die wird er bald heiraten und dann möchte er zeitlebens nur noch lesen und dichten. Weiter nichts. „Und du, Halm?" – „Ich? Ach Gott, was habe ich denn für Hoffnungen? Immer nur dichten – das geht ja nicht. Man gibt sich aus und muß wieder ansammeln lassen. Das ist jetzt. In der Zwischenzeit werde ich im Joch gehen wie ein Zugtier. Buchbinder." – „Ich denke mir deinen Beruf ganz schön", meint Imming. „Das kann er sein," erwiderte Halm, „wenn man ihn liebt, aber mir liegt er nicht."

Sie verabreden, bei der Abfahrt zusammenzubleiben. Halm ist der erste von ihnen beim Antreten. Er hält den Platz neben sich für die Freunde frei.

Um fünf Uhr wird das Lager verlassen. Ein letzter Blick zurück auf die Zelte, die einsam unter den kahlen Bäumen zurückbleiben. Das Ende der Gefangenenzeit war gut, aber was vorher war, ist trotzdem nicht wegzuwischen. –

Durch menschenleere Straßen geht es zum „Gare de poche". Da steht schon der „Krifaz Nr. 6". Deutsche Wagen, deutsche Männer auf der Lokomotive. Die französische Wache nimmt in der Mitte des Zuges Platz und die Heimkehrer verteilen sich in den Abteilen dritter Klasse. Halm gewinnt einen Eckplatz und hüllt sich gleich in seine Decke ein. Er ist todmüde. Seit Nächten hat er nicht mehr geschlafen. Neben ihm hockt Imming, dicht an ihn gelehnt; gegenüber Czesla.

Abfahrt. Langsam rollen die Räder an. Die dunkle Silhouette der Stadt weicht aus dem Fenster. Nun einschlafen und erst morgen früh in Deutschland erwachen.

Die Heimkehrerzüge fahren des Nachts. Anfangs sind sie auch am Tage gefahren, aber da hat man sie in Belgien übel empfangen, sie mit Steinen und Handgranaten beworfen — es soll sogar Tote gegeben haben dabei. Tot noch auf der Heimfahrt — es ist nicht auszudenken! Zwar, auch die Deutschen morden. Es sollen tatsächlich Verräter aus dem Zuge gestoßen sein. Hier im Zug ist keiner. Vizefeldwebel Müller, wenn du noch dabei wärest — aber man kann es nicht glauben, daß ihm etwas geschähe — es ist doch alles vergeben und vergessen — nicht vergessen, nein, das nicht — aber vergeben — vorerst —

Erika weiß, daß er kommt, aber er hat ihr den Tag noch nicht geschrieben — absichtlich nicht — sie wird schon vorbereiten — — Erika.

„Was ist? — Schon Maubeuge?" — „Du hast fest geschlafen. Da — auf allen Gleisen stehen Heimkehrerzüge." Vom Fenster aus sieht man in ein hellbeleuchtetes Abteil. Fragen hinüber und herüber, „welche Kompanie? Bei welchem Regiment warst du? Wo gefangen genommen?" Bekannte finden sich.

Und weiter geht es durch die Nacht. Ein schläfriges Gespräch flackert auf und versinkt wieder. „In den andern Zügen war mehr Leben als bei uns." — „Besser so. Solange uns noch der

alte Tiger in den Klauen hat." In der Ecke schnarcht einer entsetzlich. „Gib ihm doch mal einen Rippenstoß!" Der Schnarchende schrickt auf. „Hö? – Schon da?" Man lacht. „Nein, penn man noch ein bißchen, aber säg' nicht wieder so."

Erika – wie das wohl sein wird am ersten Abend – ich bin dir treu geblieben, Liebste, trotz so manchem – aber es war auch nicht schwer –.

Jemand ruft: Lüttich. Der Tag ist da. Der Tag der Heimkehr. Deutschland, vor deinen Toren –

Man setzt sich erwartungsvoll zurecht. Das Fenster wird geöffnet. Dicht am Bahnkörper steht eine Fabrik. Auf dem Hofe einige Arbeiter, die, als sie die Deutschen erkennen, drohende Gesten machen, wie Handgranatenwerfen – einer wirft auch einen Stein – ein junges Weib dreht sich um, hebt die Röcke hoch und weist schamlos die nackte Hinterseite.

Wenige Minuten noch –. Ein Tunnel verdunkelt das Abteil. Als das Licht wieder hereinfällt, geht vorn im Zuge etwas vor sich, Fenster werden geöffnet. Hurrarufe. Deutschland? Rechter Hand steht ein freundliches Haus, in allen Fenstern lachende, winkende Menschen – „Deutschland Hurra!" – „Willkommen in der Heimat!" –

Der Zug fährt in den Bahnhof Herbesthal ein, hält zwischen langen Reihen Güterwagen. Helfer mit der Roten-Kreuzbinde laufen die Abteile entlang. „Alles aussteigen! Es gibt hier Verpflegung." Mit steifgesessenen Beinen torkeln die Heimkehrer über die Gleise. „Dort in der Baracke!" Eine Rote-Kreuz-Schwester steht am Eingang, eine blonde deutsche Frau, und reicht jedem die Hand. „Willkommen in der Heimat!" Drinnen sind lange Reihen weißgedeckter Tische, Tassen drauf und Liebesgaben. Zwischen Czesla und Imming sinkt Halm auf einen Stuhl. Er faßt es noch nicht. Ihm ist, als ob das Herz zerspringen müßte, wenn es so plötzlich dieses Glückes ganz

bewußt wird. „Darf ich Ihnen Kaffee einschenken?“ Halm blickt auf in ein junges, lachendes Gesicht, braune Augen, unter der Schwesternhaube krause Löckchen. Da umflort sich sein Blick und plötzlich läßt er den Kopf auf den Arm fallen und schluchzt stumm in sich hinein. Die Schwester geht weiter: das ist hier nichts Neues –.

Im besetzten Gebiet ist alles Flaggen und Schmücken zugunsten der Heimkehrer verboten, lautet die Rheinlandverordnung. Aber sie können nicht hindern, daß auf den Bahnhöfen Tausende stehen, die die Heimkehrer stürmisch begrüßen. So in Aachen, in Düren, dann geht es rheinwärts. Man rät hin und her, ob nach Köln oder Düsseldorf. Bald nach Mittag ist der Rhein in Sicht. Nun erst kann man aufatmen – die Grenze des besetzten Gebietes! Bis dahin lag es noch immer wie ein Druck auf allen. Kein Gesang, kein ausgelassenes Lärmen im ganzen Zug. Der Franzose ist ja noch dabei. Doch nun bricht das Eis – wie der letzte Drahtverhau jenseits passiert ist und die Wagen über die freie Rheinbrücke donnern, singt alles begeistert: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Und jenseits steht die Wacht: deutsche Reichswehr, junge frische Gesichter unter dem Stahlhelm, saubere Uniformen. Und der Bahnhof ist reich geschmückt mit Grün und Fahnen und Willkommschildern. Kaum steht der Zug, hebt eine Reichswehrkapelle an zu spielen. „Was ist das für ein Lied?“ – „Mitsingen!“ –

– siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein wackrer Held.

Über die Rheinlandbrücke marschiert eilig die französische Begleitung zurück.

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Das Zügle fährt nun schon von Kassel auf Göttingen zu, bedächtig, mit Pausen, als wär's eben nur ein Bummel durch den Sonntagmorgen. Die

Heimkehrer sitzen bei offenen Türen, auf den Trittbrettern, auf den Dächern des Wagens sogar und singen. Und ringsum ist es so friedlich. Glockengeläut aus allen Dörfern — Britschin, nun ist es Sonntagmorgen in der Heimat — —

Göttingen — Fahnen — Girlanden, Grün, Glockenläuten und festlich gekleidete Menschen in den Straßen. Die Militärkapelle voran, ziehen die Heimkehrer ins Übergangslager. Dort, heißt es, sollen sie noch zwei Tage bleiben.

Erika hat von Herbesthal aus eine Karte bekommen, die sie morgen erhalten wird. Sie soll es nicht zu früh erfahren, daß er schon in Deutschland ist, sonst schläft sie keine Nacht mehr vor Aufregung. Jetzt schreibt er ihr, daß er übermorgen nachmittag dort eintrifft.

Am Abend bummelt er mit den beiden Freunden durch die Stadt. Imming erwähnt den Hainbund. „Ich weiß es nicht," sagt Halm, „warum man nun soviel Aufhebens von diesem Drum und Dran eines Dichterlebens macht. Hier war der Hainbund, gewiß. Aber wen interessiert das groß? Am meisten doch nur die, die selbst dazu gehört haben. Wir andern haben ja gar keinen seelischen Konnex damit. Wen wird es jemals interessieren, zum Beispiel, was wir alle in der Gefangenschaft erlebt haben?" — „Vielleicht doch mehr, als man glaubt", sagt Czesla versonnen. „Heinrich, du müßtest es aufschreiben." — „Das ist ausgeschlossen. Ich bin froh, daß ich das alles hinter mir habe. Soll ich es noch einmal durchleben — seelisch?" — „Es ist Pflicht, Freund Heinrich — aus mancherlei Gründen."

Sie gehen in ein kleines Restaurant und trinken das dünne Bier. „Wollen wir uns morgen nicht photographieren lassen?" schlägt Imming vor. Czesla lacht und schüttelt den Kopf. „Ich bin nicht dafür zu haben. Das beste Bild von uns tragen wir in der Seele heim."

Am nächsten Tag erfahren sie, daß sie schon zum Abend entlassen werden. Der Zug, den Halm benutzen will, fährt zwölf Uhr nachts und ist mittags in seiner Heimatstadt. Erika erwartet ihn erst nachmittags. Er verzichtet darauf, zu telegraphieren und nimmt sich vor, sie zu überraschen.

Von den Freunden wird Abschied genommen. Man scherzt und lacht dabei und tut, als ob es sich nur um eine Trennung für Tage handelt – und weiß doch, daß man sich vielleicht nie wiedersehen wird im Leben.

Hannover. Dann geht es endgültig heimwärts. Ein Gespräch entspinnt sich im Abteil. Man erkennt den Heimkehrer an der unglaublichen Mütze, die es im Übergangslager gegeben hat. Er wird nach seinen Erlebnissen gefragt. Aber Halm schüttelt den Kopf. „Da könnte ich bis morgen erzählen. Es war schlecht und zuletzt gut.“ – „Das Schlechte vergißt man“, sagt ein alter Mann ihm gegenüber. „Nein, vergessen wird das nicht,“ ruft Halm, „das Kapitel Candor ist noch nicht abgeschlossen.“ Man weiß nicht, was er damit meint, und fragt auch nicht weiter. Ein paar junge Herren ihm gegenüber unterhalten sich dann von guter Gefangenenbehandlung, die ein Bekannter erfahren hat. Neben Halm sitzt eine junge Frau. „Sind Sie verheiratet?“ wendet sie sich jetzt an ihn. „Ja.“ „Ich habe vor acht Tagen auch meinen Mann wiederbekommen“, erzählt sie dann. „Er ist ebenfalls in Candor gewesen, so alt ist er dort geworden, daß ich ihn kaum wiedererkannt habe.“ Der Zug hält. Sie reicht ihm die Hand. „Grüßen Sie Ihre junge Frau von einer Leidensgefährtin.“

Am Bahnhof steht ein Sanitätsmann, der den Heimkehrer empfängt und in den Warteraum geleitet. Dort bekommt er Essen – einen Teller Kartoffeln mit Weißkohl. Fleisch ist nicht dabei. Deutschland muß den Heimkehrern zeigen, daß es noch knapp ist an Fleisch.

Erika ist natürlich nicht da. Sie erwartet ihn ja noch nicht. Er geht wie ein Schlafwandler durch die Straßen und schaut immer nach einem grünen Kostüm und weißen Hut aus. Da ist das Haus hinter der Kirche. Dort oben das „Schwalbennest", sein Arbeitszimmer. Die alte Tür – Herz, nun wappne dich! – Die unterste Stufe knackt noch immer so wie früher – auch die vierte von oben, – er schellt dreimal – ein erstaunter Ruf irgendwo – schnelle Schritte – „Heinrich!" – „Erika, Liebste!" – – –

Sie sitzt im Wohnzimmer auf seinem Schoß, betrachtet ihn, streichelt sein Haar. – „Wie bist du grau geworden, Heinrich." – „Ist das ein Wunder? Aber du –" und er sucht in ihrem Haar, dem „Goldfiligran". „Ach," sagt sie verschämt, „ich habe die graue Strähne untergeschoben." –

Inhalt:

Ankündigungen
der Verlage
K. F. Koehler und
Koehler & Amelang
in Leipzig

Fahnenjunker Volkenborn.

Roman von Georg Grabenhorst. 1. Aufl. September 1928, 3. Aufl. April 1929. Preis geheftet 3.30 M., Ganzleinen 5.50 M. In diesem „Roman des deutschen Kriegsfreiwilligen" hat der Dichter den vielen Hunderttausenden, die nicht von der harten, nüchternen Pflicht des Staatsbürgers getrieben, sondern freiwillig immer und immer wieder ihr Leben für das Vaterland in die Schanze schlugen, ein bleibendes Denkmal gesetzt.

„Die Tragik der deutschen Kriegsgeneration hat bisher noch keinen beredteren Ausdruck gefunden." (Deutsche Tageszeitung, Berlin.)

„Volkenborn ist der Schicksalsroman der jungen deutschen Kriegsgeneration, ... einer der Schlüssel zum Verständnis der Seelenverfassung der Jungen, die durch diesen Krieg gingen." (Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung, Berlin.)

„Dieses Buch, herzangreifend durch die Unbestechlichkeit des Berichts, durch die Ehrlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Genauigkeit der Angaben, enthält den Krieg. Jede Art Krieg, jede Art Fesselung und Entfesselung, jede Art Erbeben und Herzbeben ... Es ist ein Buch vom Krieg der Soldaten." (Die Literarische Welt, Berlin.)

Kriegstagebuch eines Richtkanoniers.

Das erste Kriegsbuch eines Artilleristen von Gerhard Siegert. Steif kartoniert 4.25 M. Ganzleinenband 5.50 M.

„Der Verfasser ist als aktiver Kanonier in den Krieg gegangen, und zum ersten Male liegt hier eine wahrheitsgetreue Schilderung der Empfindungen und Gefühle vor, mit denen der einfache Mann unseres alten aktiven Heeres ins Feld zog ... Er schreibt über sich selbst hinaus, ist nicht mehr der einfache Richtkanonier, sondern schlechthin der deutsche Frontsoldat, wie ihn glutheiße August- und Septembertage sahen." (Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung.)

„Die Schilderung des ersten Kampfes bei Tintigny, der Vernichtung der französischen Batterie bei Mesnil, des Galopps durch das brennende Dorf, der Abwehr des Alpenjäger-Angriffs bei Pinarville und vieles andere sind literarische Meisterstücke." (Schlesische Zeitung, Breslau.)

„Ein lebendiges, ungeschminktes Buch, nach dem viele um so lieber greifen werden, als die Tätigkeit des Frontartilleristen bisher wenig Würdigung gefunden hat. Die Schilderung des Rückzuges (an der Marne) gehört zum Erschütterndsten, was davon geschrieben wurde." (Münchner Neueste Nachr.)

Auf eigene Faust.

Meine Erlebnisse vor und während des Weltkrieges in Marokko. Von Albert Bartels. Ganzleinen 8 Mark. Vom Ausbruche des Weltkrieges in Marokko überrascht, wird der deutsche Kaufmann Bartels von den Franzosen in ein Gefangenenlager verschleppt, erleidet die unsäglichen Quälereien, die welsche Brutalität und Gemeinheit unter dem Gluthimmel Marokkos an den unschuldigen Zivilgefangenen begeht, entflieht auf spanisches Gebiet und faßt hier den Entschluß, auf eigene Faust Krieg gegen Frankreich zu führen. Dreieinhalb Jahre lang führt er die vielfach wechselnden Streitkräfte zu immer neuen Kämpfen, um soviel wie möglich Kräfte des überlegenen Feindes zu fesseln und vom europäischen Kriegsschauplatz fernzuhalten. Oftmals von Mißtrauen verfolgt, verraten, heute siegreich, morgen im Kampf unterlegen, findet er immer wieder Mittel und Wege, um Herr der Lage zu bleiben.

„Ich wüßte kein Buch, das auf mich eine so nachhaltige Wirkung ausgeübt hätte, wie das des Hamburger Kaufmanns, der, ganz auf sich selbst gestellt, den Weltkrieg bis ans bittere Ende gegen die Franzosen auf marokkanischem Boden durchgeführt hat." (Der Jungdeutsche, Berlin.)

„Ein prächtiges Buch, ein wahrhaft deutsches Buch." (Hambg. Korrespond.)

*

Soldatenblut.

Vom Baltikum zu Kemal Pascha. Von Hauptmann Tröbst. Illustrierter Ganzleinenband 7.50 Mark. Erlebnisse eines preußischen Offiziers, der, aus dem Baltikum kommend, auf Taten auszieht, über Serbien, Bulgarien als blinder Passagier nach Konstantinopel und Angora gelangt, schließlich als Offizier unter Kemal Pascha den Befreiungskampf der Türkei miterlebt. Erinnerungen eines tatkräftigen Soldaten, der mit gesundem Humor jede Lage zu meistern versteht.

„Ein Abenteurerbuch bester Art." (Leipziger Abendpost.)

„... Mit atemloser Spannung folgt man dem Verfasser ... Mit scharfem Blick werden Land und Leute erfaßt, mit erstaunlicher Klarheit die militärischen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen geschildert, unter denen sich das zu Boden geworfene Osmanenreich unter der eisernen Hand eines großen Führers seinen Platz unter den Völkern wiedererringen konnte ... Ein Buch, an dem jung und alt in deutschen Landen seine Freude haben wird ..." (Berliner Lokalanzeiger.)

Memoirenwerke über den Weltkrieg:

von Tirpitz, Großadmiral: Erinnerungen. Die Erinnerungen des Schöpfers der deutschen Flotte, des stärksten deutschen Politikers der Kriegszeit, sind ein Werk von dauernder Bedeutung, wird in ihnen doch von einer weltüberblickenden Warte eine Fülle hochinteressanter, bisher unbekannter Tatsachen veröffentlicht, die klarlegen, daß Deutschland seinen Platz in der Welt hätte behaupten können. Ganzleinenband 9.60 M. Volksausgabe (gekürzt) geb. 3.50 M.

von Stein, Kriegsminister: Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Halbleinen 4.80 M.

von Lettow-Vorbeck, General: Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Der Heldenkampf unserer Schutztruppe gegen eine vielfache Übermacht, mit all seinen Strapazen und ungeheuren Leistungen, wird hier von ihrem Führer fesselnd geschildert. Illustrierter Ganzleinenband 10 M.

von François, General d. Inf.: Gorlice 1915. Der Karpathendurchbruch und die Befreiung Galiziens. Halbleinen 4 M.

von der Goltz, General: Meine Sendung in Finnland und im Baltikum. Von dem Wirken des Generals in Finnland und im Baltikum, von der Riesengefahr, die er mit seinen Truppen in schweren Kämpfen gegen die Bolschewisten vom deutschen Vaterlande abgewendet hat, konnten sich bisher nur wenige ein Bild machen. Halbleinenband 4 M.

Frhr. von Hausen, Generaloberst: Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Halbleinen 4 M.

von Hoeppner, General der Luftstreitkräfte: Deutschlands Krieg in der Luft. Eine streng sachlich gehaltene Würdigung der Leistungen unserer Heeresluftmacht im Weltkrieg. Halbleinen 5.60 M.

Michelsen, Vize-Admiral, s. Z. Befehlshaber der U-Boote: Der U-Bootskrieg 1914—1918. Die erste authentische Geschichte des U-Bootskrieges. Reichillustrierter Ganzleinenband 9 M.

Nicolai, Oberst: Geheime Mächte. Internationale Spionage und ihre Bekämpfung im Weltkrieg und heute. Halbleinen 3.25 M., Vorzugsausgabe Halbleder 7 M.

von Reuter, Admiral: Scapa Flow. Das Grab der deutschen Flotte. Illustrierter Ganzleinenband 4 M. Halblederband 9 M.